

2 Bde vollst.
Orig. Ausgabe
Hayn-Gotendorf II 177.

Eros

oder

Wörterbuch

über

die Physiologie

und

über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen

in Hinsicht

auf seine Sexualität.

Erster Band.

A — L.

Berlin, bei August Rücker.

1823.

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs mal-intentionnés.

La Bruyère.

Ich protestire feierlich gegen alles Aergerniß, alle Klagen, alle bösliche Auslegung, alle falsche Anwendung und jede Krittelei, gegen die schlechten Spaßmacher und die übelwollenden Leser.

Vorrede.

Es sah der erste Mensch im ersten Traum sich wippen,
Und stieg und fiel, bald hoch, bald tief,
Verlor in Dornen sich, stieß sich an Marmorklippen
Und träumte von zerbrochnen Rippen,
Und wußte nicht, welch' Glück er sich erschlief:
Bis ihn sein holdes Weib mit süßgespitzten Lippen,
Zum fröhlichen Versuch, sich munter dran zu nippen,
Aus den geträumten Dornen rief.

— — —
— — —

v. Thümmel.

Mit dem Gefühl der Liebe also erwachte der erste Mensch aus seinem ersten Schlafe, und es ist ohne große Prophetengabe vorher zu sagen, daß der letzte Mensch dereinst nach seinem letzten irdischen Schlafe noch Liebe athmen wird, wenn irgend er noch gesun-

denn hieraus der ägyptische Mythus vom Osiris und der Isis entstand. Osiris war vermuthlich das himmlische, oder männliche Lebensprincip der Natur, das vorzüglich in Gestalt der Sonne erschien, und die Isis ward, als Gegensatz der Sonne, Symbol der erzeugenden Erde. Aus dem Zusammenwirken dieser beiden Wesen entstanden Götter, Menschen, Thiere, Pflanzen, ja Steine, und wie sehr ernst auch diese heidnische Sage jenes Wunder der fortdauernden Weltschöpfung anstaunte, zeigt sich symbolisch auch noch aus der ägyptischen Vergötterung der Böcke und Stiere, (Apis) als lebendige Repräsentanten der physischen Zeugungskraft.

Die feinfühlenden, Alles durch ihre zarte Phantasie veredelnden und verschönernden Griechen, erkannten nicht weniger tief als jene morgenländischen Völker die Heiligkeit der Alles befruchtenden, Alles erzeugenden, Alles gebährenden Liebe, und schufen eine sie versinnlichende Gottheit, den alten Eros, wir mei-

nen den Liebesgott in der griechischen Ur-Mythe, den sie sehr sinnreich als den ältesten aller Götter ansehen, der vor allen Erzeugungen schon da war, und zuerst das träge Chaos anregte und befruchtete, daß es die Finsterniß gebahr, aus welcher Aether und Tag, das heißt Himmel und Erde und ihre Gestaltungen, sich emporrangen.

In der neuern, griechischen Mythe, die viel weniger metaphysisch-religiös, als poetisch-allegorisch ist, wurde der Gott der Liebe die Frucht der Verbindung der Schönheit (Venus) mit der vollen Mannskraft (Mars) und es ist nicht zu verwundern, daß aus dieser, daß aus einer solchen Verbindung jenes schöne, geistig und körperlich gleich wunderliebliche Geschöpfchen hervorging, in dessen Verherrlichung die griechischen Dichter und Künstler sich zu überbieten wetteifern. In allerlei Gestalten kommt in den übrig gebliebenen Kunstwerken der Alten der Eros, der Amor vor, bald auf der Erde, bald

im Wasser, bald in der Luft, denn die Liebe regt und bewegt sich überall! Meistentheils trägt er die Gestalt eines geflügelten Knaben mit Köcher und Pfeil, oder auch mit einer brennenden Fackel versehen, und das Gefühl der den Menschen erregenden Liebe ist seit jener Mythe bis auf — die neusten Almanachspoeten herab nicht passender als mit dem Schmerz einer Wunde, eines Feuers verglichen worden. In andern griechischen Kunstbildern reitet Eros einen Centauren, oder er bändigt einen Löwen, denn selbst Ungeheuer oder wüthende Bestien fühlen:

wie sich Cupido regt, und hin und wieder springt.

Göthe.

Auch der rauhe Kriegsgott, sein eigner Vater, wird von dem mächtigen Knaben entwaffnet, denn er trägt in einer schönen Antike Helm, Spieß und Schild des Mars. Aber wir brechen hier ab, und heben schicklicher den Faden in der Einleitung wieder auf.

Den alten Eros also stellen wir als Schutzpatron an die Spitze eines Werkes, das ihm, das dem Triebe gewidmet ist, der die physische Welt fortdauernd erhält, und der sich als primum movens und ultimum moriens, als der erste und der letzte Lebenshauch durch alles Geschaffene zieht. Dürfen wir zweifeln, daß Untersuchungen über diesen Trieb die Aufmerksamkeit denkender Leser zu fesseln und rege zu halten im Stande seien?

Untersuchungen aber über die physische Liebe, das Wort jetzt ohne Bild im allerweitesten Sinne genommen, bilden den Inhalt der Abhandlungen, die wir in diesem Werke dem Publikum übergeben. Wie dieser Trieb im Menschen sich durch alle Zeiten und Völker, durch alle Staats- und gesellschaftlichen Umwälzungen in seiner Macht aufrecht erhalten, und nur unter verschiedenen Umständen sich verschieden modificirt hat, so müssen wir, wo es auf eine genü-

gende Beleuchtung dieses Naturtriebes ankommt, den Menschen durch alle seine Lebensalter, durch alle Länder und Zeiten, durch die Geschichte seiner Cultur hindurch verfolgen, und sehen, wie sich der Geschlechtstrieb in der Physiologie, der Naturgeschichte und in der Culturgeschichte unsres Geschlechtes verhalten hat. Der specielle Inhalt des vorliegenden Werkes ergiebt sich aus dieser Darlegung seines Thema's gleichsam von selbst. Was irgend in der Physiologie, das heißt in der Geschichte der Verrichtungen des gesunden menschlichen Körpers, in näherm oder entferntem Bezuge auf die physische Liebe steht, also die verschiedenen Theile des Körpers, seine Bewegungen, seine Ruhe, seine vitalen Functionen, Alles dies verdiente, eben in Bezug auf jenen Trieb, wissenschaftlich beleuchtet zu werden. Man blicke in dieser Hinsicht im vorliegenden ersten Theile nur auf die Abhandlungen: Alter, Anmuth, Athem, Au-

ge, Ausdünstung, Bart, Befruchtung, Begattung, Beischlaf, Brust, Empfängniß, Enthaltsamkeit, Entwicklungsjahre, Erektion, Fruchtbarkeit, Geruch, Geschlecht, Hals, Haut und viele Andre.

Die Culturgeschichte des Menschen ferner bot uns für unser Thema sehr reichlichen Stoff, wie wir in den Abhandlungen: Amulet, Ausschweifung, Bad, Beschnittene, Brautnacht, Callipädie, Castrat, Cicisbeat, Cul de Paris, Entjungferung, Freudenmädchen, Hagestolz, Hochzeit, Knabenliebe, lesbische Liebe u. s. w. bewiesen zu haben hoffen.

Genug aber über den materiellen Theil unsres Werkes, und über den Standpunkt, auf den wir den Leser beim Eingange desselben zu stellen uns veranlaßt fühlten. Nöthig aber scheint uns noch ein Wort über die formelle Seite des Buchs.

Vor allem müssen wir sagen, daß eine große Zahl unsrer Abhandlungen ihr Entstehen einem großen, weit-

schichtigen, wissenschaftlichen, französischen Werke: Dictionaire des Sciences médicales verdankt, das, nur für Aerzte geschrieben, selbst nur sehr wenigen unter diesen in Deutschland zugänglich ist, und den Lesern, für die wir schrieben, ganz unbekannt und unzugänglich sein und bleiben dürfte; für alle diese Abhandlungen gebührt also unsern Mitarbeitern nur das Verdienst einer faßlichen und klaren Uebertragung. Viele, sehr viele andre Abhandlungen aber mußten für den Zweck unsres Werkes ganz neu und original geschaffen werden. Das Publikum mag und wird über den Werth oder Unwerth dieser Arbeiten entscheiden: die Redaction aber muß gestehn, daß es eines ihrer Hauptgeschäfte gewesen ist, den verschiedenen Gedanken und Arbeiten ihrer Mitarbeiter jene gemeinsame Physiognomie zu geben, ohne die ein lexicographisches Werk immer Stück- und Flickwerk bleiben wird.

Wenn es wahr ist, was Lichtenberg sagt,

> daß sich Schriftsteller bei ihren Werken immer eine gewisse Klasse von Lesern denken, an die sie sich adressiren, oder daß sie wenigstens dann am besten schreiben, wenn sie so verfahren,

so gestehen wir, daß wir uns reine, ernste, reife und gebildete Leser gedacht haben, die gern über eine der heiligsten Interessen des irdischen Menschen belehrt sein möchten: der unreife, allzujugendliche Mensch soll und darf über dies Interesse noch nicht denken, weil seine feurige Phantasie leicht dadurch eine verkehrte Richtung nimmt; den Wüstling, der in Untersuchungen dieser Art vielleicht Kitzel für seine erschlafften Sinne sucht, abhorriren wir hiermit auf das Feierlichste, und für die Ungebildeten mögen in Gottes Namen die medicinischen Charlatans fortfahren, ihre ekelhaften Broschüren und „Rathgeber" und „guten Rathschläge" zu fabriciren, und damit einen Zoll an die Leichtgläubigkeit und Rohheit des Pöbels zu erheben. An Sie also, reine, ernste, gebildete und reife Leser adressiren wir uns, und deswegen haben wir es uns selbst zur Pflicht gemacht, mit einem Gewande und in einer Sprache vor Ihnen zu erscheinen, die Sie gewohnt sind, und die Sie hoffentlich auf den ersten Blick in unser Werk lehren werden, daß es selber gebildete Männer, keine un-

wissenden, crassen Empiriker sind, die Sie um Gehör bitten.

Daß wir überall die einförmig dahinschreitende, ernste und kalte Sprache der wissenschaftlichen Untersuchung durch die „Aussichten in die Hesperiden-Gärten der Dichtung,“ wie Jean Paul sagt, zu beleben, und zu würzen gesucht haben, das können, glauben wir, höchstens nur jene Uebelwollende einen Augenblick sonderbar finden, die wir auf dem, dieser Vorrede voranstehenden Motto kräftig und aus innerstem Herzen von uns abgewehrt haben.

Mit Solchen rechten wollen, wäre vergebliche Mühe. Gewisse Geschöpfe in der Natur saugen ja aus Allem Gift!

Leipzig, 1822.

Die Redaction.

A.

Amor. Aphrodite.

(Zugleich als Einleitung zu diesem Werke.)

Nach der ältesten Mythologie, wie wir sie beim Orpheus und Hesiodus finden, ist Amor, der griechische Eros, als uranfängliches Wesen verehrt. Er erregte und bewegte das unförmliche, gestaltlose Chaos, und es gingen daraus Gestaltungen und Erzeugungen hervor. Diese einfache, alte Mythe spricht unübertrefflich sinnreich die ganze Bedeutung des Begriffes: Liebe aus. Durch die ganze belebte Natur geht Ein schöner Trieb, der das Verwandte zu dem Verwandten zieht, der Alles in fortdauernder Gestaltung erhält, und mit dessen Erlöschen die Vernichtung der organischen Welt gegeben wäre. Früh schon erkannte der Mensch die Wichtigkeit des weiblichen Princips für diesen göttlichen Trieb, und bald war die Venus Urania, die vom Himmel (Uranos) unmittelbar Entsprossene, mit jenem schaffenden, erhaltenden Geiste identificirt. Wie aber das Menschengeschlecht sich von seiner ursprünglichen Einfalt mehr und mehr entfernte, so traten auch die ältern Mythen, die eigentlich nichts anders sind, als die einfachen metaphysischen Begriffe in ein mystisches Gewand gehüllt, in den Hintergrund, und menschlichere Auslegungen dieser Begriffe traten an ihre Stelle. Die neuere Mythe ließ Venus Anadyomene aus dem Meere hervorsteigen, vielleicht damit den Glauben mehrerer alten Völker andeutend, daß der Mensch aus dem Wasser entstanden sei, (das ja schon nach Thales der Anfang aller Dinge ist); weshalb wir mehrere alte Götter, den ägyptischen Ichton, den Philistergott Dagon, den phönizischen Gott Decreto u. m. A. als dem Wasser entstiegen finden. Die neuere Mythe verband ferner den alten Eros mit der Aphrodite, indem sie ihn aus dem Schooß dieser Göttin hervorgegangen, ihn ihren Sohn sein ließ.

Wer kennt nicht die Fülle der reizendsten Symbole, mit denen die blühende Phantasie der Alten die Allegorie der Liebe schmückte? **Venus** ward das reizende Ideal weiblicher Schönheit. Auch die leichten Gewänder der Alten waren noch zu drückend für die ätherischen Formen dieses Ideals, und die Künstler dachten und bildeten sie nackt, am liebsten als aus dem Bade kommend, zugleich hiermit auf jene alte Anadyomenen-Mythe und (nach unserer Auslegung, gewiß auch) auf den erfreulichen Gedanken der höchsten Reinlichkeit hindeutend. Berühmt vor Allen ist unter diesen Abbildungen der oft nachgebildete Prototyp der sogenannten medicäischen Venus geworden; sie steht da

— — halb abgewandt,
Und deckt mit einer Hand,
Erröthend, in sich selbst geschmiegt,
Die holde Brust, die kaum zu decken ist,
Und mit der andern — was Ihr wißt.

Wieland.

Amor ward in der neueren Mythe ein loses, schönes Knäbchen, als Symbol der ersten, unschuldig-schelmischen Jugendliebe; man gab ihm Pfeil und Bogen, womit er die Herzen verwunde, hindeutend auf die tiefen Schmerzen der unglücklichen Liebe; man gab ihm auch wohl eine brennende Fackel, denn treffender als mit einem Feuer hat kein Volk, keine Sprache das Gefühl der Liebe zu vergleichen gewußt; man gab ihm eine Binde um die Augen, denn es ist das große, weise Gesetz in der Natur, daß nicht trockner, überlegender Verstand, daß nicht klügelnde Wahl, sondern ein blinder Instinkt das Geschöpf zum Geschöpfe zieht; man gab endlich dem **Amor** einen Bruder **Kupido**, denn ach! das Verlangen ist der Bruder, der treuste Gefährte der Liebe!

Und so finden wir in allen diesen sinnreichen Mythen die ganze Bedeutung des Begriffes: Liebe, eben so poetisch als wahr ausgesprochen. Denn Liebe ist das unwiderstehliche, tyrannisch herrschende Gefühl, das den Menschen (bei dem wir jetzt stehen bleiben wollen,) zu einer möglichst innigen Vereinigung mit einem andern Menschen antreibt. Wie nun der Mensch aus einem edlern, geistigen, und einem gemeinern, körperlichen, Stoffe zusammengesetzt ist, so modificirt sich seine Liebe, je nachdem sie sein göttliches oder sein irdisches Erbtheil in

Anspruch nimmt. Die Liebe zu Eltern, Geschwistern und Kindern gehört wohl nur uneigentlich zu dem Bereiche menschlicher Gefühle, den wir hier im Auge haben; wohl aber die Liebe, die den schönen, den guten Menschen (in der griechischen Bedeutung der Wörter schön und gut) zu einem andern Mitmenschen hinzieht, in welchem er das Ideal moralischer Vortrefflichkeit eben so möglichst erreicht glaubt, als der mehr menschlich-irdisch liebende in seiner Geliebten die Summe physischer Liebenswürdigkeit zu finden wähnt. Jene Liebe hat man, nach Plato's Erläuterungen darüber, die Platonische Liebe genannt, ein Begriff, der von spätern Spöttern so herabgewürdigt worden ist, daß man in neuern Zeiten sich seiner mehr als zu oft nur in satyrischer Beziehung bedient hat. (S. Platonische Liebe).

Wir müssen es den Moral-Compendien überlassen, den Menschen in seiner moralischen, höhern Sphäre zu erfassen, und dort mag denn auch der Begriff der mehr geistigen Liebe noch näher deducirt werden. Unser Zweck aber hier ist, die physische Bedeutung des Menschen in seinen Geschlechts-Verhältnissen belehrend zu entwickeln, ein Thema, das gewiß der innigsten Beherzigung werth ist, und hierzu möge vor Allem eine Darstellung gegeben sein von dem Gange, den die Entwickelung der physischen Liebe in dem Menschen nimmt.

Um die Zeit der Pubertät, (s. Entwickelungsjahre) wo die Organe, die zur Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechts bestimmt sind, sich entwickeln, selten früher, beginnt ein Gefühl im Menschen zu erwachen, das ihn zum erstenmale in seinem Leben darauf hinführt, daß er allein sich auf die Länge nicht genügen werde; er fühlt eine unbehagliche, geistige Leere in sich; Alles, was ihn in seinem bisherigen Leben erfreute, verliert seinen Reiz für ihn, oder tritt doch wenigstens sehr in den Hintergrund; er richtet zum erstenmale mit einem sehnenden, suchenden Blicke seine Augen auf die Menschen; es ist zuerst ein Drang zur Mittheilung, er möchte einen Freund, eine Freundin haben, dem er dies und jenes kleine Geheimniß anvertrauen dürfte, er sagt sich zunächst mit Don Karlos:

— Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,

Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern!

Bald sieht aber der junge Mann, das junge Mädchen, in diesen fremden Augen, diesen fremden Wangen noch etwas Anders, als den theilnehmenden Freund, und schon glüht der erste Funke aus Amors Fackel in ihnen. Sie nähern sich, ein ätherischer Duft scheint Jedem die Atmosphäre des Andern zu bilden: die sich so eben noch freundlich offen begegneten, treten jetzt verschämt und erröthend vor einander zurück, die Hände berühren sich leise, leise, und ein zuckender Blitz fliegt zitternd durch die Nerven — höher hebt sich des Mädchens junger Busen — schneller pocht des zarten Jünglings Herz — sie fliehn sich — suchen die Einsamkeit — Gefühl, Gedanke, Alles geht unter in der Einen, beseeligenden Erinnerung an das liebe Ideal — denn schon sieht Jedes in dem Andern einen Engel, ein göttliches Wesen —

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —

Schiller.

Man findet sich wieder — neue Lust, neues Entzücken — verstohlen fliegen Blicke hinüber und herüber — vergebens suchen die Züchtigen das milde Feuer den Uneingeweihten zu verbergen — es zu nähren ist ihr höchstes Glück — und „die schöne Zeit der jungen Liebe" ist mit ihrem rosenfarbnen Schimmer über die Beseeligten hereingebrochen!

Du Götterstand der ersten Liebe,
Was hat das Leben, das dir gleicht!
Du schöner Irrthum schöner Seelen!
Wo ist die Lust, die nicht der hohen Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war, in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsres Selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog — Sie
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur! aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben saugen!
Von Allem um uns her Nichts sehen, außer Ihr:

Selbst in Elysiums goldnen Auen
Nichts sehen würden, außer Ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzuschauen!
Wieland.

Immer freier und offener werden bald die Liebenden gegeneinander; dreister sieht man sich in das feurige Auge, weniger verschüchtert drücken sich die Hände — nie noch waren sie sich so nahe als jetzt, wo ein glücklicher Augenblick die Geliebten allein sieht — Keiner will — aber Keiner verweigert — und in der ersten Umarmung besiegelt der erste Kuß das schöne Bündniß!

Amor steckt von Schalkheit voll,
Macht die armen Weiblein toll.
Shakespeare.

Der boshafte Götterknabe feiert seinen ersten Triumph, und er feiert ihn um so muthwilliger und ausgelassener, da er wohl weiß, daß der Erste nicht der Letzte sein, daß er nur der Vorläufer von einer großen Reihe von Siegen sein wird. Denn aus dem Wonnemeere des ersten Kusses entsteigt ein Heer von neuen, bisher ungeahndeten Gefühlen, und nun beginnt der Körper seine mächtigen Rechte geltend zu machen. Die Empfindungen, die die Liebenden beseelen, bleiben nicht ohne sichtliche und fühlbare Reaktion auf den Körper, (S. Entwickelungsjahre); und wie ja Geist und Körper in einem wunderbar-geheimnißvollen Cirkel ununterbrochen auf einander einwirken, so reizt denn auch seinerseits der aufgeregte Körper der Liebenden ihren exaltirten Geist. Ihr Gefühl hat nicht mehr jenen stillen, züchtigen Charakter, die freudig flackernde Flamme ist zur tief wühlenden Gluth geworden, Bruder Kupido erwacht aus seinem Schlafe, und, um mit Sterne zu reden, „schon laufen einige Fäden von Verlangen mit durch das Gewebe der zärtlichen Empfindungen.“ Länger und inniger halten die Liebenden sich umschlungen, feuriger regnen die Küsse auf die brennenden Lippen, und Jedes denkt schon nach der Trennung:

Ein Kuß mag freilich sehr behagen —
Doch ist's am Ende nur ein Kuß!
Wieland.

Hindernisse aller Art thürmen sich den Liebenden entgegen, je häufiger sie sich nach Zusammenkünften sehnen, aber auch die Hindernisse sind das schlaue Werk des Schalks Amor,

L'obstacle irrite ses désirs —
Piron.

Mit der steigenden Macht der körperlichen Empfindungen — denn jetzt spielen schon die Nerven die Hauptrolle in dem schönen Drama dieser ersten Liebe — erwacht aber auch der moralische Sinn des noch unverdorbenen Gemüthes. Jedes beginnt recht deutlich zu ahnen:

qu'à la fin la bagatelle s'y méle un peu;
Sterne.

Jedes gesteht sich schon heimlich und angstvoll, wozu sein Verhältniß mit dem geliebten Gegenstande führen könne, führen werde, und mit aller Kraft des bessern Ich suchen sie nun das entartete Gefühl zurückzudrängen. Zu spät! Das sind die „Drangsale," in welche die Liebe selbst den alten Schelm Polonius im Hamlet nach seinem eignen Geständniß in seiner Jugend gar gewaltig gestürzt hat! Und wahrlich

Im süßen Kampfe mit Cytheren
Sich ehrlich seiner Haut zu wehren,
Ist nicht so leicht als Mosheim denkt!
v. Thümmel.

Der blinde Trieb, der Instinkt behält die Oberhand — die Liebenden leben in fortwährendem Rausche — die ganze, umgebende Welt erscheint ihnen gleichsam wie in einen Nebel gehüllt, in welchem sie nichts erkennen, und nichts erkennen mögen, als den Gegenstand ihres heißen Verlangens — getrennt von einander ruft ihnen ihre geschäftige Erinnerung alle genossenen Wonnen zurück, (man denke nur an Gretchens schwärmerisch-wahren Monolog im Faust), oder die erhitzte Phantasie mahlt ihnen gar neue Freuden mit den zauberischesten Farben vor: — — endlich kommt die Sklavin des Amor, die Göttinn Gelegenheit ihrem Herrscher zu Hülfe, — — — und Venus Urania, die Mutter des Menschengeschlechtes, breitet triumphirend ihren Schleier über die Glücklichsten aus!

So haben wir, naturgemäß, was auch die Schwärmer und alle die dagegen einwenden mögen, die den Menschen von seiner irdisch-thierischen Seite nicht kennen, naturgemäß also den Gang dargestellt, den die Liebe in zwei Personen verschiedenen Geschlechtes zu gehen pflegt. Wir bitten nun den geneigten Leser, uns in die einzelnen Entwickelungen der Verhältnisse folgen zu wollen, in denen die Sexualität des Men-

schen sich spiegelt. Auch physiologische Verrichtungen und Gegenstände, die nur in entfernterer Beziehung auf das Geschlechts-Verhältniß stehen, werden uns hier nicht unwichtig scheinen, wo es auf eine vollständige Naturgeschichte des Menschen in seinen Beziehungen auf das Geschlecht ankommt.

Alter.

Diese letzte Lebensepoche characterisirt sich, wie jede der übrigen Perioden des Lebens, durch gewisse, ihr eigenthümliche Lebensäußerungen.

Voll Hoffnung fängt die Jugend strebend an
Und der Bemühung Früchte winken ihr
In goldnem Glanz; doch immer weicht das Ziel.
So schleicht das Alter unerfreulich näher,
Und ganz zum Nachtheil wenden sich die Zeiten,
Daß wir, je mehr sich die Erfahrung häuft,
Je minder stets erlebt zu haben wünschen.

A. W. Schlegel.

Den verschiedenen Abstufungen nach, die sich in den Phänomenen des Alters wahrnehmen lassen, theilt man diese Lebensepoche in drei Grade. Im ersten, der die Zeit vom sechszigsten bis zum siebenzigsten Lebensjahre umfaßt, genießt der Mensch oft noch einer festen Gesundheit, und eines ziemlich ungetrübten Gebrauchs seiner Geisteskräfte, aber er empfindet schon das Vorgefühl eines spätern Altergrades. Dieser zweite Grad, der bis in's achtzigste oder dreiundachtzigste Jahr hineinreicht, zeichnet sich schon merklich durch das Abnehmen der physischen Kräfte aus: die Zähne fallen aus, die Stimme wird dünn und schwach, die Zeichen der Männlichkeit verschwinden mehr und mehr; verschiedene Uebel treten hervor, und belästigen den Greis, dessen Geisteskräfte schon nicht mehr stark genug sind, um sie männlich zu ertragen. Das allmählige Absterben, die zunehmende Schwäche aller Organe und Verrichtungen bezeichnet nun endlich den dritten Grad des Alters: der Mensch sinkt in den Zustand der Kindheit zurück, die Sinne schwinden, unzählige Uebel und Kränklichkeiten erschweren die letzten Lebenstage, bis endlich der Tod den Vorhang über die öde Scene wirft, und dem ausgespielten Drama ein Ende macht.

Aber diese drei Grade existiren im Leben nicht immer so strenge von einander geschieden. Zuweilen sind sie gar nicht da,

oder sind in einem kleinen Zeitraum von Jahren in einander verschmolzen; ein Andermal verlängern sie sich noch bei glücklichen Constitutionen, und das Leben wird hier noch weiter hinaus gesponnen. Im Allgemeinen ist ein gar zu langes Leben kein höchstes Glück —

A l'an soixante et douze
Temps est que l'on se houze (reisefertig machen.)

ist ein altfranzösisches Wort, in dem viel Wahres liegt, da doch in der Mehrzahl jener oben angedeutete Lebensgang eintritt:

Malheur à qui les dieux accordent de longs jours!
Consumé de douleur à la fin de leur cours,
Il voit dans le tombeau ses amis disparaître,
Et les êtres qu'il aime arrachées à son être;
Il voit autour de lui tout périr, tout changer,
A la race nouvelle il se trouve étranger,
Et lorsqu'à ses regards la lumière est ravie,
Il n'a plus en mourant à perdre que la vie.

Saint-Lambert.

Was die Geschlechtsfunction betrifft, so erlischt sie bekanntlich ganz im Alter, wie sie denn ausschließliches Vorrecht des jugendlich-kräftigen Lebens ist. Zwar sagt ein französisches Scherzwort, auf die Erfahrung von verliebten Greisen gestützt: *que le bois sec brûle mieux que le bois vert*, und wirklich werden wir in den Artikeln: Befruchtung, Ehe, Mann, Weib, Ausnahmen von, in dieser Hinsicht, sehr feurigen alten Leuten erzählen; doch sind diese Fälle eben nur Ausnahmen, und meistens gilt dennoch auch nur von solchen Greisen, wenn sie noch Triebe fühlen, die sie schon vor einem halben Jahrhundert gefühlt haben, das Wort:

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!

Amulet

oder Talisman, nach der etymologischen Bedeutung ein Bild in Metall gegossen oder aus irgend einem andern Körper geformt, z. B. aus Stein, Holz, Thon u. s. w. Noch heut zu Tage steht das Amulet bei den Orientalen in großem Ansehen. Es wird nämlich ein solches unter gewissen abergläubischen Ceremonien geformtes Bild am Körper getragen, — meistens um den Hals gehängt, — und der Besitzer glaubt sich dann vor allerhand Uebeln und Krankheiten bewahrt. Hier kann uns nur

der Aberglaube beschäftigen, der in den Amuleten Präservativ-Mittel gegen die Unfruchtbarkeit und einen Schutzwall für die weibliche Keuschheit sucht. In der ersten Beziehung finden sich bei den verschiedenen Völkern mannichfache wunderliche Gebräuche. Bei unsern Vorfahren mußten die Brautleute vor der Trauung eine mit Quecksilber gefüllte Schreibfeder umhängen; Andere bedienten sich einer mit lebendigem Quecksilber gefüllten Haselnuß, die sie an einer Kette um den Hals trugen; vor noch nicht allzulanger Zeit stand sogar noch in Deutschland hier und da „des Doktor Michaelis Kräutersäcklein" in Ansehen, das mit mehreren geheim gehaltenen Ingredienzien gefüllt ward, und was dergleichen mehr war. Daß die Natur sich nicht durch sympathetischen Unsinn gebieten lasse, darüber sind jetzt alle Vernünftigen einig, und am allerwenigsten läßt sie sich in dem Wirken in ihrer geheimsten Werkstatt, in der Erzeugung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, durch mystische Formeln, ekle Ceremonien und umgehängte Amulete stören. (S. Unfruchtbarkeit.) Aber auch in der Moral mag ein Talisman von physischer Beschaffenheit eben so wenig nützen, als in der Physiologie, und durch einen Talismann, den es am Leibe trug, ist wohl nie ein Mädchen vom Falle gerettet worden, wenn sonst alle Umstände sich vereinigt hatten, um diesen Fall herbeizuführen. Die Leser wissen, wie wenig die so genannte heilige Clara in Thümmels Reisen durch das Gebein des heiligen Nicaise, das sie auf der Brust, und durch das schwarze, vom Probste selbst geweihte Kreutz, das sie sogar noch tiefer trug, vor der unheiligsten Sittenlosigkeit geschützt wurde!!

Anmuth

Unter allen Elementen des Schönen trägt keines einen rein menschlicheren Stempel, als die Grazie, die Anmuth. Darüber sind die Aesthetiker einig, wenn sie auch Jeder eben deswegen in ihren Definitionen der Grazie einen eigenen Weg gehen, weil eine solche Definition überall nicht möglich ist. Zuerst dachte man sich die Grazie nur als Verschönerin des geselligen Lebens, und die Griechen weihten den Charitinnen beim Mahle den ersten Becher. Bald aber veredelte, läuterte man den Begriff, und erkannte seine Wichtigkeit überall, wo es auf das Ideal der Schönheit ankommt; der Begriff der Grazie mit

andern Worten, trat veredelt in's Leben, in die Kunst. Man erkannte, um uns mit einem der gepriesensten Aesthetiker auszudrücken, daß es die Grazie sei, die als unzweideutigste Repräsentantin der gediegensten Menschlichkeit dem Schönen ihr unnachahmliches Siegel aufdrücke. Die lebhafte Phantasie des Griechen verkörperte auch dies Ideal, und so entstand die Mythe von den Grazien, die sich schon in der ältesten Fabelgeschichte findet. Beim Hesiodus finden sich zuerst die bekannten Benennungen der drei Grazien: Aglaja, Thalia und Euphrosine. Sie werden überall als Dienerinnen der Venus genannt, die ihre Herrin baden, putzen u. so weiter. Und in diesem geistreichen Bilde spricht sich ganz die hohe Bedeutung der Grazie aus! Wie die Anmuth recht eigentlich ein glückliches Attribut des Menschen-Ideals ist, so ist noch vorzugsweise ihre Sphäre das Weib. Wie Grazie ohne eigentliche Schönheit da sein kann, das sehen wir alle Tage; es giebt Weiber, die Niemand für eigentlich schön hält, und die doch jeder anbetet, der sich ihnen naht, denn der unaussprechliche Hauch der Grazie belebt ihr Thun und Treiben, und drückt jedem ihrer Blicke, auch der kleinsten ihrer Bewegungen den Stempel des Ideales auf. Aber umgekehrt existirt Schönheit ohne Grazie; das sind die Madonnengesichter, von denen Jean Paul sagt: „daß sie eben so oft hohle als volle Schädel bedecken" —. Es ist ein glückliches Vorrecht, schön zu seyn; aber die Göttin der Schönheit, der Liebe, Venus ist es gewiß, und doch leiht sie sich den Gürtel der Grazien, um idealisch vollendet da zu stehen. Diese schöne, tiefgedachte Fabel sollte im Erziehungscodex des weiblichen Geschlechtes das erste Grundgesetz bilden. Ein Weib ohne Grazie ist eine unbelebte, unbelebende Form, und eigentlich reizen wird sie sicher den gebildeten Geist niemals, wenn sie nicht der Grazien Nähe verschönt:

Denn wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nicht an seinem Busen ruhn!

Göthe.

Apathie. Siehe Geschlechtstrieb.

Aphrodisiaca.

Ein Begriff, für welchen unsre schlichte, redliche Muttersprache glücklicherweise kein eigenthümliches Wort hat. Man

versteht unter jenem griechischen und dem gleichbedeutenden lateinischen Wort: *stimulans* Alles, was die Kraft hat, die Geschlechtslust aufzuregen. Wir werden uns wohl hüten, für entnervte Wüstlinge hier etwa Rathschläge zu geben, wie sie wohl noch von dem Lebensgute wieder Vortheil ziehen könnten, das sie längst mit Gottvergeßner Gewissenlosigkeit vergeudeten, wie man uns denn hoffentlich nirgends in diesem Werke auf dem Pfade der Immoralität ertappen soll, wenn nicht etwa rigoröse Pedanten alles belehrende Sprechen über *Naturalia*, und zwar über solche, die dem denkenden Menschen am nächsten liegen, und wichtigsten sind, schon für unmoralisch halten sollten. Gegen solche verwahren wir uns ein für allemal! Aber eine Belehrung soll man über treffende Gegenstände bei uns nirgends vergeblich suchen, und so erwähnen wir auch der Reitzmittel, die die sinnliche Erfindungskraft gefunden, oder doch gefunden zu haben geglaubt hat, um zu

réveiller le chat, qui dort.

Das beste Aphrodisiacum ist — die Gesellschaft einer liebenswürdigen Frau, und wehe dem! für den dieser Rath schon nicht mehr der beste ist! Wen nicht die Nähe eines reizenden Weibes begeistert, dessen abgestumpften Geist werdenauch seine Gewürze und Pillen und Tränkchen wohl nur einen elenden Augenblick noch zu erwecken im Stande sein. Diesem natürlichsten und Gottgefälligsten aller Reizmittel am verwandtesten sind jene Mittel, die sich zunächst mit Beziehung auf den Menschen an die Einbildungskraft adressiren. Die Lektüre von Romanen, die die Verhältnisse der sinnlichen Liebe lebendig schildern, ein erotisches Gedicht, ein wollüstiges Gemälde, eine üppige Natur, haben wohl oft auf den Abgelebtesten eine verjüngende Kraft, und für feurige, jugendliche Geister ist daher ein Umgang mit Kunstwerken jener Art mehr als schädlich. Wenn aber diese und ähnliche Mittel nur in so fern die sinnlichen Triebe erweckend wirken, als sie die allgemeine Nerventhätigkeit des Körpers, dessen ganze Oekonomie anregen, so giebt es nun wohl allerdings gewisse andre Kräfte in der Natur, die mehr eigentlich auf das System der Nerven der Sexual-Organe hinwirken, diese aufreizen, und die vorzugsweise mit dem Namen beehrt werden, den die Ueberschrift dieses Artikels nennt. Die sogenannten kryptogamischen Pflanzen, (Gewächse, die der letzten Klasse das Linnéschen bo-

tanischen Systemes angehören,) stehen seit der Römer Zeiten in dieser Hinsicht in Geruch, und schon Martial sagte:

Cum sit anus conjux, et sint tibi mortua membra,
Nil aliud bulbis quam satur esse potes —

was wir, der Leserinnen wegen, unübersetzt lassen. Die Schmeckzungen wissen daher auch recht gut, daß sie ihre Trüffel-Pasteten, ihre Ragouts von Champignons nicht bloß des Gaumenkitzels wegen essen. Linné bemerkt, daß eine Gattung der Pflanze *Orchis*, (einem Pflanzen-Geschlechte, dem schon Dioscorides wegen seiner reizende Kraft eine Lobrede sang) die Stiere in Dalecarlien sehr eifrig zum Fortpflanzungsgeschäfte aufgelegt mache. Die Orientalen verschaffen sich durch den kräftigen Gebrauch des Opiums physische Genüsse, zu deren Nachahmung aber die Leser sich eben so wenig aufgelegt finden dürften, als zu jener einiger Engländer, die sich aus Wollust-Kitzel auf eine kurze Zeit aufhängen lassen, weil durch diese Operation ein angenehmer sinnlicher Rausch entstehen soll. Es versteht sich, daß das Abschneiden nicht vergessen werden muß, wie man doch Beispiele hat, daß solche Verruchte auf der Stelle ihre böse Lust mit dem Leben einbüßten! Wir kehren noch einen Augenblick zum Pflanzenreiche zurück. Von mehreren unserer Pflanzen, die wir zum Hausbedarfe brauchen, ist es bekannt, daß sie eine gewisse vorherrschende Wirkung auf die Sexual-Theile äußern, und wir können hier um so eher den Sellerie, den Spargel, den Senf nennen, als wir überzeugt sind, damit keinen Schaden anzustiften. Der Bangi der Indianer, und der Maslac der Türken, sollen hauptsächlich aus den Theilen einer Hanf-Pflanze bestehen —. Woraus Oberon's Saft in Shakespeare's „Sommernachtstraum" besteht:

— — Der Saft, geträufelt auf entschlaf'ne Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Kreatur,
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft —

das getrauen wir uns nicht anzugeben! Wenn die Indianer sich wollüstige Träume machen wollen, so mischen sie vor Schlafengehen ihren Bangi oder Bangué, Areca, Ambra und Moschus zusammen. Die Wollustliebenden Chinesen gebrauchen häufig eine Wurzel, die theurer ist als Silber, und Ginseng oder Jin-cheu genannt wird. Ein zweites bei ihnen gebräuchli-

ches Reizmittel ist eine Molluske — *Holoturia* — auf Malayisch Trepany, gewöhnlich *Biches de mer* genannt, welche sich besonders bei den Carolinen und bei andern Inseln der Südsee findet. Diese Molluske wird getrocknet und geräuchert den Chinesern zugeführt und von ihnen gleichfalls sehr theuer bezahlt. Sie ist kein unbedeutender Gegenstand des Handels, und hat in den neuesten Zeiten ein Band zwischen den Marianen und Carolinen geschlungen, da die Einwohner der letzten solche nach Guahan führen, und dort Eisen und andere Nothwendigkeiten eintauschen.

Diese Molluske, so wie die oben genannten Mittel: Ambra, Moschus ꝛc. gehören dem Thierreiche an, das seinerseits reich ist an Substanzen, die zu der Klasse der Reizmittel gezählt worden sind. Wenn aber alle diese sogenannten *stimulantia* gegen die Möglichkeit einer vielleicht augenblicklich neu erweckten Wollust, die viel größere Wahrscheinlichkeit, dem Organismus unbedingt sehr gefährlich zu sein, ja in gar nicht seltnen Fällen ihn zu tödten, in sich tragen, so gilt diese traurige Wahrheit vorzüglich von den stimulirenden Mitteln aus dem Thierreiche. Vor Allen hier ein Wort vou den sogenannten Diablotins, die ganz besonders in Italien, die aber auch in Frankreich leider! im Gebrauche sind.

Das Wort bezeichnet schon den teuflischen Ursprung dieser Pastillen oder Bonbons, der seine böse Kraft auch meist durch den Gebrauch äußert, den die sinnlichen Individuen jener Völker von diesen Bonbons machen. Nicht allein, daß sich ausgetrocknete Wüstlinge ihrer bedienen, um längst verloschene Flammen, wo möglich, noch einmal anzufachen, sie spielen sie auch der keuschen Unschuld in die Hände, die das süße Gift, eben als Unschuld, hinnimmt, um bald in die sichern Netze des Teufels zu fallen! Meist sind es freilich eben nur solche geschwächte Mannsbilder, die nicht mehr durch physische Kraft oder geistige Annehmlichkeit gefallen können, die zu solchen verabscheuungswürdigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen; so der famöse Herzog von Richelieu in seinen letzten Tagen mit den Bonbons, die um die Zeit des Alters Ludwigs des Funfzehnten in Paris Mode würden. Die eigentliche Erfindung aber der Diablotins scheint Italien zu gehören, denn schon Catharine von Medicis hat an dem Hofe Heinrichs III. und Karls IX. dergleichen ge-

braucht. In den meisten dieser Compositionen sind die Canthariden oder spanischen Fliegen ein großer Hauptbestandtheil, aber eben deswegen sind auch diese Compositionen, mögen sie nun die Form und den Namen der Diablotins oder andre Form und Namen haben, so höchst gefährlich. Der frühe Tod des berühmten Dichters Lukrez wird von allen seinen Biographen einem Reizmittel zugeschrieben, das er von der Hand seiner geliebten und verliebten Lucilia erhielt. Man schaudert, wenn man die Hand der Grazien den Giftbecher darreichen sieht, um eine thierische Leidenschaft zu erwecken! Der berühmte Ambrosius Paré, einer der größten Aerzte, erzählt von einem Weibe, das seinem Geliebten ein mit spanischen Fliegen-Pulver bestreutes Lieblings-Gericht vorsetzte, worauf dieser einen tödtlichen Blutsturz bekam! Derselbe Schriftsteller erzählt auch den Fall, daß ein bejahrter Geistlicher, der auch einmal noch Priester der Venus werden wollte, eine nur kleine Portion Canthariden einnahm, und darauf an einem Blutsturz starb. Der Verfasser dieses Artikels hat folgende Geschichte erlebt, die als trauriger Beleg neben jenen Erfahrungen stehen mag: Ein leichtsinniger, wollüstiger junger Mann erdachte sich, daß es einen wunderherrlichen Spaß abgeben müsse, wenn er einen alten Hausknecht und eine bejahrte Magd des Hauses in sinnliche Umarmung vereinigen könnte; zu diesem Zwecke suchte er sich etwas spanische Fliegen-Tinktur zu verschaffen, die er beiden Leuten beizubringen wußte. Allerdings gab es noch an demselben Abend einen teuflischen Spaß im Hause, denn beide Subjecte geriethen in solches wild-fanatische Entzücken, in eine solche exaltirte Stimmung, daß höchst lebensgefährliche Blutflüsse bei Beiden entstanden, woran das Weib sehr lange zu leiden hatte. Der junge Bösewicht entging der verdienten Strafe nicht! Wir werden öfter Gelegenheit haben, solche schwarze Warnungstafeln in diesem Werke auszuhängen, und wir hoffen, bei unsern Lesern um so mehr Glauben uns zu verdienen, als sie sich wohl bald überzeugt haben werden, daß wir keinesweges zu jenen Pedanten zu zählen sind, an die wir uns zu Anfange dieses Kapitels gewandt haben. (Vergl. auch Liebestränke.)

Athem.

Die Luft, die beständig bei der Exspiration aus den Lun-

gen hervorbringt. Der Athem, im Zustande der Gesundheit beobachtet, bietet bei den verschiedenen Menschen verschiedene bemerkenswerthe Modificationen dar. Er ist anders bei verschiedenem Alter, Geschlechte, ja bei demselben Individuo unter veränderten Lebensverhältnissen. In der Kindheit ist der Athem mehr oder wenig säuerlich und fade; dieser eigenthümliche Geruch spricht sich deutlicher bei Blonden als bei Braunen, bei Mädchen als bei Knaben aus, und er verliert sich bei herannahender Pubertät immer mehr und mehr, bis endlich nach den ersten Zeichen der Mannbarkeit in beiden Geschlechtern auch diese physiologische Verrichtung, wie fast alle nach jener merkwürdigen Revolution im Körper, einen neuen Charakter bekommt. Bei gesunden Menschen nämlich hat nach der eingetretenen Mannbarkeit der Athem jene Milde, jene angenehme Süße und Frische, die von jeher den Dichtern die schönsten Beiwörter für den Athem eingeflößt hat, wie man denn namentlich von den gern starkauftragenden orientalischen Dichtern weiß, daß sie den Wohlgeruch des gesunden Athems mit jenem der Ambra, der Rosen und mit allen möglichen Wohlgerüchen verglichen haben. Wenn es nun wohl wahr ist, daß die Begeisterung der Liebe uns in dem Athem des geliebten Gegenstandes Annehmlichkeiten finden läßt, die in der That nur in der feurigen Einbildungskraft des Liebenden sind, so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß wirklich manche Frauenzimmer einen berauschend-angenehmen Athem haben, der in der liebeerweckenden Atmosphäre, die solche Schönen um sich her verbreiten, keine unwichtige Rolle spielt. Nach dem Alter von dreißig Jahren pflegt der Athem diese Annehmlichkeit zu verlieren. In Indien, wie im Orient überhaupt, wo man einen so großen Werth auf alles setzt, was das Vergnügen der Wollust noch erhöhen kann, ist in dieser Beziehung ein Mittel, Namens *Cachundé* im Gebrauch, das die Favoritinnen des Serails, und andre Schönen beständig im Munde führen, welches aus vielen wohlriechenden Substanzen zusammengesetzt ist, und dem Athem einen künstlichen Wohlgeruch giebt.

Auf der andern Seite hat der Athem mancher Menschen einen höchst unangenehmen Geruch, dessen verschiedene Ursachen wir für unsern Zweck nicht mit aufzählen können, weil wir unsre Leser und — — Leserinnen erheiternd und angenehm

belehren, nicht aber ihnen widrige und sie zurückstoßende trocken-wissenschaftliche Lectionen geben wollen. So wie ein süßer, angenehmer Athem reitzt und zu sinnlichen Gefühlen wohl anlockt, so ekelhaft macht ein unangenehm riechender Athem die damit belasteten Unglücklichen, und namentlich kann er allein ein unübersteigbares Hinderniß zu einer nähern, sexuellen Vermischung werden. Es ist daher ein, auf naturgemäßen Gründen gestützter, billiger Ausspruch des Landrechtes eines großen aufgeklärten Landes, daß ein übler Athem zu den Dingen gerechnet worden ist, die für sich hinlängliche Ursache abgeben, eine Ehe zu trennen. (Vergl. auch Ausdünstung, Geruch, u. m. A.)

Auge.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Crystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein:
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing!

In diesen schönen Zeilen hat Schiller mit seiner gewöhnlichen Meisterschaft die ganze Herrlichkeit des edelsten Organs des Menschen besungen, des Organes, das wir den göttlichen Stempel nennen möchten, den der Schöpfer seinem Ebenbilde aufdrückte. Alle Zeiten, alle Völker haben bei Betrachtung des Menschen vorzugsweise immer das Auge studirt, und alle Sprachen sind reich an Bildern, die sich auf dies edle Organ beziehen. Unter den Sinnen nimmt der Sinn des Gesichtes wohl unstreitig den ersten Platz ein, denn er giebt uns die nächste, unmittelbarste und deutlichste Kunde von der Außenwelt.

Aber

Aber wir dürfen uns hier eben so wenig auf eine Belehrung über den Mechanismus des Sehens einlassen, als wir auf eine genaue anatomische Beschreibung des Auges eingehen können. Uns muß eine kurze Physiognomik des schönen Theils genügen. Das Geistige im Menschen spricht sich durch nichts Aeußeres so klar aus, als durch das Leben seines Auges, und selbst die klügern Thiere verstehen ja den bestimmt ausgesprochenen Blick ihres Herrn zu deuten. Die Augensprache, die in der Liebe eine so große Rolle spielt, kennen mehrere Leserinnen besser als wir; sie hat Schattirungen, Bedeutungen, für die die Wortsprache keinen Ersatz bieten kann. „Er hat ihr zu tief in die Augen geguckt", ist ein vortreffliches deutsches Wort, um Jemanden zu bezeichnen, der sich verliebt hat, denn das Auge ist das Thor des Herzens, und Amor hält am liebsten durch diese Pforte seinen Einzug. Wieland erzählt von einer Schönen, daß sie mit den Augen lachte, und Apulejus sagt, daß eine Tänzerinn, die in einer Pantomime die Göttin der Liebe darstellte, oft bloß mit den Augen getanzt habe. Im Auge mahlen sich, mehr als in allen übrigen Theilen des Gesichtes, die heftigen Leidenschaften, Liebe, Haß, Zorn, Verachtung, Trauer, Freude. Hören wir, was der berühmt-berüchtigte Theophrastus Paracelsus über die Physiognomik des Auges sagt: „Schwarze Augen zeigen gemeiniglich gesunde Augen an, ein starkes Gemüth, nicht wankelmüthig, nicht furchtsam, sondern beherzt, wahrhaft und ehrenhaft. — Graue Augen zeigen gemeiniglich an einen falschen Menschen, unstät, wankelmüthig. Blöde Augen aber gute Rathschläge, listig und tückisch mit seinen Thaten. Ein schlechtes oder ein falsches Gesicht, das auf beiden Seiten oder unter sich und über sich sehen kann, zeigt gewißlich einen falschen, listigen Menschen an, der selbst nicht bald zu betrügen ist, mistrauisch, und ist ihm selbst auch nicht allemal zu trauen, flieht harte und viele Arbeit wo er kann, nähret sich gern mit Müßiggang und Spielerei, Wucherei, Raub und dergleichen. Kleine Augen, oder die tief im Haupte stehen, kühn, streitbar und unverzagt, tückisch und geschwind mit bösen Thaten, kann viel leiden u. s. w. Augen, die schnell hin und wieder schießen, ein Buhlherz, Fürsichtigkeit und behende Rathschläge. — Augen, die stets unter sich sehen, zeigen einen schaamhaften Menschen. Schwimmende Augen, die sich nicht bald bewegen, zeigen einen

Helden an, großer Thaten, keck, freudig, und der von seinen Feinden sehr gefürchtet wird." — So weit Paracelsus. In vielen Urtheilen können wir freilich mit ihm nicht übereinstimmen. So wissen wir nicht genau, ob schwimmende Augen immer einen Helden bedeuten, wohl aber giebt ein gewisses feuchtes Auge einem Frauenzimmer einen großen Reiz, wie denn Anacreon schon von der Venus erzählt, daß sie einen feuchten Blick habe. Sehr große, sogenannte Kalbsaugen sprechen fast nie für sehr ausgebildete Geistesfähigkeit, im Gegentheile haben Blödsinnige und Cretins meist sehr hervortretende, stiere, leblose Augen. Schwarze, glänzende Augen dagegen bedeuten gern Geist, Witz, Heiterkeit, Lebhaftigkeit des Temperamentes; sie lieben und wollen geliebt seyn, sie sagen und fragen etwas, und darum nennt sie ein neuerer Franzose witzig:

des Prédicateurs charmans de plaisirs défendus.

Göthe sagt einmal:

Das schwarze Schelmenaug' dadrein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.

Blaue- oder blau-graue Augen mahlen die Sanftmuth, die Empfindsamkeit, die Liebenswürdigkeit des Characters; bei blonden Menschen und blonden Völkern, wie z. B. den Deutschen oder den Engländern, findet man blaue Augen häufiger, als bei den mehr braunen, südlichen Völkern.

Das Leben des Auges wird allgemein erhöht, und erhält überall eine tiefere Bedeutung durch die Augenbrauen. So wunderbar ist die Natur, daß diese beiden kleinen Bogen von dünnen Haaren, die durch wenige Muskeln nur in wenigen Richtungen bewegt werden können, trotz dieser geringen Beweglichkeit für sich allein eine ganze, pantomimische Sprache darstellen können, und deswegen auch für die Physiognomik von großer Wichtigkeit sind. Büffon sagt daher sehr schön: „daß die Brauen des Auges einen Schatten im Gemälde bilden, der dessen Farben und Gestalten deutlicher hervortreten macht." Die Augenbrauen geben dem ganzen Gesichte eine Grazie, etwas rein Menschliches. Sehr dünne oder hoch oben stehende, aus dem Gesichte entrückte Brauen, charakterisiren

unfehlbar die Dummheit, oder eine chinesische Schönheit. Bekannt ist es, wie Wuth, Zorn, Schreck, Erstaunen sich durch die Bewegungen der Augenbrauen ausdrücken lassen. Ueber ihre psychologische Bedeutung drückt sich ein sehr alter Physiognomiker: Johannes ab Indagine so aus: „Deſſ Augbrawen weiſſ ſeind, urteylen wir einen weybiſchen Mann, der baldgläubig iſt unnd nit am witzigſten. Unnd ſo die Augbrawen zuſammen ſtoſſzen, das iſt ganz ein bösz zeychen, dann ſyn angeben ein türkiſche Art und Menſchenkäuffer, unnd der genygt iſt zu der ſchwarzen Kunſt unnd Teuffelbeſchwerung, das habe ich offt war genommen in ettlychen vil hexen ſo man verbrennet." Göthe nennt solche zusammenstoßende Augenbrauen in seinem „Leben" einmal: Rätzel, und hält sie in gewissen Gesichtern für einen großen Reitz, worin wir ihm durchaus beistimmen. Die Araber, von deren Geschmackscodex wir übrigens nicht viel wissen, halten auch zusammenlaufende Augenbrauen für eine große Schönheit. Lavater hält einfach bogigte Augenbrauen für das Zeichen eines jungfräulichen, gradlinigte, horizontale für den Ausdruck eines männlichen, und wildverworrene für ein Zeichen eines feurigen Charakters. Schwache Augenbrauen sind nach ihm immer ein Zeichen von Phlegma und Schwäche. Die Augenwimpern endlich dienen wohl mehr zum Schutz des Auges gegen etwa einfallenden Staub u. dergl., als daß sie eine tiefere, psychologische Bedeutung hätten. Etwas langgezakte Wimpern werden allgemein für schön gehalten.

Augenbrauen. S. Auge.

Augenwimpern. S. Auge.

Ausdünstung.

Jede Gattung, und sogar jedes Individuum, verbreitet einen eigenthümlichen Geruch um sich her, und ist gleichsam wie eingehüllt, in eine Atmosphäre von Dünsten, die sich durch das Spiel des Lebens immerfort erneuert.

Nach Plutarch besaß Alexander von Macedonien einen höchst angenehmen Geruch, so daß seine Hemden und seine Kleider von Wohlgeruch erfüllt waren, als wären sie parfümirt. Cujaz hatte, wie man sagt, eine ähnliche Eigenthümlichkeit. Gewisse Personen hingegen verbreiten, (zuweilen

nur aus einzelnen Theilen ihres Körpers,) einen Schwefelartigen Geruch; andere, wie z. B. die Thais, welche Martial erwähnt, haben eine zurückstoßende, kaum zu ertragende Ausdünstung. Wieder andre verbreiten nur zu gewissen Zeiten eine eigenthümliche Atmosphäre um sich, so namentlich nicht wenige Frauenzimmer um ihre kritische Zeit. Es ist dieser eigenthümliche Geruch, den jedes belebte Wesen um sich her verbreitet, der es uns erklärlich macht, wie der Hund der Spur seines Herrn über hundert Meilen weit folgen kann, und der uns einen Begriff giebt, auf welche Weise dasselbe Thier, in einem Raum der mehrere Hirsche einschließt, den sogleich herausfindet, auf den es zuerst gehetzt wurde, ohne sich durch die List, die das verfolgte Thier oft anwendet um es irre zu führen, von seinem Instinkt abbringen zu lassen.

Wenn nun jede Gattung, und jedes einzelne Individuum derselben, ihren eigenthümlichen Geruch haben, so ist es eben so gewiß, daß jedes Geschlecht, und jedes Alter, wiederum einen nur ihm eigenen besitzt; Brieude sagt: „das Clima in welchem der Mensch lebt, seine Nahrungsmittel, seine Leidenschaften, die Art seiner Arbeiten, die Künste die er treibt, und die Erde, welche er bearbeitet, modificiren auch seine Ausdünstung, und daraus entsteht natürlicher Weise die Verschiedenheit der Gerüche."

In der Zeit des Säugens haben die Kinder einen säuerlichen Geruch, den Jedermann kennt, und der mit ein Kennzeichen der Gesundheit in diesem Alter ist. Dieser Geruch verschwindet beim männlichen Geschlecht in den Pubertäts-Jahren, um einem anderen, sehr starken und ausgezeichneten Platz zu machen, den man selten bei Weibern findet. So haben die Neger wieder einen ihnen eigenthümlichen Geruch, eben so die Eskimo's, die Grönländer rc. Wenn ein Trupp Kosaken auf einer Straße gezogen ist, so findet man noch mehrere Stunden nach ihrem Durchzug ihren Geruch in der Atmosphäre verbreitet.

Unter den vierfüßigen Thieren giebt es, außer der Bisam- und Zibet-Katze und den Moschus-Ochsen, noch mehrere, die eine Moschus ähnliche Ausdünstung haben. Der Cincillo, Zerillo u. s. w. strömen, wenn man sie verfolgt, eine so übelriechende Ausdünstung von sich, daß sie die Jäger, und selbst die raubgierigsten Hunde zurück scheucht. Unangenehme Gerüche

verbreiten auch der Iltis, der Fuchs, und der Ziegenbock, der ja so oft seiner ganz eigenen Ausdünstung wegen im Munde des Volkes genannt wird.

Kein Vogel giebt ein Beispiel ähnlicher Ausdünstungen. Unter dem Gewürm hingegen findet man dergleichen sehr häufig. Schildkröten und Krokodille riechen nach Moschus; die großen Schlangen verbreiten einen ekelhaften Geruch sehr weit um sich her, der so widrig ist, daß er Uebelkeiten, ja sogar Ohnmachten erregt, wie es ja auch bekannt ist, daß die Ausdünstungen gewisser Schlangen die Vögel und andere kleine Thiere tödten, wenn sie ihren Blick auf sie heften, und ihren verpesteten Athem auf sie aushauchen, was man den Zauber der Schlangen genannt hat. Bei den Fischen ist der einzige, recht charakteristische Geruch der des Seewassers, der vorzüglich bei solchen, die sich an schmutzigen, schlammigten Orten aufhalten, sehr unangenehm ist.

Aber weg von Kröten und Schlangen, und übeln Gerüchen, bei welchen wir uns und unsere Leser schon zu lange aufgehalten haben. Wie denn überhaupt Gerüche sehr unmittelbar auf die Seele des Menschen einwirken, so haben auch Wohlgerüche eine rasche kräftige Wirkung auf sie, und zu allen Zeiten hat man die sinnlichen Genüsse jeder Art noch zu erhöhen gewußt, indem man ihnen die Wollust der angenehmen Gerüche hinzufügte. Im früheſten Alterthum schon machte der Weihrauch einen Hauptbestandtheil des Gottesdienstes aus, und die Götter erschienen nach dem Glauben der Alten nicht anders als in eine Wolke von wohlriechenden Düften eingehüllt. Auch bei den Mahlzeiten durften Wohlgerüche nicht fehlen, und bei einem Gastmahl, welches Otho dem Nero gab, strömten von allen Seiten aus goldenen und silbernen Kanälen die theuersten Essenzen zum Vollgenusse für die Gäste.

Die eigenthümlichen Ausdünstungen des verschiedenen Geschlechtes, von denen wir eben sprachen, bleiben nicht nur nicht ohne Einfluß auf ein Individuum des anderen Geschlechts, sondern diese Exhalationen äußern oft die mächtigsten Wirkungen. Viele Thiere werden bei ihren sinnlichen Trieben in der Auswahl des geliebten Gegenstandes nur durch dessen Ausdünstung geleitet, — man denke nur an die Brautwahl der Hunde — und wie wichtig auch für den Menschen gera-

de in dieser Beziehung seine Ausdünstung sei, davon giebt die Geschichte ein interessantes Beispiel an einem der merkwürdigsten Liebhaber, die sie kennt. Denn Heinrich der Vierte würde vielleicht nie eine feurige Leidenschaft für die schöne Gabriele empfunden haben, hätte er nicht auf einem Balle sich unmittelbar nach ihr mit ihrem Schnupftuche sich die Stirn getrocknet. (Vergl. Athem, Geruch.)

Ausschweifung.

Wir berühren ein Thema, über dessen hochwichtige Entwickelung es leichter ist einen bändereichen Quartanten, als eine Abhandlung zu schreiben, und wir halten es für unsre Pflicht, hier nicht zu kurz und wortkarg zu sein. Dem Arzte und dem Philosophen kommt es zu, die traurigen Folgen einer Neigung zu untersuchen, welche die Natur dem Menschen zur Erhaltung der Gattung gab, wenn der Mensch nämlich sich von dieser Neigung zu grenzenlosen Extremen fortreissen läßt, die seine Gesundheit und sein Leben untergraben. Die moralische und die physische Medicin wird in der That hier eine eben so nöthige Vormauer, als die Religion — bei Vielen vielleicht wird sie noch eindringlicher reden, als diese, denn wie Viele fürchten nicht, oder doch viel weniger, den Teufel, als das

Gift unter den Rosen der Lust!

Göthe.

Montaigne und Rousseau riethen, ein Lehrer solle seinen Zögling selbst in's Freudenhaus führen, um ihm die ekelhafte Entweihung des süßesten Triebes zu entschleiern, und so ihm Abscheu vor der Wollust einzuflößen. Wir glauben vielen unserer Leser hier einen ähnlichen Dienst zu erweisen, wenn wir die Ausschweifungen nnd ihre Folgen schildern, wie sie sich in der Welt finden, um so vielleicht Manchen, der sich ihnen hingiebt, ohne vielleicht je über die Abscheulichkeit derselben nachgedacht zu haben, zur Besinnung zu bringen, denn das Laster erröthet nur vor seiner eignen Häßlichkeit!

Es ist eine betrübende Wahrheit, aber — eine Wahrheit, daß der menschliche Geist in seinen Verirrungen sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleich sah, und wie es uns hier grade am Orte scheint, dieses belehrende Axiom an den Erfahrungen zu beweisen, die die Welt in Bezug auf die Verir-

rungen gemacht hat, welche uns hier beschäftigen, so glauben wir passend zu beginnen, wenn wir zunächst zurück gehen in das graue Alterthum, von dem die jetzige Welt ihren Ursprung datirt.

1. Historische Beispiele der Ausschweifung und ihrer Folgen bei den alten Nationen Asiens und Afrika's.

Die Sündfluth hat den Schmutz der Urwelt nicht abgewaschen, und wir wissen noch heute, welche lasterhaften Gräuelthaten Sodom und Gomorrha gesehen haben. Die heiligen Bücher haben zur ewigen Schande die verbrecherischen Ausschweifungen eines Ruben, eines Juda, einer Thamar, einer Potiphar, eines Absalon, Ammon u. A. aufbewahrt, und Salomo selber, der große, weise Salomo, der einen Harem von 900 Weibern aller Nationen unterhielt, sang wahrlich sein

„Es ist alles eitel!“

nicht in seiner guten Zeit!

— — — Aber es würde zu weitläuftig werden, alle die Beispiele von Verderbtheit aufzuzählen, welche uns die Geschichte der Hebräer erzählt. Nur allein aus ihren Gesetzen und Verboten, und aus der kräftigen Schilderung, welche der Prophet Hesekiel unter dem berüchtigten Sinnbilde der Ahala und Ahaliba von der damaligen Sittenverderbniß entwirft, kann man hinlänglich urtheilen!!

Die Sitten der arabischen Beduinen sind sowohl durch ihre Gedichte, als ihre Mährchen seit den ältesten Zeiten bekannt; Egypten besonders galt immer für ein Land der Ausschweifungen und der Unkeuschheit, und die Dichter brandmarkten es häufig:

Nequitias tellus scit dare nulla magis.

Kein Land wohl weist größere Schändlichkeiten auf. — Die Beschneidung selbst der weiblichen Organe (zur Verhütung der s. g. lesbischen Liebe (s. diesen Artikel) eines der unnatürlichsten, schnödesten Laster, ist daher auch von Egypten ausgegangen, wie diese Operation noch heute daselbst florirt. Freilich mag es leichter sein, die Organe der Sünde, als die Sünde selber auszurotten! Nach Herodot wurde die Pyramide des Cheops bloß von den vielen Liebhabern der Tochter dieses

Königs erbaut, die um den niedrigen Preis ihrer unzählig vervielfachten Liebe dieses Schand-Denkmal zu einer solchen Höhe brachte. Nichts übertraf den Aufwand der Ptolomäer zu Alexandrien, aber auch nichts ihre Ausschweifungen, und die berüchtigte Königin Cleopatra braucht nur genannt zu werden, um mit ihr sich zugleich der wildesten Lüste zu erinnern.

Der ganze Orient, Syrien, Medien, Phoenicien, so wie Chaldäa, Tyr und Sidon waren den abscheulichsten Ausschweifungen ergeben. Unter dem Bilde des Lichtgottes verehrten die Völker dieser Gegenden das Princip des Lebens und die dasselbe erzeugenden Organe. Dies war bald ein Stier, ein Bock, dessen Geschlechtsbrunst die Wollust versinnlichte, oder das Bild des Pan oder des Priap und Phallus. Jene Waldgötter, die Faunen, Satyrn rc. trugen alle die Attribute des Bocks oder der Sinnlichkeit. Wir finden ähnliche Ideen bei andern Völkern, und in neuern Zeiten bis zu den Teufels-Beschreibern herab, welche die Hexen gern in die Gesellschaft eines mysteriösen Bockes bringen. Man erinnere sich an den körnigten Blocksbergswirrwarr in Göthes Faust!

Bei den Phöniciern war das Vergnügen unter dem Namen Adonis personificirt; dies war die Sonne, so wie Venus oder Astarte die Erde, welche im Frühling ihren Schooß öffnet, um alle Keime, die jenes Gestirn vervielfältigt, hervorsprießen zu lassen. So war auch Eden oder das Paradies ein Ort der Wollust. In Phrygien wurde ein gleicher Sonnengott unter dem Namen des Atys verehrt, dessen Sinnbilder sich bis ins 6te Jahrhundert des Christenthums erhielten. In Babylon herrschte das Gesetz, daß die Töchter des Landes sich einmal in ihrem Leben im Venustempel einem Fremden hingeben mußten. Die Carthaginenserinnen und Tyrierinnen waren zu eben dieser religiösen Ausschweifung verpflichtet, und das Geld, welches sie für den Verlust ihrer Jungfrauschaft erhielten, diente ihnen zum Heirathsgut!

Diese Mißbräuche währten so lange, bis Constantin die Tempel in Phönicien und auf dem Berge Libanon, diese Hölen der Unzucht, zerstörte. In Lydien gewannen die Mädchen ihr Heirathsgut auf eben jene Weise, und die Armenierinnen waren nicht eher eines Ehemanns würdig, als bis sie ihre Erstlinge im Tempel der Diana Anaïtis geopfert hatten. Die Götter oder vielmehr ihre Priester, beehrten in dem Tempel des

Belus zu Babylon, wie zu Theben in Egypten und zu Patares in Lycien die Frauen mit ihrer Gunst, und noch jetzt giebt es in Egypten Frömmlinge, welchen sich Frauen auf öffentlicher Straße preis geben, und dadurch eine Gottgefällige Handlung zu begehen glauben.

Man wird vielleicht glauben, daß in heißen Gegenden, wo die Erde in einem ewigen Reichthum der Production glänzt, und wo der Weiberüberfluß und die beständige Nacktheit der, überdies nur halbcultivirten Völker ohne Unterlaß üppige Gedanken erregt, jene Ausschweifungen leicht entstehen konnten, daß deshalb später die Serails und die Einsperrung der Frauen, und die Erfindung des Eunuchismus in jenen Ländern eine nothwendige Folge wurden. Wir wollen daher weit gemäßigtere Klimaten und Nationen aufführen, die vor Zeiten durch alle Künste der Civilisation erleuchtet und gebildet waren, und wir werden leider! hier nicht viel reinere Sitten finden.

2. Die Ausschweifungen der Griechen und Römer.

Es war vielleicht ungeachtet der großen Strenge der ersten Gesetzgeber dieser berühmten Nationen unmöglich, daß sie frei von der asiatischen und africanischen Verderbtheit bleiben konnten. Weit entfernt aber sich nur noch an ihre Vorbilder zu binden, scheinen die Griechen und später die Römer jene in den größten Gräueln noch weit übertroffen zu haben. Dem Orpheus und den Thraciern schreibt man die scheußliche Erfindung des Lasters der Knabenliebe zu. Andere leiten vom Thamyris oder vom kretensischen Riesen Thalon dieses bei den Griechen so willkommne Laster ab, welches auf Kreta selbst durch ein Gesetz gebilligt war, um einer Uebervölkerung vorzubeugen. Aber nicht allein diese Insulaner, welche Paulus die „faulen Bäuche" nennt, übten die Paederastie, sondern auch die Kalcedonier. Lycophron klagte den Achilles an, auf dem Altar des Apollo den jungen Troïlus, welcher sich seinen Umarmungen widersetzte, umgebracht zu haben. Ja selbst durch das Beispiel ihrer Gottheiten schien den Griechen die Knabenliebe gebilligt und sanktionirt, und es ist weltkundig, in welchem Verhältnisse Jupiter mit Ganymed, Hercules mit Hylas, Apoll und Hyacinth zu einander standen. Darum durften auch Sophocles und Aeschylus

öffentlich in ihren Werken dieses Lasters erwähnen. Nach Herodot empfingen es die Perser und andere Nationen von den Griechen; ja man schrieb seine Erfindung selbst berühmten Philosophen, wie z. B. dem Socrates zu!

Die Feste des Bacchus und die heiligen Phallischen Umzüge, welche dem Bacchus zu Ehren durch die Felder gehalten wurden, und wobei jeder einen aus Holz geschnizten Phallus (ein Zeichen der Mannheit) an seinen Stab befestigt trug, wurden nach Herodot lange vor dem Trojanischen Kriege durch Melampus bei den Griechen eingeführt. Die jungen Mädchen, trunken und erotische Lieder singend, die Gruppen halbnackter Bachantinnen mit fliegenden Haaren, die üppige Tänze der als Satyrn verkleideten und „*arrecto pene*“ sich befindenden Männer, gaben öffentlich die allerabscheulichsten Scenen bei diesen üppigen Trinkgelagen zum Besten.

Der Phallus war ein allgemeines Attribut der morgenländischen Gottheiten, Sinnbilder der Sonne, oder der Fruchtbarkeit der Natur, wie z. B. Osiris, Bacchus, Atys, Mercur u. v. a. Die Einwohner von Lampsacus führten selbst die Verehrung des Priapus ein. Diesem beständig zur Zeugung aufgereizten Gotte wurden Esel, als sehr wollüstige Thiere geopfert.

In den meisten Städten Griechenlands wurde ihm öffentlich unter der Gestalt eines Hermes oder Mercur geopfert, und seine Bildnisse von den jungen Mädchen bekränzt. Die Römer verehrten einen ähnlichen Gott Mutinus, welchen die Bräute zu umarmen pflegten, ehe sie sich von ihrem Bräutigam umarmen ließen. Bei einer so lebhaften Nation mußte natürlich auch der Dienst der Venus große Fortschritte machen, und ganz Griechenland war voll von ihren Tempeln. Wehe der Jungfrau, welche durch Verachtung diese Göttin beleidigte! Viele Sagen gingen um, daß solche grausam gestraft worden wären, indem sie die Flammen der größten Unkeuschheit in sich entbrennen fühlten. So waren nach Ovid die Propoetiden die ersten Frauen, welche die Rache der Venus, zwang sich jedem Manne hinzugeben. Die Töchter des Prötus wurden für ihre Vernachlässigung des Venus-Dienstes dadurch gestraft, daß sie ganz nackt wie rasend im Lande herum liefen. Auch die Phädra soll ein Opfer der Rache dieser Göttin geworden

sein, denn bei den Alten galt die Nymphomanie oder Liebeswuth (s. Geschlechtstrieb) für eine Strafe der Venus. In diesem Sinne läßt Racine seine Phädra sagen:

O haine de Vénus! o fâtale colère!
Dans quels égarements l'amour jeta ma mère!

Sappho ward nicht weniger berühmt durch ihre ausschweifenden Verirrungen und durch das lesbische Laster, welches sie verbreitete, als durch ihr poetisches Talent. Die öffentliche Dirne und Tänzerin Colytto erhielt in Athen Altäre und wurde unter dem Namen *Venus popularis* verehrt. Ihre Priester begingen in nächtlichen Ausschweifungen die Feste dieser Göttin der Unkeuschheit. Man berauschte sich dabei, aus Gefäßen, welche die Form eines Priaps hatten!! Schöne und geistreiche Buhlerinnen wurden — schon damals — sogar für die Politik nicht unwichtig, denn die ersten Staatsmänner Athens, die jungen Männer aus den ersten und edelsten Familien, schämten sich nicht, eine „Freundinn" zu haben. Erzählt nicht die Geschichte sogar von einer Aspasia, der geistreichen Geliebten des Pericles, einer Lais, deren Gunstbezeugungen dem Demosthenes ein wenig zu theuer waren, einer Glycere, des hinreissenden Models der Sycionischen Mahler, einer Phryne, deren Reize den ganzen versammelten Areopag bestachen, einer Thais, welche den großen Alexander bewog, den Pallast von Persepolis zu verbrennen, u. s. w.? — Die Priesterinnen der Venus zu Corinth mußten beim Eintreten in den Tempeldienst den Preis für ihre ersten Gunstbezeugungen auf den Altar der Göttin als Zuschuß zu den Opferkosten niederlegen. Die Orte der Wollust wurden von jedermann besucht und selbst Socrates lebte mit mehreren öffentlichen Dirnen seiner Zeit. — Blicken wir in's alte Rom hinüber, so finden wir die Verderbtheit der Sitten vielleicht noch größer, besonders zur Zeit der Kaiser. Es war dieser Stadt vorbehalten, die ganze Welt durch ihre Laster zu erstaunen, nachdem sie dies früher durch ihre Siege gethan hatte. Cäsar hatte die Erstlinge seiner Jugend schon dem Nicomedes, König von Bythinien, verkauft; und dieser alte Ehebrecher zeigte sich später würdig „der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer" genannt zu werden, hatte jedoch das Schicksal der meisten Ehemänner seiner Zeit, wornach er sich veranlaßt fand, seine Gemahlin zu verstoßen,

weil sie bei dem nächtlichen Feste der *Bona Dea*, bei welchem keine Mannspersonen im Hause gelitten wurden, den Clodius in weiblicher Kleidung in ihr Haus geführt hatte. Die Sitten waren zu Cäsars und Augusts Zeiten schon so gesunken, daß Horaz öffentlich seine Liebe zu Knaben besang, und der keusche Virgil unter dem Namen Alexis seine Liebe zu dem jungen Alexander. Jedermann wandte, im Schauspiel folgenden Vers auf August an:

Videsne ut Cinaedus orbem digito temperet?

Augusts Tochter, Julia, befleckte das kaiserliche Haus durch die schändlichsten Ausschweifungen, und Caligula rühmte sich sogar, daß seine Mutter Agrippine aus der Umarmung Augusts und dieser seiner Tochter gebohren sei. Livia, August's Gemahlin, suchte diesem despotischen Wollüstling, um sich bei ihm in Ansehen zu erhalten, junge Mädchen zuzuführen! In dieser Zeit schrieb Ovid seine „Kunst zu lieben," Tibull, Catull, Properz ihre oft mehr als bloß erotischen Gedichte, und die Weltstadt Rom wurde schon damals in ihren Ausschweifungen wohl nicht von Milet, Sybaris, Tarent und Capua übertroffen. Auch die s. g. Liebestränke (s. diesen Artikel), welche entnervten Wüstlingen künstliches Feuer geben und flüchtige Liebhaber fesseln sollten, waren damals sehr im Schwunge, und sie wurden sogar ganz öffentlich in Rom verkauft:

Hic Thessala vendit
Philtra quibus valeant mentem vexare mariti.

Hier hält die Thessalierinn käuflich
Liebestränkchen, damit das männliche Feuer zu wecken.

Alle diese Excesse wurden von einem Tiber, Caligula, Nero, Domitian u. A. noch weit übertroffen. Tiber mußte unerhörte Namen ersinnen, um jene Schändlichkeiten zu benennen, welche nur die allerfrechste Ausschweifung erdenken konnte. Mit den üppigen Gemählden des Parrhasius und den höchst lasciven Schriften des Elephantis potenziirte er sich zu einer Unzucht, die wohl niemals weder zu Sybaris, noch Capua erreicht worden war, um seine durch Alter und Erschöpfung erschlafften Sinne aufzureizen. Die Wörter *fellare, crissare, fricare, irrumare* u. s. w. lassen sich nicht gut ohne große und höchst ominöse Umschreibung übersetzen und be-

weisen, daß die Römer die Ausschweifung viel weiter trieben als irgend eins der neuern Völker Europas. Man machte damals absichtlich theilweis Verschnittene, und die Frauen gingen gern mit ihnen um, weil nach Juvenal hierbei

abortivo non est opus!!

Das Unthier Tiber mißbrauchte Alles, selbst: *Infantes, nec dum tamen lacte depulsos, inguini ceu papillae admovebat: pronior sane ad id genus libidinis et natura et aetate!!* Der menschliche Geist erbebt und scheut sich solche Missethaten nur aufzufassen, aber auch in Missethaten bleibt die Geschichte die große, ewige Lehrerinn des Menschengeschlechtes und freier und selbstthätiger, neu erwachter erhebt sich der Geist, wenn er sein Ebenbild in tiefster Erniedrigung erschaut hat. Darum fahren wir noch in unsrer historischen Entwickelung einen Augenblick fort, mit Wieland überzeugt, daß:

> „die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Menschen für $\frac{99}{100}$ der menschlichen Gattung wichtiger sei, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend."

3. Reformation der Sitten durch das Christenthum; Ausschweifungen der heidnischen Völker.

Es ist eine der größten Seegnungen unsrer göttlichen Religion, daß sie zum großen Theil allein das Riesenwerk ausgeführt hat, die guten Sitten wieder möglichst herzustellen. Sie schrieb in ihren Dogmen eine große Keuschheit und eine, vielleicht die menschlichen Kräfte übersteigende Enthaltsamkeit vor, so, daß Origenes und andere seiner Nachahmer sich entmannten, um nur ihr Heil zu erreichen. Der ehelose Stand wurde religiös eingeführt und die Monogamie (Verbindung mit einer Frau) als ein Sacrament geheiligt, womit allein schon das Panier der guten Zucht aufgepflanzt und fest begründet war. Die Apostel und ersten Kirchenväter eiferten mit Kraft gegen die Abscheulichkeiten der Heiden und zwangen sie vor ihren Lüsten zu erröthen. Man findet zwar bei den Christen auch Secten, wo die christliche Liebe auf schlüpfrige Abwege gerieth, wie z. B. die Gnostiker und andere, welche aus einer übelverstandenen Frömmigkeit glaubten, daß man sich bei der Gottesverehrung mehr dem Stande der Natur nähern müsse; weshalb sie ihre Kleider ablegten, und so bei ihren nächtlichen und unterirdischen

Versammlungen, wo sie ihre religiösen Feierlichkeiten begingen, sich unter einander vermischten. Ja diese Ausschweifungen erneuerten sich im 11ten Jahrhundert, wo eine Secte unter dem Namen der Turlupins in Savoyen Ehebruch und Unzucht trieb und verfolgt wurde. Man weiß auch, welcher Gräuel die Tempelherrn, jene Vertheidiger des Christenthums, bei ihrer Aufhebung beschuldigt wurden, ein Verdacht von dem sie, bei ihrem ehelosen Leben, auch wohl nicht ganz frei gesprochen werden können. Aber immer wurden solche Laster von den übrigen christlichen Secten verabscheut und unterdrückt.

So viel ist gewiß, daß in Europa, im Morgenlande und in allen Gegenden, wo das Christenthum die heidnische Gottesverehrung der Venus, des Bacchus, Priapus u. v. a. verdrängte, die Ausschweifungen zu einem durch die Religion verdammten Laster gebrandmarkt, und die Sittlichkeit wieder zu Ehren gebracht wurde, während auf den übrigen Theilen der Erde die Excesse des Fortpflanzungstriebes oft selbst durch religiöse Gesetze geheiligt waren. Bei den Hindus besteht die Phallus oder Lingams Verehrung seit den undenklichsten Zeiten, und nächst der Vielweiberei giebt es dort noch ganze Haufen Mädchen, welche der öffentlichen Unzucht gewidmet sind. Dies sind die Bayaderen, eine Art öffentlicher Tänzerinnen und Sängerinnen. Chardin beschreibt uns die öffentlichen Mädchen in Persien, und den hohen Preis, welchen sie auf ihre Reize setzen. Wenn es in der Türkei wenig dergleichen öffentliche Geschöpfe giebt, so kommt dies nur daher, weil das weibliche Geschlecht hier einen gewöhnlichen Handelsartikel ausmacht, und es jedermann leicht wird, sich Sklavinnen und Maitressen nach seinem Geschmacke auf dem Markte zu kaufen. Dennoch lieben die Türken verbotene Vergnügungen. In China weihen die Eltern, die ihre Töchter nicht ernähren können, dieselben dem Vergnügen des, den Ausschweifungen sehr ergebenen Publikums. Kein Land hat aber wohl mehr öffentliche Dirnen als Japan, wo sie die Vorübergehenden auf allen Wegen bestürmen. Zu Cochin rc. gehören den Göttern oder vielmehr ihren Priestern, die Erstlinge der Jungfrauen. Die Einwohner von de Goa, welche den Phallus-Dienst behalten haben, sollen ihre Jungfrauen durch ein eisernes Götzenbild defloriren. Bei verschiedenen Völkern zu Madagascar, Tibet und im Königreiche Aracan wird die Defloration der Jungfrauen theils den Erst-

kommenden, theils den Fremden überlassen. (S. Entjungferung.)

Alle Afrikaner haben unter ihrem heißen Himmelsstrich eine große Neigung zur Ausschweifung. Sie sind eben so eifersüchtig als ihre Frauen verliebt sind. Bei mehrern dieser Völker ist die eheliche Treue nicht sehr geachtet. Manche entehren selbst ihre eigenen Töchter, wie die Neger zu Congo, Angola, Jolof, welche sogar ihre Frauen für einige Flaschen Branntwein verkaufen. Auf der Goldküste rühmen sich die Mädchen ihrer vielen Liebhaber, und tragen zum Zeichen eine Menge Zierrathe als Ueberbleibsel eben so vieler Siege. Die Anzicos und Jaggas verachten die Keuschheit und Unfruchtbarkeit. Bei mehrern dieser Nationen werden, um die Gunst der Götter zu erwerben, allgemeine Ausschweifungen angeordnet, grade wie anderwärts Gebete und Fasten; solcher Art sind die Jubelfeste am Senegal, auf der Küste der Sierra Leona, am Cap Vert ꝛc. Die Königin von Malimba kann beim Absterben des Königs unter allen Männern ihres Volks wählen. Im Königreiche Juida giebt es eine große Anzahl Mädchen, welche nur von der Ausschweifung leben, und da wegen der Menge der Waare sie nur einen sehr niedrigen Preis setzen können, so suchen sie sich täglich eine große Zahl von Kunden zu verschaffen. Uebrigens reifen alle diese Völker früh heran, und beschleunigen noch die Mannbarkeit ihrer Töchter durch frühzeitigen Genuß. Doch suchen die in ihren Vergnügungen mehr wollüstigen als wirklich ausschweifenden Neger, den Genuß nicht leicht außer auf dem natürlichen Wege. Dagegen sind die malaiischen Einwohner des stillen Oceans und des indischen Archipels durch alle möglichen Ausschweifungen sehr verderbt. Man macht grausenhafte Schilderungen von den Sitten zu Otaïti und den benachbarten Inseln, und die große Unzucht hat dermaßen jenes Geschlecht entnervt, daß diese Inseln seit Entdeckung der Europäer schon sehr entvölkert worden sind. Auf den Sund-Inseln, den Molukken, ist die Ausschweifung so wenig gezügelt, daß die Väter oft die ersten Blüthen ihrer Töchter brechen, meinend, wer einen Baum pflanze, habe auch das Recht die Früchte davon zu genießen! Obgleich die eingebornen Amerikaner bei ihrer Entdeckung nicht sehr verliebt erschienen, so überlassen sich doch auch dort bei einigen Nationen die Töchter leicht den Fremden und die wilden Urbewohner machen auch jetzt noch nicht

so strenge Familien und Bluts-Trennungen, daß sie nicht *pêle-mêle* mit einander lebten.

4. Die Ausschweifung und ihre Einflüsse bei den neuern Nationen Europas.

Im neuern Europa, welches durch alle Erzeugnisse des Luxus und des Handels der ganzen Welt bereichert wurde, sahe man bald Unkeuschheit und Ausschweifung, als beständige Begleiterinn des Reichthums und Müssigganges, wieder entstehen. Gegen das 13te Jahrhundert als die italiänischen Republiken, besonders Venedig und Florenz in dem Ueberflusse schwelgten, den der Handel mit dem Oriente ihnen zuströmen ließ, und als an dem Hofe von Rom die Schätze zusammenflossen, welche die Frömmigkeit der Gläubigen spendete, erhob sich auch das Laster, und die schändlichste moralische Verderbtheit, und Avignon, wohin der Sitz der Päbste mehrmals verlegt wurde, nahm sogar Theil an derselben.

Boccaz, Petrarca und Dante liefern uns sehr lebhafte Schilderungen von der Verderbtheit der Geistlichen ihrer Zeit. Auch der große Zufluß der Fremden nach dem Mittelpunkte der christlichen Welt, welche Religion oder Neugierde dahin trieb, mußte die Unzucht und Unordnung zu Rom vermehren, welches damals Herr der abergläubigen Könige und Völker geworden war.

Zu Avignon wurde im Jahr 1347 förmlich ein öffentliches Haus durch Johanna I., Königin von Neapel und Gräfin von der Provence errichtet, und diese Prinzessin, (berühmt durch ihre Galanterieen) die sich so barmherzig der Unzucht annahm, war damals 23 Jahr alt! Schon 1300 hatte der Senat zu Venedig die Vorsorge gehabt, ähnliche Häuser zu errichten. In den mittäglichen Städten Frankreichs zeigten sich dergleichen schon 1201. Karl VI. und VII. von Frankreich stifteten ähnliche Klöster zu Toulouse, und sie erlaubten zu Paris unzüchtige Gassen, denen man ordentliche Statuten oder Schutzkarten ertheilte. Die Päbste Julius II., Leo X., Sixtus IV., Clemens VII. autorisirten ebenfalls öffentliche Orte der Ausschweifung, indem sie den Gewinn den Conventen der büßenden Magdalenerinnen vorbehielten. (Vergl. Freudenhaus.) Damals genossen noch die meisten großen Lehnsherrn das berüchtigte *jus primae noctis*, das Recht bei allen Bräuten ihrer Unter-

Unterthanen die erste Nacht zu zubringen, welches später in eine Geldabgabe verwandelt wurde, die sich lange erhielt. (Vgl. Entjungferung.) Die Domherrn der Cathedralkirche zu Lyon besaßen eben dies Recht, und der Bischof von Amiens erhielt es bis 1335. Nicolaus Poplau, ein schlesischer Edelmann, welcher ums Jahr 1483 große Reisen durch Europa machte, fand dies Recht noch damals in Catalonien bestehend. In Valenzia gab es öffentlich Nebenweiber und Nebenmänner, ja eine Gräfin nahm für die Gefälligkeit einer Nacht zwei Dukaten. Wie frei der Cardinal zu Sevilla mit den Weibern umging, mag dieser Reisende gar nicht beschreiben. Die Portugiesen trugen schon damals den ganzen Busen entblößt, die englischen Weiber kamen den Fremden sehr freigebig mit Küssen entgegen, und Poplau bemerkte schon damals „zwischen englischen Leuten teuflische Ehen.“ — Alle englische Gesänge der Troubadours beweisen ebenfalls das unordentliche Leben des Adels und der Geistlichkeit zwischen dem 12 bis 15ten Jahrhundert. Das schändliche Leben Pabst Alexanders VI. ist bekannt, und wo von dem menschlichen Geist in seiner Erniedrigung die Rede ist, wird der Name Borgia nie vergessen werden! Die üppigsten Gemählde schmückten die Säle des Vaticans und die Palläste der Großen Italiens. Die schlüpfrig-gemeinen Schriften Aretin's, *de la Casa's* u. A. schildern uns die abscheuliche Sittenverderbniß der damaligen italienischen Geistlichkeit. Bald drang sie über die Alpen nach Frankreich, besonders unter dem galanten Franz I., wo die von ihm an den Hof gezogenen Frauen zugleich den Luxus, die Intrigue, und ihre oft gefährlichen Gunstbezeugungen mitbrachten. Schon damals gab es im Schloß zu Fontainebleau so schlüpfrige Gemählde, daß später eine fromme Königin sich genöthigt sahe, sie zu zerstören. Brantome und selbst eine Prinzessin, Margarethe von Navarra, schildern uns die verliebten Abentheuer der Damen dieser Zeit in Frankreich. Aber besonders überschwemmte Catharine von Medicis und ihr italiänisches Gefolge Frankreich mit den scheußlichen Lastern, welche zum Theil noch jetzt dort herrschen. Seit dieser Zeit griffen die Ausschweifungen in Frankreich furchtbar um sich, und die jungen Herrn begingen öffentlich die größten Sünden, während die Flagellanten, eine religiöse Sekte, (Männer und Weiber,) nackt in den Straßen der Hauptstadt herumliefen, und unter

dem Deckmantel der Religion sündigten. (S. Geisselung.) Um diese Zeit (1494) zeigte sich zuerst die galante Krankheit bei der französischen Armee in Italien. Diese Gefahr, obgleich sie das Laster nicht ausrottete, legte ihm doch wenigstens einen Zügel an, weil die Verheerungen des Uebels, jetzt schon noch schrecklich genug, damals weit scheußlicher und schneller wütheten, und weder Päbste, noch Könige, noch Cardinäle verschonten. Die Gesetze gegen die Ausschweifungen wurden daher jetzt weit strenger, weil jene Folgen der öffentlichen Gesundheit nachtheilig wurden. Ja mehrere Schriftsteller behaupten sogar, daß diese einzige Furcht allein der allgemeinen Verderbtheit der Geistlichen in Deutschland und Frankreich Einhalt gethan habe, welche vorher ganz frei die öffentlichen Häuser besuchten. Nun verminderte sich die Neigung zum ehelosen Leben, und mehrere Geistliche verlangten die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen, neigten sich also schon der Reformation zu. Zu Heinrich IV. Zeiten ergab sich der französische Hof mehr der Wollust als den Ausschweifungen, welche überdies von den strengern Calvinisten ganz verdammt wurden. Unter Ludwig XIII. schien selbst die Liebe dort verbannt zu sein und es bildeten sich die sogenannten *précieuses*, „die Jansenisten in der Liebe,“ wie die witzige Ninon sie nannte. Während der Regentschaft Anna's von Oesterreich und Ludwigs XIV. Minderjährigkeit kehrten jedoch alle Vergnügungen und Genüsse an den Hof zurück. Dieses Königs Regierung nun ist recht eigentlich das Zeitalter der Galanterie, welche sich indeß bestrebte, wenigstens den Schein des Schicklichen zu erhalten. Ein neuerer französischer Schriftsteller sagt im Bezug hierauf: *De là nous est venue cette pudeur de langage qui s'effarouche de mots beaucoup plus que des choses même, espèce de fausseté ou de lâche hypocrisie qui rend la langue française la plus chaste, si l'on s'en tient à l'acception propre des termes, mais la plus obscène si l'on considère le sens detourné qu'on peut leur donner. En sauvant l'image nue et grossière sous un voile transparent, on peut tout exprimer, et ainsi propager les vices et la corruption en les introduisant sous les vêtemens de l'honnêteté, parmi l'innocence la plus pure. On ne permet déjà à Molière ses termes naifs, tant nous sommes devenus ennemis des vices!*

Unter Philipp von Orleans zertrümmerte die Ausschweifung in Frankreich, alle Schranken, und man sagte von diesem Prinzen:

Ce bon régent qui gâta tout en France.

Unter Ludwig XV. bildete sich das System der Wollüste immer mehr aus, und erreichte so jene Höhe, auf welcher wir es größtentheils noch jetzt finden. Aber wie alles Uebel durch die weisen Gesetze der Vorsehung zuletzt noch immer — wäre es auch nur durch mahnende Warnung — der Welt gute Früchte trägt, so geschah es auch, daß jene Erschlaffung und Auflösung der Sitten in Frankreich zuletzt die große Revolution herbeiführte, die die Welt erschüttert, aber — belehrt hat, und die ohne die Skandale im Park von Versailles und in den beiden Schlössern Trianon vielleicht nie ausgebrochen wäre!

5. Die Ursachen der Ausschweifung und ihre Folgen für Gesundheit und Leben.

Wir haben in der vorgehenden geschichtlichen Ueberſicht gesehen, welche Umstände besonders die Laster der Wollust erzeugen. Ein heißes Clima in einem fruchtbaren Lande, welches frühzeitig die Mannbarkeit reift und eine höchst üppige Sinnlichkeit entwickelt, disponirt überall und immer zum Luxus. Die große Leichtigkeit sich den Genuß zu verschaffen, führt bald zum Ueberdruß; der Mann kann nicht mehr den Frauen genügen, er muß sie also in Harems verschließen, wo der Mangel der Männer sehr fühlbar wird, und der Trieb zur Wollust sich mögliche Befriedigung sucht. Der natürlichen, in seinem Harem so weit getriebenen Genüsse überdrüssig, sucht der Asiat andere, schwieriger zu erlangende, und es ist grade das unnatürliche, künstlich erdachte, was den blasirten Geist reitzt und erfreut. Ueberall wo die Zahl der Frauen jene der Männer überwiegt, zeigt sich uns die Vielweiberei als eine Quelle von Lastern. Aus dieser Quelle entsteht nach und nach begreiflich eine despotische Regierungsform, und diese verdirbt auf der andern Seite wieder die Sitten. Das Einsperren der Frauen, ein Zeichen des Despotismus in der Familie, welche die erste Grundlage des Staats ist, kann nicht statt finden, wenn nicht Despotismus das Lebensprinzip im Staate, und so dreht sich Ursach und Wirkung auch hier, wie so oft, im Cyklus umher.

Im ganzen Oriente gehen Despotismus in der Regierungsform und sybaritisches Wohlleben unter den Bewohnern immer gleichen Schritt. Dagegen lehrt die Geschichte aller Republiken, daß keine den Verfall ihrer Sitten überlebte, denn Muth und Freiheit erhalten sich nur da, wo Kraft ist, und diese verschwendet der Wollüstling. Aber auch der Handel, weil er Ueberfluß, Muße und gewöhnlich große Ungleichheit der Stände herbeiführt, wird oft eine Quelle großer Ausschweifungen.

Ueberschauen wir noch einmal mit einem raschen Rückblick das hier Gesagte, so zeigt sich uns zunächst der Mensch als das wollüstigste aller Geschöpfe, und wir sahen, daß er sich, seit den ältesten Zeiten her, besonders in mittäglichen Ländern, den schändlichsten Ausschweifungen, den ungezügeltsten Lüsten ergeben hat. Wohlhabende Nationen, sehr despotische Regierungen und die vornehmen Volksklassen haben immer die empörendsten Beispiele einer entarteten Wollust gegeben, während die christliche Religion und die Entwicklung jenes giftigen Uebels den Ausschweifungen in gewisser Hinsicht ein Ziel setzten. Die Folgen übertriebener Geschlechts-Ausschweifungen waren immer Verfall der Reiche, übereilter Untergang der Individuen, und Verschlechterung der Rassen, und der Mensch bot überall Leben, Gesundheit, Kraft und Muth für Genüsse, die ihm die gütige Natur ohne alle diese schweren Opfer gönnt, wenn er beim Vergnügen nur seine **Vernunft** auch mitsprechen läßt. Ein gefährliches zweideutiges Geschenk machte uns freilich also Mutter Natur mit diesem Triebe, aber die Menschen, besonders viele religiöse Sektiker, gingen auch viel zu weit, wenn sie das Kind mit dem Bade verschüttend, Ach! und Weh! über diesen Instinkt riefen:

Denn sollt' uns nicht die Nektartraube schmecken
Weil ein Insekt auf ihrem Purpur kroch?
Der Mißbrauch darf nicht unser Urtheil leiten,
Alt ist der Spruch, zu selten sein Gebrauch!
Säugt nicht auf gleichem Rosenstrauch
Die Raupe Gift, die Biene Süßigkeiten?

(Vergl. Wollust.) Wieland.

B.

Backe. S. Wange.

Bad.

Der Gebrauch der Bäder stammt aus dem frühesten Alterthume her, und die Egypter, Perser und Griechen scheinen, selbst schon in den fabelhaftesten Zeiten ihrer Geschichte, die Bäder gekannt zu haben. Homer läßt den Ulysses im Zauberpallaste der Circe baden. Die Griechen hielten heiße Quellen für heilig (*sacerrimae*) und weihten sie dem Herkules, dem Gotte der Kraft. Neben ihren Gymnasien waren überall öffentliche Bäder, in denen man den Körper reinigte und stärkte. Die Römer, die in Allem die griechische Cultur nachahmten, erbauten, um die Zeit der Republik, in ihrer Hauptstadt öffentliche und private Bäder, die mit allem Glanze, mit jenem Luxus prangten, der damals das Weltbeherrschende Volk auszeichnete. Bäder sind noch heute bei allen Völkern der alten und neuen Welt beliebt, besonders aber sind es noch heute die südlichen, wie die orientalischen Völker, bei denen der Gebrauch der Bäder auch noch jetzt vorzugsweise im Schwunge ist. Natürlich; denn Reinlichkeit und Stärkung des Körpers, Erwekkung des Organismus zu erneutem Leben, das sind die beiden großen Zwecke des Bades, und zu beiden wird unter südlichem und östlichem Himmel mehr als unter einem Andern das Bedürfniß gefühlt. Die Sinnlichkeit des Menschen wußte die letztere Wirkung der Bäder frühe schon so zu potenziiren, daß man sie zu den mächtigsten Mitteln machte, um die niederen Triebe anzufeuern. Auch waren schon bei den spätern Römern die Badstuben die Theater der größten Frechheit und Verworfenheit, und wenn in früherer Zeit die anständigste Sitte in den öffentlichen Bädern aufrecht erhalten wurde, und die höchsten Personen sich nicht schämen durften, die unmittelbare Aufsicht über die Thermen zu führen, wenn man sogar sechs Jahrhunderte lang, wie Plinius erzählt, in Rom keine andre Arznei kannte, als Bäder, so verwandelte doch die verweichlichte Nachkommenschaft jener ältern Zeit die Bäder, wie gesagt, zu den schändlichsten Tummelplätzen ihrer Zügellosigkeit, und Juvenal und Martial haben oft ihre scharfen Pfeile auf die Badehäuser gerichtet. Ein altes, römisches Epigramm drückt vortrefflich Beides, den Nutzen, und die Schädlichkeit des (misbrauchten) Badens aus:

Balnea, Vina, Venus corrumpunt corpora nostra,
At faciunt vitam balnea, vina, Venus.

Bäder und Lieb' und Wein zerstören das menschliche Leben;
Doch es erhöh'n seinen Reiz Bäder und Liebe und Wein.

Um eine Probe davon zu geben, was die weichlichen Orientalen aus ihren Bädern zu machen wissen, und um zu zeigen, wie ein Uebermaaß solcher Bäder und ein Uebermaaß der Ausschweifungen, zu denen sie anreizen, wohl den Körper erschlaffen, zerstören können, wollen wir ein Indisches Bad hier kurz nach Anquetil beschreiben. Ein Badediener legt den Badenden auf ein Bret, und benetzt ihn mit warmen Wasser; dann drückt und knetet er zunächst den Körper (massiren) mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit. Er macht, daß alle Gelenke am ganzen Körper krachen; er dreht den Badenden um und wieder um; er knieet auf seinen Leib, faßt ihn bei den Schultern, und schüttelt ihn derb zusammen, schlägt derb mit Gewandheit auf die fleischigsten Theile; dann zieht er nun Handschuhe von weichen Haaren an, und reibt den Körper, daß er selber dabei in Transpiration geräth, er feilt mit einer feinen Feile das harte Fleisch von den Füßen und nun wird der Badende mit Oehlen und duftenden Salben eingerieben, und zuletzt barbirt. Dieses Manövre dauert fast drei Viertel-Stunden; aber nachher scheint sich auch der Badende ein neuer Mensch; ein süßes Wohlbehagen ergießt sich durch alle seine Adern, er fühlt sich frisch, lebendig und kräftig, und der Trieb nach dem andern Geschlechte erwacht lebhaft in ihm. Eben so baden die Indianerinnen, die zuweilen einen halben Tag im Bade bleiben, und sich von ihren Sklavinnen massiren lassen; (der Setzer möge ja nicht etwa magnetisiren setzen!) Gewiß ist, daß bei solchem orientalischen Bade die Wollust sich besser steht, als die Gesundheit. Die Türken haben ganz ähnliche Bäder; aber sie baden auch häufig im Flusse, wie denn das Baden bei ihnen zum Theil religiöses Gesetz ist. So muß sich jeder Türke, wenn er dem Koran getreu ist, nach dem Zusammensein mit einer Türkinn baden, und jede Türkinn soll sich, auch außer den gewöhnlichen Bädern, ganz bestimmt und religionsgemäß alle Monate, unmittelbar nach gewissen kritischen Revolutionen in ihr, baden. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, wenn die eleganten Damen bei uns zu Lande den Türkinnen nicht bloß

in der Mode Shawls, sondern auch in dieser höchst zweckmäßigen Sitte folgten. Denn, abgesehen von dem Nutzen der einfachen, nicht durch sinnliche Genüsse potenziirten, Bäder für die Gesundheit, sollte das Weib nicht vergessen, daß Reinlichkeit (s. diesen Artikel) das schönste Cosmeticum für alle seine Reize ist, so daß es mit allen Schönheiten einer Aphrodite nie einen Mann anziehen und fesseln kann, wenn nicht eine idealische Reinlichkeit, die nur ein häufiger Gebrauch der Bäder zu erhalten vermag, um ihr ganzes Wesen verbreitet ist. Die richtig fühlenden Griechen, auf die wir Neueren in allen ästhetischen Angelegenheiten immer wieder zurückkommen müssen, die Griechen haben auch diese ästhetische Wahrheit mit gewohntem Zartsinn bildlich aufgefaßt und dargestellt, und wer in einer mediceischen Venus, die bekanntlich eben aus dem Bade steigt, in einer, in ähnlicher Situation gedachten, Venus Callypigos und in so vielen andern ähnlichen Bildwerken der Griechen nur die Absicht des Künstlers sieht, die Form in ihrer schönen Nacktheit zu zeigen, nicht aber auch jene Idee versinnlicht findet, daß die höchste Reinlichkeit, wie sie bei einem so eben aus dem Bade steigenden Körper nothwendig gedacht werden muß, unzertrennlich ist von der höchsten Liebenswürdigkeit, die der Künstler darstellen wollte — der würde nur beweisen, daß er weder diese Idee, noch die Griechen, noch den Künstler ganz zu begreifen im Stande sei.

Bart.

Das Siegel der Männlichkeit, das dem ganzen Gesichte einen Charakter von Kraft und Macht aufdrückt. Eben weil der Bart den Mann bezeichnet, fehlt er da, wo die Männlichkeit fehlt, bei Weibern, Knaben und Castraten. Gegen die Zeit hin, wo der Knabe zum Jüngling heranreifen wird, beginnt im Gesichte der zarte Vorläufer des Bartes, das dünne, wolligte Haar hervorzukeimen, wegen welches die armen Knaben überall so viel unverdienten Spott und Scherz erdulden müssen, daß deshalb Viele durch allerhand Manipulationen, durch häufiges Barbiren, und scharfe Waschungen das Wachsthum des Bartes zu beschleunigen suchen, das sich allerdings künstlich beschleunigen läßt. Die alten Germanen betrachteten dagegen das späte Erscheinen des Bartes als günstiges Zeichen,

weil sie dies für einen Beweis von Kraft hielten, welche die Natur auf wichtigere Functionen verwendete. Auch die Amerikaner, die von Natur weichlich und weibisch sind, halten Nichts auf den Bart, und reißen ihn sorgsam aus, wenn sich dessen Spuren zeigen. Die Orientalen aber hegen und pflegen bekanntlich ihren Bart, bei dem sie auch schwören, höchst sorgfältig, und bei den Franken war dies in alten Zeiten derselbe Fall. Karl der Große schwor: *„par saint Dénis, et par cette barbe, qui me pend au menton."* Unter Heinrich IV. war der Bart ein Hauptstück in der männlichen Toilette. Es gab Bärte *en éventail, en queue d'hirondelle, en feuille d'artichaut*, und Schnurbärte *à la turque, à l'espagnol, en garde de poignard* u. s. w. Man hatte eigene Farben und Beitzen und Wohlgerüche für den Bart, den man Nachts in einen eigenen Beutel steckte, und ein Stutzer hielt es damals für eine hohe Gunst, wenn eine Dame ihm seinen Bart bürstete. Unter Ludwig XIII., der als neunjähriger Knabe den Thron bestieg, verloren wegen der Unbärtigkeit des Königs die Bärte ihren Credit. Man trug bald nur abgestutzte Knebelbärte, die immer kleiner und kürzer wurden, und Richard Milton war im J. 1626 der Letzte, der in Frankreich einen langen Bart trug. Im J. 1329 fingen die Böhmischen Ritter an, lange Bärte zu tragen, da sich vorher Jeder scheeren ließ. In Schwaben fing man erst 1518 an, einen Bart zu tragen, und schon 1564 machte sich Sigismund, Erzbischof zu Magdeburg auf seinen Reisen an deutsche Höfe ein eigenes Geschäft daraus, die langen Bärte abzuschaffen. Um diese Zeit war in Deutschland Ritter Eberhard von Talberg wegen seines natürlichen großen Bartes berühmt; er hing ihm bis an die Füße, reichte von da noch wieder bis an den Gürtel und konnte dann noch um einen Stock gewickelt werden.

Das Verhältniß, das zwischen dem Bart und den Organen der Generation ist, scheint in einzelnen Fällen aufgehoben zu sein. Alte Schriftsteller sprechen von Kindern, die bärtig waren; Andere bekamen wieder erst einen Bartwuchs, nachdem sie längst mannbar waren, und wieder Andre haben nie einen Bart bekommen, obgleich ihnen doch sonst kein Charakter der Männlichkeit abging. Die Haare des Barts sind verschieden an Farbe, Gestalt, Stärke u. s. w. wie die Haare des Körpers überhaupt. Der Bart ist schwarz, trocken, hart bei Bewohnern

heißer, trockner Länder, wie bei den Arabern, Aethiopiern, Indianern, Italienern uud Spaniern. Er ist heller, stark, weicher in kalten, feuchten Ländern, wie in Holland, England, Schweden. Einige Farben des Bartes kann man als unwesentliche betrachten, so die rothe, die meist eine scrofulöse Constitution bedeutet, und die man mehr in nördlichen Ländern findet. Ein rother Bart war bei den Griechen sehr beliebt, dagegen verabscheuten ihn die Egyptier und Juden, und die Neuern sind auch keine besondre Freunde des Rothbarts. Die Franzosen haben ein Sprichwort: *à barbe rousse et noirs cheveux, ne te fie si tu ne veux;* auch die Spanier sagen: wer falsch ist, hat einen Rothbart und schwarzes Haar. Man hat bei Männern, die in Kupfer und andern Metallen arbeiten, blaue und grüne Bärte gesehen, die aber von den metallischen Ausströmungen so gefärbt waren.

Wie der Bart ausschließliches Vorrecht des Mannes ist, so hat das Weib durchaus keinen Theil an dieser Zierde, und im Gegentheil entstellt ein weibliches Gesicht nichts mehr, als Haarwuchs darin. Doch kommt, namentlich bei unfruchtbaren Weibern, deren ganze Constitution sich der männlichen nähert, Bartwuchs nicht selten vor. Ja die Weiber bei ganzen Völkern sollen mit uns dieses Privilegium theilen, das für sie keines ist! So sollen die Weiber in einigen Theilen von Aethiopien, und in dem kältern Theile des mittäglichen Amerika alle einen mehr oder weniger gut behaarten Bart tragen. Wir sind überzeugt, daß keine unsrer Leserinnen die braunen Schwestern deshalb beneiden wird.

Bastard.

Dies Wort hat zwei Bedeutungen; bald bezeichnet es ein Geschöpf, das von zwei Wesen einer verschiedenen Gattung gezeugt ist, und die Charaktere beider Gattungen an sich trägt, wie Maulesel, Maulthiere, u. s. w. bald bedeutet es ein außer der gesetzmäßigen Ehe erzeugtes, sonst in Nichts von andern Menschen unterschiedenes, sogenanntes natürliches Kind. Die ersteren Geschöpfe haben in den Zeugungstheorieen unter den Physiologen viel Streitigkeiten veranlaßt. Sehr auffallend ist es auf jeden Fall, daß die Bastard-Säugthiere, die ihre Sexual-Organe eben so organisch entwickelt haben, als ihre

Eltern, dennoch eben so wenig die Fähigkeit haben, ihre Bastard-Gattung nun wieder fortzupflanzen, als alle andre Bastard-Geschöpfe in der Thier- und Pflanzen-Welt. Die Absicht der Natur hierbei ist freilich leicht einzusehen, denn wenn sie allen Bastard-Gattungen wieder das Vorrecht gegönnt hätte, sich fortpflanzen zu dürfen, so würden sich die Arten und Abarten und Spielarten in's Unendliche vervielfältigen, und das ursprüngliche, in der Wesenreihe nothwendige Geschlecht, würde allmählig ganz daraus verschwinden, wenn nicht bestimmte Gränzen für seine Aufrechthaltung sorgten.

Was die zweite Bedeutung des Wortes Bastard betrifft, so hat sie mehr werth in der Moral und Jurisprudenz, als in der Naturgeschichte des Menschen. Gewöhnlich müssen die unglücklichen Bastarde für einen Augenblick büßen, in welchem sich ihre Eltern gegen die Moral versündigt haben, und der Menschenfreund sieht es gewiß nur mit Betrübniß, wenn die menschliche Gesellschaft mit zurücksetzender Verachtung auf die natürlichen Kinder herabsieht, als wären sie aus unedlerem Thone gemacht!

Die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohne;
Göthe.

warum maßt sich der schwache Mensch eine Gerechtigkeit zu üben an, die die Götter selber zu handhaben verschmähen, der schwache Mensch, der am Ende selbst im günstigen Augenblick — — einem Bastard das Leben giebt! Für die Verachtung aber, die die Bastarde leider! unverschuldet bei gesitteten Völkern erdulden müssen, hat sie meistens die Natur gerochen, indem sie ihnen eine Lebhaftigkeit des Geistes, eine Genialität der Verstandeskräfte mitgab, um die Viele ihrer Verhöhner sie beneiden, und die so sehr oft Eigenthum natürlicher Kinder ist. In feuriger Liebe gezeugt und empfangen scheint die Exaltation des Geistes ihrer Eltern im Augenblicke ihres Entstehens, dauernd ihnen eingeprägt worden zu sein — —

Wenn Heinrich in dem Arm der schönen Gabriele
Nach einer edlen That der Liebe Lohn empfäht,
Wer zweifelt, daß nicht da die Farbe seiner Seele
Auf einen Bastard übergeht?

Indeß der Erbe seiner Krone
Nicht ihm, nur seinem Mißmuth gleicht
Mit welchem er zur königlichen Frohne,
Ins Bette der Infantin schleicht.

v. Thümmel.

(Vergl. Befruchtung, Begattung, Ehe u. s. w.)

Befruchtung.

Die Botaniker und Physiologen gebrauchen dies Wort, um den Akt zu bezeichnen, durch welchen ein Individuum einem andern Individuum die Mittel giebt, sich zu reproduciren. Alle organisirten Geschöpfe genießen dieses schönen Vorzugs vor den unorganischen Naturkörpern. Die Natur, die unaufhörlich mit der Erhaltung der Gattungen beschäftigt ist, wendet ungemein viel Sorgfalt auf die Fortpflanzung der Individuen, und wenn sie zwar in den meisten Fällen dabei sehr einfach zu Werke geht, so bietet sie doch zuweilen eine große Complication in ihren hier mitwirkenden Kräften und Organen dar. Bei einigen Pflanzenklassen und in der untersten Stufe der Thierreiche operirt sie am einfachsten: einzelne Zweige trennen sich vom Mutterstamme, (bei den Pflanzen, Polypen und einigen Würmern) suchen sich einen nahen Boden, und leben nun als getrennte Organismen fort. Bei höher organisirten Wesen aber bedarf es verschiedener Organe, um das wunderbare Phänomen der Befruchtung und Reproduktion zu veranlassen. Der männliche oder befruchtende Theil giebt hier eine eigenthümliche Flüssigkeit, die die Produkte, welche das weibliche Geschlecht liefert, fruchtbar macht, und das weibliche, oder befruchtete, zu befruchtende Organ giebt im Akte der Befruchtung bei den Pflanzen Körner, bei den Vögeln und Fischen &c. Eier, bei den, lebendige Junge gebärenden Thieren, wie auch beim Menschen Keime her, und diesen Keimen giebt das männliche Organ in der Befruchtung die Lebensbewegung, vermöge welcher sie sich dann im Schooße des Mutter-Geschöpfes weiter ausbilden. Bei den Pflanzen ist die befruchtende Masse in Kapseln enthalten, und sie verbreitet sich zur rechten Zeit auf die weiblichen Theile; bei den Thieren wird die Saamenflüssigkeit ganz bloß und frei um oder auf die Keime gesprützt. Die meisten Thiere bringen jene Flüssigkeit in den Körper des Weibchens hinein, wo sie

dann auf die weiblichen Keime trifft; bei andern Thierklassen aber wirft das Männchen seinen befruchtenden Saamen nur auf, schon aus dem mütterlichen Körper entfernte, Keime, auf bereits gelegte Eier u. dergl. Wie, warum, wodurch Befruchtung entsteht? — — — das ist eines der vielen, unendlichen Geheimnisse der geschaffenen Welt! Seit den frühesten Zeiten hat der Geist des Menschen diesen dunklen Schleier zu lüften, und einzudringen gesucht in diese finstre, durch keine Andeutung von Licht für ihn erhellte, Werkstatt der Natur; man hat in Bezug auf dieses Thema der Befruchtung und Empfängniß Hypothesen auf Hypothesen gehäuft — Umsonst —

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist!

Haller.

Die Verschiedenheit des Befruchtungsaktes in den verschieden organisirten Klassen konnten wir hier nur leicht skizziren, und wir bleiben nun, wie immer in diesem Werke, bei dem Menschen stehen, wobei wir uns für dies Thema noch auf die Artikel: Beischlaf, Begattung, Empfängniß, Fruchtbarkeit, Zeugung beziehen müssen. Untersuchen wir aber hier: welches die Lebensepochen sind, wo die befruchtende Kraft im Manne thätig wird, und wiederum erlöscht; ob es ferner eine eigene Jahreszeit für den Menschen, wie es eine solche für die Thiere giebt, die ausschließlich seiner Begattung günstig ist; welches ferner die Ursachen sind, die die Befruchtung begünstigen und verhindern, welches die zur Befruchtung nöthigen Bedingungen sind, und wo endlich der Sitz der Befruchtung in Menschen sei?

Die befruchtende Kraft im Manne beginnt in seinen Entwickelungsjahren (s. diesen Artikel) thätig zu werden, wo alle seine Kräfte in höherer Entwickelung stehen, und er gleichsam ein Uebermaaß von Lebensthätigkeit besitzt. Wenn dagegen beim vorgerückten Alter die assimilirenden und ernährenden Kräfte wieder abnehmen, so nimmt auch diese unsre Kraft wieder ab. Gemeiniglich beobachtet man, daß bei uns die Frauen zwischen dem zweiundvierzigsten und neunundvierzigsten Lebensjahre ihre Fruchtbarkeit verlieren. Bei dem Manne verliert sich die Kraft der Fortpflanzung gewöhnlich zwischen 50—56 Jahren, zuweilen aber behalten sie Männer bis in ihr sechszigstes Lebensjahr, und noch weiter hinaus. Diese Epochen lassen sich

aber durchaus nicht etwa für das ganze Menschengeschlecht aufstellen; im Gegentheile machen Klima, Leidenschaften, die Lebensart darin eine große Verschiedenheit. Die Morgenländer z. B., sind zu zwölf, dreizehn Jahren schon mannbar, verlieren aber schon zu dreißig Jahren ihre Fruchtbarkeit wieder und sie müssen zu den stärksten Reizmitteln ihre Zuflucht nehmen, um ihre ehelichen Pflichten erfüllen zu können; (vergl. Aphrodisiaca;) aber auch ihre Weiber hören schon um diese Zeit auf fruchtbar zu sein. Bei den nordischen Völkern entwickelt sich die Kraft der Befruchtung viel später, erhält sich aber dafür auch viel länger im Körper wach, wie denn ihre Entwickelung und ihr Verschwinden fast überall gleich lang sind, nur relativ früher oder später erscheinen und erlöschen.

Gewöhnlich glaubt man, daß der Mensch nicht, wie etwa viele Thiere, in der Uebung seiner Genital-Kräfte an eine gewisse Jahreszeit gebunden sei. In der That genießt der Mann des schönen Vorrechtes, zu jeder Zeit, in jedem Klima sich seiner Geliebten nahen und sie befruchten zu können, obgleich der physische Einfluß der Luft, der Nahrung, der Lebensart gewisse Jahreszeiten fruchtbarer macht, als Andre. Hippocrates hatte beobachtet, daß der Frühling die Jahreszeit sei, die zur Befruchtung und Empfängniß die geeignetste wäre, und Plinius nennt diese Jahreszeit die Erzeugende. In der That scheint diese alte Beobachtung sich bestätigt zu haben, denn man hat allgemein die Erfahrung gemacht, daß December und Januar die Monate seien, in denen die meisten Geburten vorfallen, und eine sehr einfache Rechnung wird jeden Leser sogleich überzeugen, wie sehr diese beiden Sätze mit einander übereinstimmen. Jedoch ändern auch hier einzelne Ursachen die allgemeine Regel. In Schweden z. B. werden die meisten Kinder im September geboren; ein scharfsinniger Schriftsteller erklärt dies so, daß bei den nordischen Völkern die Weihnachts- und Neujahrsfeste die Signale zu Festen, Vereinigungen und Vergnügen seien.

Was die Ursachen betrifft, welche die Befruchtung bei dem Menschen begünstigen, so vermehrt zunächst ein Ueberfluß an Nahrung die menschliche Bevölkerung. Die gesegneten Jahre sind überall auch durch eine große Menge von Geburten bezeichnet. Man glaubt bemerkt zu haben, daß Nationen, die sich von Fischen nähren, sich leichter fortpflanzen, als fleischessende

Völker, und wirklich sind Küstenvölker, die vom Fischfang leben, fruchtbarer, als andre. Die Fruchtbarkeit ist größer in kalten, als in warmen Ländern; die Isländerinnen gebären bis zu zwanzig Kindern, die deutschen Weiber im Durchschnitt sechs bis acht, die Französinnen vier bis fünf, die Spanerinnen zwei bis drei. Jedoch leidet diese erfahrungsgemäße Wahrheit natürlich indivibuelle Ausnahmen. Gewisse Länder sind ganz vorzüglich wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt; so sind die Negerfrauen in Afrika ungemein fruchtbar; in Egypten gebären die Weiber sehr oft Zwillinge. Hier wirken freilich auch die orientalischen Bäder sehr mit, (s. Bad) und man hat gesehen, daß Frauen, die mit der französischen Expedition nach Egypten gegangen waren, und die keine Kinder in Europa bekommen hatten, in Egypten fruchtbar wurden, nachdem sie nach Landessitte badeten. Andre schreiben wieder den Wässern des Nils die große Fruchtbarkeit der Egyptierinnen zu. Wahr ist es, daß nicht bloß Menschen, sondern auch alle Thiere, die diesen schönen Landstrich bewohnen, sehr fruchtbar sind. Der Glaube an die Fruchtbarkeit des Nilwassers hat sich sogar bis in das südliche Frankreich verbreitet, und als der General Desaix im Mai 1801 zu Toulon aus Egypten landete, nachdem wegen der englischen Hafensperre zwei Jahre lang kein egyptisches Schiff eingelaufen war, meldeten sich rasch mehrere Damen aus Marseille und Toulon, um die Ueberreste von Nilwasser zu kaufen, die der Schiffs-Capitain noch bei sich führen sollte. — —

Die Fruchtbarkeit ist, im Allgemeinen, sehr groß bei einem Ackerbautreibenden Volke, das in mäßigem Wohlstand lebt. Dörfer und Flecken, wo viel arbeitendes Volk und wenig eigentlich reiche Leute leben, sind für die Bevölkerung wichtiger, als die großen Städte. Es giebt Temperamente und Constitutionen, die ganz besonders geschickt sind zur Befruchtung und Empfängniß. Sanguinische, sehr lebhafte, sensible Weiber, empfangen mit einer erschrecklichen Leichtigkeit, und oft unter Umständen, wo gar nicht von Seiten der Liebenden so hartnäckig auf die Erhaltung der Gattung abgezielt wurde! Männer mit breiter Schulter, voller, tönender Stimme, starken und festen Muskeln sind in der Liebe sehr feurig und fruchtbar.

Gewöhnlich empfangen die Weiber kurz vor oder kurz nach ihrer monatlichen Krise. Der beste Zeitpunkt für die Befruch-

tung der Frauen ist diese Zeit, wenn sie gegen den Frühling hin fällt. Meistens glaubt man, daß die Empfängniß am leichtesten erfolgt, wenn beide Gatten im Augenblicke der innigsten Vereinigung eine vorübergehende kurze, an Geistesverwirrung gränzende, Exaltation empfinden: doch gehören Ruhe, ein nicht zu reizbares Temperament, ja eine gewisse Kälte doch auch wieder zu den Ursachen, die die weibliche Empfängniß begünstigen. Man hat oft geglaubt, die schönsten Frauen seien die fruchtbarsten, aber die Natur läßt nicht immer die Ausbildung der Formen und der Kräfte gleichen Schritt gehen!

Die Enthaltsamkeit verringert die Zeugungskraft, und wie wir oben sahen, daß geseegnete Jahre immer der Bevölkerung günstig sind, so zeichnen sich auch wieder Jahre des Mangels und der Hungersnoth durch eine geringere Anzahl von Geburten aus. Bei Völkern, die ein herumirrendes Leben führen, und wo die Geschlechter viel getrennt von einander leben, werden weniger Kinder geboren, als bei Nationen, wo beide Geschlechter, der Lebensart nach, mehr vereint leben. Darüber sind fast alle Gelehrte einverstanden, daß die wollüstigsten Weiber nicht grade die fruchtbarsten sind. Ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen dem Temperamente beider Gatten, Antipathie, Ekel, Mangel an Liebe, Gebrechlichkeiten, ein Krankheitszustand, der nicht zu erotischen Gefühlen aufgelegt macht, Zartheit der Constitution, zu große Reizbarkeit der Nerven, zu große Wohlbeleibtheit oder zu große Magerkeit, Erschöpfung und Schwäche, übermäßige Anstrengungen des Körpers oder des Geistes, sehr heftige Leidenschaften, Unmäßigkeit, Misbrauch der Vergnügen der Liebe, — dies sind die gewöhnlichen Ursachen, welche beide Geschlechter zur Befruchtung und Empfängniß untauglich machen. Man hat bemerkt, daß die Vervielfältigung der Gattung desto geringer sei, je häufiger und leichter der sinnliche Genuß zu verschaffen ist. Zu enge Kleidung, die die Sexual-Theile des Mannes anhaltend und zu lange einpreßt, eben aus dieser Ursache auch zu vieles und lange fortgesetztes Reiten, können ihn zur Befruchtung ungeschickt machen. Die Unfruchtbarkeit der vornehmen alten Scythen, der neuern Tartaren und Araber, welche Völker fast ganz auf dem Pferde leben, stammt aus dieser Quelle. Aber sehr häufig sind endlich nun auch noch ursprüngliche Bildungsfehler oder später entstandne Krankheiten der Geschlechts-Theile Ursache zur Un-

fruchtbarkeit, und hier ist es dann Sache der Aerzte, ihr Talent glänzen zu lassen, das aber leider! grade bei diesem wichtigen Punkte nur zu oft scheitert!

Zu den nöthigen Bedingungen der Befruchtung gehört vor Allem die innige Vereinigung des beiderseitigen Geschlechtes. Einige Beispiele haben jedoch gelehrt, daß wohl Empfängniß Statt finden könne, ohne daß der bekannte, gewöhnliche Mechanismus ganz vorhanden zu sein nöthig hätte, (s. Empfängniß); doch sind dies höchst seltne Ausnahmen. So hat man sich auch oft gestritten, ob wohl eine Frau schwanger werden könne, wenn männliche Kraft zufällig, nicht grade durch unmittelbare Umarmungen, zu den Theilen ihrer Fruchtbarkeit gelangte? Plempius, De Graaf, Schurig, Johnson u. A. haben ernstlich diese wichtige Frage bejaht. Averroes und Schenkius erzählen, daß Weiber schwanger geworden sind, die in ein Bad gestiegen waren, worin ein Mann seine befruchtende Flüssigkeit gelassen hatte, und daß türkische Tribaden, wovon die Eine noch erfüllt war von den heißen Umarmungen ihres Gatten, sich durch ihre schändliche Vereinigung geschwängert hätten. Tavernier erzählt, daß in Persien die Weiber sorgfältig das Badewasser der Männer sammeln, und sich damit waschen, was sie als ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit betrachten. Aber alle diese Erzählungen sind bisher unter den Sachkennern immer noch als Mährchen betrachtet worden.

Noch ist es wichtig zu bemerken, daß zu dem Akte der Befruchtung ein gänzliches Hingeben des Geistes, und ein Versinken der ganzen Seelenthätigkeit in den Einen Gegenstand, der sie eben beschäftigt, gehört. Wenn der Geist nicht ganz ausschließlich dabei ist, so werden die erzeugten Geschöpfe nur zart und schwach werden, wie man es an den Kindern von Eltern, die viel mit dem Kopfe arbeiten, beobachtet hat. Deshalb auch pflegen die Söhne von berühmten Männern nicht in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten —

Les grands esprits, d'ailleurs très-estimables,
Ont fort peu de talens pour former leurs semblables —

so wie im Gegentheil Menschen, die durch Genie, Talent oder Charakter sich ausgezeichnet haben, meistens Früchte einer heißen, oft einer unerlaubten Liebe gewesen sind.

Es

Es giebt einen Umstand, den man nicht wohl beschreiben kann, der aber der Befruchtung und der Empfängniß ungemein günstig ist, wir meinen das, was man: Gelegenheit zu nennen pflegt, die nichts anderes ist, als ein glückliches, zufälliges Zusammentreffen aller oder vieler jener oben einzeln angeführten günstigen Momente.

Madame, afin d'en mieux jouir,
Ne réglez pas les instans du plaisir,
L'occasion, le caprice est son guide.
Comme l'amour, il aime à voltiger,
Que le Hazard toujours lui seul décide.
Le vrai moment est l'heure du berger.

Piron.

Wie wichtig aber gerade bei unserm Thema die Gelegenheit sei, das weiß manche Schöne, die im „vrai moment" fast nur als Opfer der Gelegenheit fiel! Welcher gebildete Leser erinnert sich bei Gelegenheit des Begriffs: „Gelegenheit in der Liebe," nicht der köstlichen Stelle aus einer der lebenswarmen Götheschen Elegieen aus Rom? Für Leser von schwächerem Gedächtniß stehe zur Zierde dieser Abhandlung diese Stelle hier:

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und so gleichen wir euch, o römische Sieger! den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Egypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reitzend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse lockten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erynnien her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gewicht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reitzenden Dienst unser Gemüth zu entziehn
Diese Göttinn, sie heißt Gelegenheit. Lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.

Tochter des Proteus möchte sie sein, mit Thetis gezeuget,
 Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
 Schlummernde necket sie stets: Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergiebt sie sich nur dem raschen, thätigen Manne,
 Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir — — —

Ueber den eigentlichen Sitz, die Quelle der Fruchtbarkeit und der Befruchtung hat man nichts sehr Gewisses. Gewöhnlich glaubt man, daß die Befruchtung in den Ovarien der Mutter vor sich ginge. Aber man hat noch nie ein deutliches Ei bei dem weiblichen Menschen gefunden.

Kann man Geschlechter nach Willkühr zeugen? Gewiß nicht, kann man *a priori* behaupten, denn die Natur wird sich in ihren wichtigsten Planen nicht durch menschliche Absichten und Schwächen leiten lassen wollen. Und die Erfahrung hat auch alle darüber aufgestellten Vermuthungen in Nichts zerschlagen. Die Alten schon glaubten, daß der rechte Testikel des Mannes und die rechte Seite des weiblichen Fruchthälters männliche, die entgegengesetzten Seiten weibliche Kinder hervorbrächten. Aber viele und verschiedene spätere Schriftsteller, Ambrosius Paré, Diemenbroek, Alberti, Hoffmann, Bartholinus, Vesalius, Harvey, also sehr große Naturkundige, haben das Gegentheil längst erwiesen, indem sie authentisch mittheilten, daß Männer, denen der rechte Testikel fehlte, Knaben erzeugt hätten, und daß weibliche Früchte in der rechten Seite des Fruchthälters gefunden worden wären, und umgekehrt. Das Einzige, was sich über diesen Gegenstand noch mit einiger Gewißheit sagen läßt, ist, daß man bemerkt hat, daß starke, gesunde Männer und Weiber zusammen mehr Knaben als Mädchen hervorbrächten. (Vergl. Megalanthropogenesie.)

Begattung.

Die innige Vermischung zweier Individuen von verschiedenem Geschlechte, Behufs der Fortpflanzung ihrer Gattung, und für die menschliche Gattung gleichbedeutend mit dem Worte: Beischlaf.

Wenn man einen Blick auf die organische Schöpfung wirft, so wird man geneigt zu glauben, daß die Wiedererzeugung der

Gattungen auf den Verlust berechnet war, der nach den Urgesetzen der Dinge nothwendig wurde. In der That sind gerade die schwächsten oder diejenigen Gattungen, welche am meisten gegen äußere Feinde ihrer Existenz ankämpfen müssen, auch wiederum die, deren Fruchtbarkeit sehr hoch steht. Fast immer reproduciren sich die Thiere in ungekehrtem Verhältniß ihrer Kraft und ihrer Masse, so daß bei den größten und kräftigsten Geschöpfen die Produktionskraft sich nur in gewissen, entfernten Perioden äußert, die Fruchtbarkeit ungewisser ist, die Schwangerschaft länger dauert, und weniger zahlreiche Resultate liefert.

An der Spitze der Schöpfung stehend, macht die menschliche Gattung indeß von diesem allgemeinen Gesetze eine Ausnahme. Sie ist, durch ihre erhabenen Geisteskräfte, am meisten gegen die Gefahren der auf sie einstürmenden äußeren Gewalten gesichert, und doch vermehrt sich, im Verhältniß, das Menschengeschlecht am häufigsten. Sein reproducirender Trieb bindet sich, von seinem ersten Erwachen an, weder genau an Epochen, noch an eine Jahreszeit und ein Klima, und er bleibt während einer langen Reihe von Jahren rege und wirksam. Daher kommt es auch, daß, wie die Erfahrung gelehrt hat, in einem wohleingerichteten Staate, wenn nicht große, unvorhergesehene Unglücksfälle eintreten, sich die Zahl der Bewohner recht leicht in funfzig Jahren verdoppeln kann, wenn sie sich an eine weise, gesellige Einrichtung binden, die die Verhältnisse der Fortpflanzung ordnet und beherrscht. Eine solche bildet die Ehe, die nichts anders (für den Naturforscher) ist, als eine, durch die Gesetze autorisirte und geregelte Begattung, und von welcher wir hier zunächst sprechen wollen.

Von allen gesellschaftlichen Einrichtungen ist keine, die einen wichtigern Einfluß auf den Staat, also auf die Gesellschaft übte, als die Ehe. Da ein Staat aus Familien besteht, welche wiederum aus der ehelichen Verbindung hervorgegangen sind, so wird das Gedeihen des Staates lediglich von seinen Gesetzen über die Ehe abhangen. Der Ehe hauptsächlichster Zweck ist die Fortpflanzung. Um sich fortzupflanzen, muß man die dazu nöthigen Kräfte haben. Nun genügt es aber nicht, daß jedes Geschlecht die zur Reproduktion nöthigen Kräfte und Organe naturgemäß besitze, sondern es bedarf dazu auch einer gewissen Wechselbeziehung zwischen den beiden Gatten, deren Wesen abre die Na-

tur mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt hat. Hieraus geht schon hervor, daß die Fruchtbarkeit beider Geschlechter vollkommen oder weniger vollkommen, das heißt relativ, sein kann. Die Fruchtbarkeit der Frau, verglichen mit der des Mannes, ist bei jener bei weitem geringer, wie die Geschichte an vielen Beweisen lehrt. Der gelehrte Tiraqueau, der nach einander mehrere Weiber hatte, bereicherte seinen Staat mit dreißig Kindern und die Literatur mit eben so vielen Werken. Ein anderer Gelehrter, Gregorio Leti, war, nach seinem eigenen Zeugnisse, zwanzig Jahre hintereinander immer zugleich Vater eines Buches und eines Kindes. Babo von Avensberg, Graf zu Rohr, schenkte seine zweiunddreißig Söhne, weil er sie nicht ernähren konnte, dem Kaiser Heinrich. Wenn aber des Weibes Fruchtbarkeit, ihrem Geschlechte gemäß, der des Mannes entspricht, so wird die eheliche Begattung sehr fruchtbar. Haller und Frank haben aus Einer Ehe zuweilen zehn, zwölf, zwanzig bis dreißig Kinder entstehen gesehn. Freilich sind (glücklicherweise!) solche Beispiele einer unglaublichen Fruchtbarkeit selten, und die Natur hat auch schon auf die Eine Art dafür gesorgt, daß nicht zu viele Menschen geboren werden, indem sie durch die Schwangerschaft und das Stillen der Mutter dieser eine Menge Zeit aus ihren fruchtbaren Jahren hinwegstrich. Da nun, in der Regel, die bestkonstituirte Gattin, wenn sie nicht etwa Zwillinge gebiert, nicht mehr als zwölf Kinder bekommen kann, so muß man sich nicht wundern, wenn im Durchschnitt die Ehen nur vier Kinder auf eine Familie bringen, da manche Ehen dagegen ja ganz unfruchtbar sind.

Diese Unfruchtbarkeit der Ehen ist ein höchst wichtiger Gegenstand für Statistiker und Aerzte. Man berechnet gewöhnlich das Verhältniß der unfruchtbaren zu den gesegneten Ehen wie Zehn zu Tausend, aber diese Proportion bleibt nicht überall dieselbe. Hedin, ein schwedischer Arzt, sah in seiner Provinz Eine unfruchbare auf zehn fruchtbare Weiber, und der große Arzt Frank versichert, daß man gewiß, bei sorgsamer Nachforschung, unter drei bis vierhundert Paaren wenigstens sechs bis sieben unfruchtbare finden würde.

Wir müssen hier die Ursachen der unfruchtbaren Begattungen erzählen, obgleich auch noch in spätern Artikeln von diesen Gegenständen die Rede sein wird. Man kann diese Ursachen zunächst in physische und moralische eintheilen. Zu den letzte-

ren gehört vor Allem: die Furcht vor dem Erzeugen und Gebären; ohne grade die Ehen immer unfruchtbar zu machen, verhindert sie doch meist, daß die Anzahl von Kindern geboren werde, die geboren werden könnte. Diese Furcht hängt oft von einem nichtswürdig weit getriebenen Egoismus ab, welcher nothwendig aus dem Ensemble der täglich mehr und mehr vergrößerten, künstlichen Bedürfnisse herstammt, die der civilisirte Mensch sich macht. Oder auch, und besonders in großen Städten ist dies der Fall, jene Furcht vor der Fruchtbarkeit hängt von einer höchst verwerflichen, schändlichen Eitelkeit des Weibes ab, das durch Schwangerschaft, Kindbette und Nähren einige von jenen Reitzen zu verlieren fürchtet, die doch die Natur der Frau als Mittel zu jenen erhabenen Zwecken verliehen hat. Noch frivolere Quellen hat jene Furcht, wenn das Weib gar besorgt, die lange Zeit, die der mütterliche Körper bedarf, um die neue Frucht zu bilden und sie zu nähren, werde ihm einige Augenblicke eiues flüchtigen Genusses entziehen! Schon die alten Völker kannten und wirken gegen solche Mißbräuche. Die Römer mußten bei ihrer Verheirathung mit einem Eide betheuern, daß ihre Absicht sei, Kinder zu erzeugen. Jede römische Frau, welche überführt worden war, dem physischen Zwecke der Begattung ausgewichen zu sein, wurde als infam bezeichnet, und durfte sich, nach einem alten Gesetze, nicht mehr dem Altar der Juno nahen, die bekanntlich die Schutzpatronin der Geburten war. Eine andere Ursache der Unfruchtbarkeit ist, nach Theden, gerade das zu lebendige Verlangen, Kinder zu erzeugen. Daher bei gewissen Gatten gewisse zu heftige Operationen, die dem Zwecke der Begattung mehr schädlich als nützlich sind. — — Die Antipathie der Gatten gegen einander, (S. Sinnen-Kälte) wie alle heftigen Gemüthsaffekte, endlich Ausschweifungen, dies sind unter den moralischen Ursachen zur Unfruchtbarkeit noch die gewöhnlichsten, wie wir am gehörigen Orte noch näher auseinander setzen.

Die physischen Gründe, die wohl nicht selten die Fruchtbarkeit der Begattung hindern, können wir dagegen nur kurz berühren, denn sie gehören alle mehr oder weniger in das Gebiet der Pathologie, das uns hier fern bleiben muß. Ein Mißbrauch aber soll bei dieser Gelegenheit gerügt werden, der leider! besonders im niedern Volke gar nicht selten, und recht

sehr wichtig für unsern Zweck ist, der Mißbrauch geistiger Getränke, der sehr häufig sich der Fruchtbarkeit der Ehen entgegenstellt. Der Magistrat zu London wollte, im Jahr 1725, die Ursache einer beängstigenden Abnahme in den Geburten aufsuchen, und fand diese Ursache in dem Mißbrauche der geistigen Getränke. Falconer berechnete, daß dieserhalb die Zahl der Taufen von Zwanzig auf Vierzehn Tausend gesunken war. Schlözer versichert, daß das Uebermaaß im Genusse geistiger Getränke zu Petersburg diese Stadt in zehn Monaten um Sechshundert fünf und dreißig Einwohner (als *minus* in den Geburten) gebracht habe! Der Mann, der sich diesem Mißbrauche hingiebt, wird nach und nach unvermögend, oder er treibt das Begattungsgeschäft mit einer Gleichgültigkeit, die unmöglich zur Reproduktion führt, bei dem Weibe aber ist der Mißbrauch geistiger Getränke noch unverträglicher mit der Fortpflanzungskraft. Alberti hat mit sorgfältiger Gelehrsamkeit eine große Menge von Beispielen gesammelt, welche beweisen, wie sehr die übertriebene Liebe des weiblichen Geschlechtes zu hitzigen Getränken die Fortschritte der Bevölkerung hindert, und diese Wahrheit ist es auch gewiß, die schon bei den Alten strenge Gesetze für, den Trunk ergebene, Weiber entstehen ließ, die ja überdies auch die scheußlichste Schattenseite aufweisen, die der Mensch nur irgend aufzuzeigen hat! Die übrigen physischen Hindernisse der Fruchtbarkeit nun, sind meistens Krankheiten der Sexual-Organe, Brüche, Verhärtungen, Ausflüsse, oder angeborne Bildungsfehler dieser Theile. Es ist Sache der Aerzte diese physischen, Sache der Staatsbeherrscher jene moralischen Ursachen zur Unfruchtbarkeit zu entfernen. Immer aber müssen ganz besonders die Ehen so eingerichtet sein, daß sie die Hoffnungen des Staates nicht täuschen, und in dieser Hinsicht bieten sich vorzüglich drei betrachtungswerthe Beziehungen dar, die Beziehung des Alters der Ehegatten, der Freiheit ihrer Wahl, und endlich das Verhältniß ihrer Gesundheit. Miller, der bekannte Verfasser des weiland so berühmten „Siegfried von Lindenberg," sagt einmal, wie zu einem Trauerspiele drei Einheiten, so gehörten zu einer Ehe drei Gleichheiten, die Gleichheit des Standes, des Vermögens, und des Alters, aber Shakespeare drückt sich mit seiner großen Genialität und köstlichen, treffenden Kürze hierüber so aus, indem er von der Ungleichheit der Ehen spricht:

— Bald war sie verschieden an Gebart —
„O Quaal! zu hoch vor Niedrigem zu knieen"!
— Bald war sie in den Jahren mißgepaart —
„O Schmach! zu alt, mit Jung vereint zu sein"!
— Bald hing sie ab von der Verwandten Wahl —
„O Tod! mit fremdem Aug' den Liebsten wählen"!

Ehen, in denen das Alter der beiden Gatten nicht naturgemäß ist, sind zuerst die sogenannten frühzeitigen Ehen. Jedes Geschöpf, das seine Gattung fortpflanzen will, muß auf den Gipfel seiner Kräfte gelangt sein. Beim Manne nun, wie beim Weibe, ist es die Zeit der zurückgelegten Entwickelungsjahre (S. diesen Artikel) von welcher an sich die Fähigkeit datirt, gesunde Kinder zu zeugen, und die Mannbarkeit, oder jene Zeit, in welcher die physische Organisation des Körpers und die moralischen Fakultäten in einem solchen harmonischen Verhältnisse stehen, daß das gegebene Individuum gesunde, kräftige und zahlreiche Kinder zeugen oder gebären kann, ist die Epoche, von deren Anfang an die Ehe gesetzmäßig erlaubt ist oder sein kann. Wenn es sich aber frägt, wann denn nun diese Zeit eintrete, so lehrt ein Blick auf die Geschichte der Völker, wie unmöglich es sei, diesen Zeitpunkt genau zu bestimmen. Klima, geographische Lage, Lebensart, Nahrung, die Nationalrasse, das Nationaltemperament, dies alles sind Verhältnisse, die den Eintritt der Mannbarkeit bei den verschiedenen Völkern sehr verändern. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in den heißen Ländern die Mannbarkeit früher eintritt, als in den gemäßigten und kalten Klimaten. In den Tropenländern bekommen die Weiber zuweilen schon zu zehn Jahren Kinder, und sind alt zu zwanzig Jahren. Die ganz kalten oder sehr feuchten Länder drängen die Entwickelung des Geschlechtstriebes sehr zurück. So zeigt es sich bei allen Polarvölkern; doch scheinen die Samojeden eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, denn ihre Weiber gebären schon zu zehn oder zwölf Jahren. Die Lebenskraft eines Volkes kann die Entwickelung des Fortpflanzungs-Vermögens zurückhalten oder beschleunigen. Die Fischerei, die Jagd und kriegerisches Leben setzen sich seinem Erwachen sehr kräftig entgegen, aber ein Hirtenleben und friedliches Genießen der Naturgaben haben gerade die umgekehrte Wirkung.

Im allgemeinen aber sind die Männer weniger allen diesen Einflüssen unterworfen, als die Weiber, und bei jenen ist also die Zeit der Mannbarkeit nicht so veränderlich, als bei diesen. In unserm gemäßigten, weder zu heißen noch zu kalten Klima, entwickelt sich der Begattungstrieb nicht zu früh und nicht zu spät, und in den meisten Theilen von Europa sieht man die Weiber um das dreizehnte oder vierzehnte, die Männer um das sechszehnte oder siebenzehnte Jahr mannbar werden. Es bedarf dann bei beiden nur noch weniger Jahre, um die Mannbarkeit so zu kräftigen und auszubilden, daß sie zur fruchtbaren Begattung geschickt werden. Diese Zeit tritt bei uns, nach den besten Physiologen, bei Weibern zwei bis drei Jahre, bei Männern fünf bis sechs Jahre nach Beginn der Entwickelungszeit ein.

In alten Zeiten hat man diese physiologischen Gesetze bei der Staatsverfassung viel mehr berücksichtigt, als man es leider! heut zu Tage thut. Die Gesetze des Lycurg verboten den Männern sich vor dem sieben und dreißigsten, den Mädchen sich vor dem siebenzehten Jahre zu verheirathen, und Xenophon und Plutarch sagen, daß diese Gesetze aufgestellt worden seien, um eine kräftige Generation zu erzielen. Aristoteles verlangte, daß der Mann zwanzig Jahre älter sei, als die Frau, damit sich ihre Fruchtbarkeit etwa zu gleicher Zeit verlöre. Aber am strengsten verfährt offenbar Plato, der sogar verlangt, daß jedes Kind, welches früher oder später als zwischen dem zwanzigsten oder vierzigsten Jahre der Mutter geboren, oder zwischen dem dreißigsten und fünfundfunfzigsten Jahre des Vaters gezeugt sei, mit dem Stempel der Schandthat belegt werden solle! Auch die alten Germanen hielten ungemein streng auf die vollendete Entwickelung der Ehegatten, wodurch auch sie ihren kräftigen Stamm aufrecht zu erhalten wußten. Wie aber, wie wir eben sahen, diese Zeit der vollendeten physischen Ausbildung sehr variirt, so mußten auch die darauf begründeten Gesetze sehr verschieden sein. Die Juden konnten unter ihrem brennenden Himmelsstriche jedes Mädchen von zwölf Jahren für ehefähig erklären, und noch heute finden wir unter den Jüdinnen häufig eine sehr frühe Mannbarkeit.

Untersuchen wir nun die Folgen, die die zu frühzeitigen Ehen auf das öffentliche Gesundheitswohl haben, so finden

wir diese Wirkungen sehr erheblich. Wir sehen sie sogar schon bei den Thieren; ein Hengst verliert seine Kraft, wenn er vor dem vierten Jahre eine Stute bekommt, Und der edler und feiner organisirte Mensch geht unwiderruflich in zu frühen, und eben deswegen, weil um jene Zeit der Verstand noch nicht die Leidenschaft zu zügeln vermag, in dann zu eifrigen und lange fortgesetzten Umarmungen zu Grunde! Aber noch unmittelbarer nimmt man die Folgen zu frühzeitiger Begattungen in den Früchten derselben wahr, Früchte, die man mit Treibhauspflanzen vergleichen möchte! La Fontaine, nicht der *bon* Lafontaine, der liebliche Fabulist, sondern ein wackerer polnischer Wundarzt, schreibt den frühen Ehen der polnischen Juden die elende Körperbeschaffenheit dieser Nation zu. Giovanni Botero erklärt die Schönheit der Generation in Ragusa und Gravosa aus den etwas spät dort geschlossenen Ehen. Montesquieu erzählt, daß Furcht vor dem Kriegsdienste einen großen Theil noch kaum entwickelter junger Leute in eheliche Verhältnisse brachte, daß aber bald darauf Elend und Krankheiten die durch diese Ehen erzeugte Generation wieder zu Grunde richteten. Wenn, im Allgemeinen, zu große Jugend bei der Begattung eher den Mann als das Weib zu Grunde richtet, so wirkt dafür die zu frühzeitige Begattung von Seiten des Weibes mehr unmittelbar auf die Frucht, welche sie gebiert. Wirklich scheint es ausgemacht, daß die physische Kraft eines Kindes mehr von der Mutter als von dem Vater stammt; daher bekommen auch unvollkommen ausgebildete Frauen meistens schwächliche Kinder.

Bei alle dem hat man ernsthaft einen Grund für die frühzeitigen Ehen aufgestellt; den nämlich, daß sie die Ausschweifungen junger Leute verhüten sollen, die sonst an feile Dirnen die Kräfte verschwenden, welche für die rechtmäßige Bettgenossin aufgespart bleiben sollten. Aber, rufen wir mit Frank und mit Mahon aus, wenn es kein anderes Mittel giebt, die Jugend bis zu ihrer völligen Ausbildung von den Altären der Venus Genitrix zurückzuhalten, so müssen wir über die Generation seufzen, die die Frucht solches moralischen Zwangsmittels zu werden bestimmt ist. Doch sind weder die Frühzeitigkeit des Fortpflanzungstriebes, noch die Verschlechterung der Sitten glücklicherweise schon auf einen Grad hin gediehen, der ein solches äußerstes Mittel nothwendig gemacht hätte, und

wenn ja für große und üppige Städte die Nothwendigkeit einer so zweideutigen Maaßregel eintreten sollte, so fragt es sich immer noch, ob denn eben dergleichen Ehen die Flüchtigkeit des jungen Mannes zügeln würden? Uebrigens ist es fast nie Furcht vor den Ausschweifungen und moralische Tendenz, sondern meist Eigennutz und Klugheitsabsicht, welche die frühen Ehen zu Stande bringt. Die russischen Bauern verheirathen oft ihre elfjährigen Söhne mit zwanzigjährigen Bäuerinnen, um die Zahl ihrer Mägde zu vermehren. Wenn die Tartarinnen nicht mehr Kinder gebären, so werden sie bei ihren Männern durch ganz junge Mädchen ersetzt, deren Sklavinnen sie dann werden; da also das Ende ihrer Jugend der Anfang ihrer Sklaverei ist, so suchen sie natürlich sich so früh als möglich zu verheirathen. Unter den Großen finden wir aus politischen Gründen sehr häufig zu frühe Ehen. Ludwig der Elfte bekam vom Bischof von Tours die Erlaubniß, zu vierzehn Jahren die noch nicht zwölfjährige Königinn zu umarmen!

Wenn aber zu frühzeitige Begattung, wie wir uns auseinanderzusetzen bemüht haben, höchst schädlich und gefährlich ist, so sind auf der andern Seite die zu späten Ehen, die wir täglich von bejahrten Individuen schließen sehen, ungemein lächerlich, und auch sie können, unter gewissen Bedingungen, wieder sehr schädlich für die Organisation werden. Bei dem Weibe ist das Aufhören der monatlichen Veränderung ein gewisses Zeichen, daß sie nun nicht mehr zum Gebären geschickt sei. Bei dem Mann dagegen läßt sich keine bestimmte Zeit in dieser Hinsicht festsetzen, und zahlreiche Fälle beweisen, daß Männer noch im späten Alter Kinder zu zeugen im Stande sind. Indeß wenn auch zahlreiche Fälle für diese Behauptung da sind, so können sie doch nicht gegen die allgemeine Wahrheit beweisen, daß der Mann, und noch mehr das Weib, wenn sie in einem vorgerückten Alter sich verehelichen, nicht füglich mehr den Zweck der Ehe, Zeugung und Erziehung von Kindern, erfüllen können. Hat aber die Frau jenen eben angegebenen Zeitpunkt der Fruchtbarkeit noch nicht erreicht, dann eben wird eine zu späte Ehe für sie schädlich. Sie wird schwanger, aber ihr Körper hat nicht mehr die jugendliche Fülle und Biegsamkeit, die zum glücklichen Gebären nothwendig ist, und die Entbindung kann für sie gefährlich werden. Entsprießt aber eine Frucht aus solcher späten Begattung, so

ist sie schwächlich, und trägt die Spuren einer verkümmerten Existenz an sich, oder sie wird früh Waise.

Die Begattungen zwischen Individuen von unverhältnißmäßigem Alter führen ihrerseits wieder große Unannehmlichkeiten mit sich. Die Fruchtbarkeit des einen Gatten hört auf, wenn sie bei dem Andern noch fortdauert. In andern Fällen ist die Unfruchtbarkeit, die solche Ehen sehr oft karakterisirt, nur relativ, und man hat oft erfahren, daß junge Frauen, die Jahre lang in den Armen eines abgelebten Greises lagen, ohne daß etwas anders als erneute Wünsche ihnen aus dieser Begattung erwuchsen, bald darauf in der Umarmung eines jüngern und feurigern Gemahls einen längst ersehnten lebenden Zeugen ihrer Liebe bekamen. Eine andere, unangenehme Folge solcher ehelichen Mißverhältnisse ist auch hier wieder die physische Schwäche der etwa daraus hervorgehenden Nachkommenschaft. In den meisten Fällen steht das Weib bei dem Alter nach ungleichen Ehen im Nachtheil, das heißt ihre Tugend wird gewöhnlich darin dem Alter geopfert. Der Egoismus des Mannes hat sogar das nahe Zusammenleben mit einem jungen Weibe als Arznei gegen einen abgelebten Körper gebraucht, als Mittel, die grämlichen Tage des Greisenalters zu verlängern. *Le corps d'une fille de quinze ans*, sagt Veneta, *quand nous l'appliquons au nôtre, nous communique sa chaleur, qui est de la même éspèce, que celle que nous avons, et l'expérience de David nous fait bien voir, quil n'y a point au monde un meilleur remède que celui là. Mais les pauvres filles ne durent pas longtems; elles donnent aux vieillards, ce quelles ont de doux et d'agréable, et prennent pour elles, ce qu'ils ont d'âpre et de fâcheux.* Wirklich hat ein klassischer Arzt, Lorry, bemerkt, daß die Haut junger Weiber, die mit Greisen leben, schlaff und welk wird. Eltern, die Ihr Eure zarten, schönen Kinder aus politisch-merkantilischen Gründen vielleicht einem alten Hagestolz oder abgelebten dreimalbeweibten Manne in's trockene Ehebette gebt, haltet bei diesen Erfahrungen einen Augenblick an, und denkt über die Zukunft Eures geliebten Kindes nach! — —

Tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein, daß nämlich ein junger Mann eine bejahrte Frau ehelicht, so gehen aus solcher Ehe für die Gesellschaft noch weit nachtheiligere Resultate

hervor, und solche Ehen autorisiren fast Ausschweifungen von Seiten des Mannes. Das sind übrigens die skandalösesten Ehen, da sie meist von dem schmutzigsten Eigennutz von der einen, und von dem ekelhaftesten, sinnlichen Triebe von der andern Seite geschlossen werden, und die schrecklichste Eifersucht und Ekel und Ausschweifungen unfehlbar in ihrem Gefolge sind. Es mag nicht ohne Interesse sein zu sehen, wie einige alte Nationen schon dies Thema betrachtet haben. Wenn in Sparta eine junge Frau sich und ihr Vermögen einem alten, kraftlosen Mann dargebracht hatte, so mußte er erlauben, daß sie sich einen Galan wähle durfte, der ihn in gewissen Dingen ersetzte. Die römischen Gesetze verboten, von Hause aus, die Ehen den sechszigjährigen Männern und den funfzigjährigen Weibern. Später, unter dem Kaiser Claudius, war dies Gesetz modifizirt, und nun durften sich sechszigjährige Männer noch verheirathen, funfzigjährige Weiber aber nur einen wenigstens sechszigjährigen Mann nehmen.

„*Que je suis malheureuse!* ruft die Geliebte von Rousseau's Emil; *j'ai besoin d'aimer et ne vois rien qui me plaise. Mon coeur repousse tous ceux qu'attirent mes sens; je n'en vois pas un qui n'excite mes désirs et pas un qui les réprime: un gout sans estime ne peut durer. Ah! ce n'est pas-là l'homme qu'il faut à votre Sophie! son charmant modèle est empreint trop avant dans son ame. Je ne puis aimer que lui; je ne puis rendre heureux que lui, je ne puis être heureuse, qu'avec lui seul. J'aime mieux mourir malheureuse et libre, que désespérée auprès d'un homme que je n'aimerais pas et que je rendrais malheureux lui-même*"! Diese rührenden, wahren, naturgemäßen Seufzer drücken ganz das Unglück aus, den beklagenswerthen Jammer, den eine Ehe überall erwecket, wo nicht die freie Wahl beider Gatten dies Bündniß schloß. Wir haben in dem einleitenden Artikel dieses Werkes (S. Amor, Aphrodite) den psychologischen Hergang zu schildern versucht, den die Liebe in den jungen entwickelten Menschen nimmt. Wehe dem, der diesen Gang durch seine kalt berechneten Pläne zu stören wagt! In der unzählbaren Menge von Romanen, Schauspielen, Gedichten, welche eine solche unglückliche Lage erzeugt hat, hat man stets auf moralischen Gründen jene Uebereinstimmung zweier

befreundeten Seelen zu basiren versucht: diese Bedingungen haben auch bestimmt den mächtigsten Einfluß auf die Harmonie zweier Individuen, doch darf der Naturforscher auch die physischen Verhältnisse nicht übersehen, die in der Liebe eine so große Rolle spielen, und die auch namentlich in der geheimen Quelle der Attraktion zweier Menschen, eine Attraktion, die jedes andere feindlich eindringende Wesen hartnäckig zurückstößt, von sehr großer Bedeutung sind. Freilich kann weder das anatomische Messer, noch die scharfsinnige Hypothese des Physiologen diese physischen Verhältnisse ergründen, und wenn man geglaubt hat, daß Schönheit Schönheit fesselt, daß Gleichheit der Formen an einander kettet, und so weiter, so lehrt die tägliche Erfahrung das Gegentheil, und die Verliebten selbst wissen sich meistens so wenig Rechenschaft ihres, oft so sonderbaren unerklärlichen Geschmackes zu geben, daß es eine unter Verliebten sehr bekannte, psychologisch merkwürdige Unterhaltung ist, die Gründe ihrer Liebe vorzusuchen und sich einander zu demonstriren. Wenn es häufig ein Blick, eine Bewegung, ein Gestus, ein Wort, eine That ist, die mit süßer Wirkung in das Herz des Künftigen geht, und ihn augenblicklich fesselt — —

Beim Himmel! dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt:
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Göthe.

— — wenn solche Liebenswürdigkeiten täglich rühren, reitzen und fesseln, so ist es eben so oft der Anblick eines üppig-schwellenden Busens, den wir im rechten Momente sehen, der eigenthümliche Wohlgeruch der Atmosphäre eines Individuums, und Hundert andere physische Gründe, die die Sinne nicht erfassen können, die zur unverlöschlichen Liebe begeistern.

Man hat das Kreutzen und Vermischen der Familien und

Rassen als ein taugliches Mittel vorgeschlagen, um die Generation zu verbessern. Dies scheint einen Augenblick dem Gesagten zu widersprechen. In der That kann man nicht leugnen, daß die Vervollkommnung der Geschlechter leidet, wenn die eheliche Begattung auf eine kleine Zahl von Individuen beschränkt ist, die, indem sie sich nie mit fremden oder benachbarten Völkern vermischen, gleichsam, um mit Frank zu reden, denselben Saamen immer wieder auf dasselbe Feld säen. Wenn jede Familie sich immer nur in sich selbst fortpflanzte, so würden wir unstreitig dieselben Resultate, wie bei den Thieren, finden, welche immer nur ihre Rasse fortpflanzen und sich dadurch verschlechtern, und Büffon erzählt, daß Blutschande bei den rohesten Völkern weniger aus moralisch-religiösen Gründen verboten sei, als vielmehr das Verbot derselben auf der naturgemäßen Beobachtung begründet wäre, daß die Ehen in nahe verwandtem Blut die Gattung verschlechtern. Vertragen sich aber Thatsachen dieser Art mit jenen physischen und moralischen Verhältnissen, die, nach unserer obigen Behauptung, die Liebe determiniren? Diese Verhältnisse, sollte man glauben, müssen ja wohl zwischen Individuen, die von demselben Blute abstammen, auf demselben Boden erzogen und geboren sind, am ähnlichsten und harmonischten sein? Aber — wer vermißt sich die letzten Gründe in der Schöpfung zu entschleiern! Wir haben schon gesehen, daß die Bedingungen der gegenseitigen, ausschließlichen Attraktion uns nicht eben genau bekannt sind, und ich sehe nicht ein, warum diese Bedingungen nicht auch von Gründen abhängen sollten, die mit der Blutsverwandtschaft nichts gemein haben. Auf jeden Fall steht die Erfahrung fest, daß eine lange Reihe von Begattungen, die sich im engen Kreise weniger Familien bewegen, die physische Beschaffenheit der daraus entsprossenen Gattung verschlechtert.

Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß auf diese Art die individuellen organischen Fehler dann bald auf die ganze Gattung übergehen, und daß auf diese Weise auch in der That endemische Krankheiten und Nationalmißbildungen unter Völkerschaften entstanden sind, die sich immer wieder, und immer nur unter einander vermischen. So hat man dies gewiß mit Recht z. B. von den Mißbildungen behauptet, die die Hottentottinnen an ihrem Körper tragen, wie die berüchtigte Fleischschürze, die sie am Unterleibe herabhängen haben, die

Schönheit, die die Pariser an der *Venus hottentotte aux belles fesses* so sehr bewunderten u. m. A. **Büffon** hat beobachtet, daß die Rassen von Hunden, denen immer der Schwanz und die Ohren abgeschnitten wurden, am Ende Junge zur Welt brächten, bei denen Schwanz und Ohren von Hause aus kürzer wären, als gewöhnlich. Von den sogenannten erblichen Krankheiten nehmen die Aerzte allgemein an, daß sie durch Vermischung der Familien in sich, immer wieder propagirt würden, und als Erbstück diesen Familien verblieben. Warum sollten nicht auch weniger scheinbare physische Mängel auf diese Weise in gewissen Geschlechtern aufrecht erhalten werden, und verschwinden mit dem Kreutzen und Vermischen der Geschlechter? Man hat aber auch diese Frage in der Erfahrung bejaht gefunden, und schwächliche Konstitutionen, und angeborne erbliche Mängel haben sich in folgenden Generationen gebessert, und sind verschwunden, wenn diese Generationen aus bunt und mannigfach gekreutzten Ehen hervorgegangen waren. Der Perser vertilgt die natürliche Häßlichkeit seines Stammes, indem er sich mit der schönen Sklavin von Teflis vermischt; die Dsingoren, eine kalmuckische Völkerschaft, zeichnen sich unter ihrer Rasse durch Züge und Wuchs vortheilhaft aus, und sie bewirken dies, indem sie sich fremde Weiber für ihr Bette rauben. Uebrigens wird ja überall, wo Viehzucht getrieben wird, zur Veredlung der Geschlechter der Thiere auch nach diesem Erfahrungssatz gehandelt.

Aus allen diesen Untersuchungen folgt, daß Eltern und der Staat nicht die individuelle Freiheit der Wahl für die Begattung hindern müssen, und nicht tyrannisch auf den Willen der Liebenden wirken sollen. Hätte der Verfasser mit seiner, ganz auf naturgemäße, ärztliche Erfahrung gestützten Abhandlung vielleicht den Willen auch nur eines Einzigen Elternpaares zu Gunsten zweier unglücklich Liebenden gebeugt, so würde ihm der stille Dank der nun glücklichen, jungen Leute nicht entgehen, und ihm die schönste Belohnung für seine Arbeit werden.

Wir haben bis hierher nur die Begattung, die in der menschlichen Gesellschaft als Ehe durch die Gesetze erlaubt ist, betrachtet, und hätten jetzt von der unerlaubten Begattung zu reden. Für diese scheint es uns aber schicklicher auf die Art. **Ausschweifung**, **Freudenhaus**, **Freudenmädchen** zu

verweisen. (Vergl. auch noch: Beischlaf, Ehe, Fruchtbarkeit, Zeugung, u. s. w.).

Bein.

Das Bein ist derjenige Theil der unteren Gliedmaßen, der sich von dem Knie bis zum Fuß erstreckt. Der hervortretende Theil der Muskeln in dem hinteren Theil des Beins, die Wade, ist nur dem Menschen eigen, und ist einer mit von den Beweisen, daß er von dem Schöpfer bestimmt ist, in aufrechter Stellung zu gehen. Dem Orang-Utang fehlt sie gänzlich, und auch die Neger haben keine ganz vollkommen gut ausgebildeten Beine. Die Natur scheint für das menschliche Geschlecht im Allgemeinen nur die ersten Umrisse der Form entworfen zu haben, ohne jedem einzelnen Theil des Körpers ein bestimmtes unveränderliches Verhältniß anzuweisen. Nicht allein daß sie bei zwei verschiedenen Personen fast niemals gleich sind, so findet man es auch häufig, daß bei demselben Menschen zwei korrespondirende Theile nicht ganz übereinstimmen. Wie häufig findet man z. B. den Arm oder das Bein auf der rechten Seite stärker als auf der linken; und es hat lange und aufmerksame Beobachtungen erfordert, ehe man aus diesen vielfachen Verschiedenheiten, die Regeln der Schönheit sich abzuziehen vermochte. Der Mahlerkunst allein verdanken wir feststehende Grundsätze über die Verhältnisse der menschlichen Glieder untereinander. Gefühl und Geschmack, sagt Büffon, haben zu Stande gebracht, was die Mechanik nicht vermochte: man hat Compaß uud Lineal auf die Seite geworfen, um dem sichern Blick des menschlichen Auges zu folgen; in Marmor bildete man die Theile des Körpers, und was die Natur selbst uns verbarg, das offenbarte uns die Kunst. Wir werden also unsere Muster hauptsächlich von der schönen Statur der Griechen nehmen, und dort für jede individuelle Verschiedenheit das vollendete Urbild in seiner ursprünglichen Reinheit erblicken. — In dem Farnesischen Herkules sehen wir durch eine übermäßige Entwickelung der Muskeln, die größte physische Kraft versinnlicht. In dem Apoll von Belvedere bewundern wir die lieblichen Umrisse der Jugend, und die Mitte zwischen Kraft und Anmuth hält wohl der griechische Antinous. Die Frauen finden in der Venus des Praxiteles das Muster aller Vollkommenheiten, die etwas robusten

Schön-

Schönheiten ihr Urbild in der Diana und die Königin des Himmels zeigt den Majestätischen die vollendeteste Ausbildung ihrer Individualität. — Wir kommen wieder auf den Theil, der uns zu diesen Betrachtungen über die Verhältnisse des menschlichen Körpers verleitete, auf das Bein, zurück. Wenn wir in den verschiedenen Menschen eine so sehr verschiedene Form der Beine finden, so dürfen wir nicht vergessen, daß Klima, Beschäftigung, Kleidung u. s. w. sehr auf diese Form einwirken. So z. B. ist nicht zu läugnen, daß die verschiedenen Handwerke sehr viel zur Entwickelung und Formirung des Beins beitragen. Bei Tischlern und Drechslern sind die Beine stärker als bei den anderen Handwerkern; die der Schneider unterscheiden sich wesentlich von denen der Schuhmacher, indem erstere wegen der Stellung, in welcher sie bei ihrer Arbeit sind, Beine und Füße auswärts gekehrt haben, letztere hingegen haben sie aus gleichen Ursachen einwärts gekehrt. Die Tänzer haben in der Regel gut ausgebildete Beine, und starke Waden. Leute, die viel reiten hingegen, haben gewöhnlich etwas krumme Beine, und ihre Waden sind von den Stiefeln platt gedrückt, ja oft gar nicht mehr zu sehen. Manche Personen haben die Wade sehr weit nach oben, was dem Bein kein schönes Ansehn giebt; man pflegt von ihnen zu sagen: sie haben die Waden in den Beinkleidern; diese Leute sind aber stark, und der größten Anstrengung fähig, während andere, bei welchen die Wade mehr in der Mitte des Beines ist, schwach sind, und eine enge Brust haben. Zuweilen haben Menschen von kleiner Statur eine unverhältnißmäßig starke Wade; auch das sieht nicht schön aus, und zeugt mehr von einem unnatürlichen Triebe der Nahrungssäfte, als von Kraft. Das Umgekehrte findet man oft bei großen und schön gewachsenen Leuten; sie haben starke Muskeln, und die Brust eines Herkules, während ihre Beine so dünn und so zerbrechlich aussehen, daß sie kaum im Stande zu sein scheinen, eine so große Last zu tragen. — Weiche und schlaffe Waden sind das Zeichen einer schlechten oder geschwächten Konstitution, so wie harte Waden, im Gegentheil, Kraft andeuten. Bei alten Männern ist es ein gutes Zeichen, wenn der untere Theil des Beines dünn und trocken ist, denn wenn sie anschwellen, so pflegt es wohl der Brand zu sein, welcher sich dort gern zeigt. Das Bein der Frauen ist gewöhnlich gut gebildet; dies hängt

nur von dem Zellgewebe ab, das, wenn es gut vertheilt ist, dem Bein jene reitzende Form giebt, die wir z. B. bei unsern hübschen Operntänzerinnen bewundern, und das schlecht vertheilt, den untern Theil des Beins unförmlich verdickt, und ihm das Ansehn eines Topfes giebt, was wir auch wohl auf dem Operntheater, wenn auch nicht gerade mit Bewunderung, sehen. — Frauen, die viel Kinder gehabt haben, bekommen leicht geschwollene Beine. Sogenannte Säbelbeine kann man, wenn man die Anlage dazu bei Kindern findet, vermeiden, wenn man die fehlerhaften Stellen ihrer Beine zusammenbindet; im Allgemeinen pflegen die Leute mit solchen Beinen, einen starken, sichern Tritt zu haben, während Menschen mit geraden Beinen, einen schwankenden Gang haben, wie ja auch die Hähne, — obgleich diese sich entsetzlich viel auf ihre geraden Stelzbeine zu Gute zu thun scheinen! Die jungen Herrn, welchen die Natur ein schönes Bein versagt hat, pflegen gern durch die Kunst dieser Ungerechtigkeit etwas zu begegnen; oft ist es auch schon geschehen, daß solche künstliche Wade aus Lumpen, sich durch einen unglücklichen *entre-chat* etwas zu weit nach vorn verschoben, und diese falschen Herkulen und Adonisse in eine unangenehme Verlegenheit gesetzt hat. In Frankreich möchte man hier mit Yorik sagen, verstehen sie das Ding besser; dort wissen schon die Strumpfwirker dergleichen Erhabenheiten so künstlich in die Strümpfe zu verweben, daß eine solche ärgerliche Verschiebung unmöglich wird. Auch der sehr verwachsene Pope pflegte, wie Lichtenberg sagt, seine dünnen Beine durch viele Strümpfe etwas zu ergänzen.

Die Neger haben meistentheils krumme Beine, und hohe, dünne Waden; sie sind aber dessen ungeachtet sehr geschickt zu allen körperlichen Uebungen, und laufen schnell. Einige wenige Fälle ausgenommen, ist es leicht, bei einem übrigens ganz bekleideten Menschen, bloß von der Wade auf die Schwäche oder Stärke seines Körpers zu schließen. Im Allgemeinen hat die Masse keinen Einfluß auf die Kraft; der gemeine Neapolitaner, dessen Muskeln und Glieder sich frei und ohne alles Einschnüren entwickeln konnten, zeigt bedeckt von einem Hemde, und einem Beinkleid, das ihm nur bis zur Hälfte der Schenkel reicht, ein stark gezeichnetes, und in seiner ganzen ursprünglichen Schönheit bestehendes Bein; der untere Theil

desselben ist dünn, und die Sprungsehne stark abgelöst. Die heutige Tracht der Stiefeletten macht, indem sie den unteren Theil des Beins zusammenhält, die Wade hervortretender, und läßt den Muskeln ihre völlige Freiheit. In Persien schnitt man ehedem den Gefangenen die beiden Beugesehnen des Unterfußes an den Kniekehlen ab, um sie zum ferneren Dienst unfähig zu machen. In gleicher Absicht ließ Sowarow den polnischen Bauern die große Sprungsehne abschneiden, und in Spanien war man einmal nahe daran, ein Gleiches zu thun. —

Beischlaf.

So nennt man eine auf sinnlichen Instinkt beruhende genaue und innige Verbindung zweier Individuen, derselben Gattung aber verschiedenen Geschlechtes, (bei der höhern Thierklasse nämlich, die getrennte Geschlechter haben,) in Folge welcher Vermischung, wenn sie ganz der Natur gemäß vollzogen wird, diese Individuen ihre Gattung fortpflanzen. Für die Thierklassen, in denen im einzelnen Individuum beide Geschlechter vereinigt sind, wie dies auch bei vielen Pflanzenklassen der Fall ist, und wo also in der Vermischung jeder Theil zugleich giebt und empfängt, so wie für jene unterste Reihe von Thieren, die sich auf die allerfadeste Art, durch Ansetzen von Sprossen, fortpflanzen, würde unsere Definition zu modifiziren sein.

Der Beischlaf ist ein naturgemäßer Act, ein dringendes Bedürfniß, ein mächtiger, despotischer Instinkt, den die weise Natur in jedes Individuum pflanzte, um dadurch die Erhaltung seiner Rasse zu sichern. Das Bedürfniß zum Beischlaf, so oft es erwacht, erregt in dem Menschen, wie in den Thieren, eine gewisse allgemeine Aufreitzung aller seiner organischen und psychischen Fakultäten. Er wird lebendiger, alle seine anderen Neigungen, Triebe, Beschäftigungen treten in den Hintergrund, nur Ein Gedanke beseelt, Ein Wunsch belebt ihn: forschend sieht er sich nach dem Gegenstande um, der ihm Noth thut, und hat er ihn gefunden, so bricht das Feuer der Geschlechtslust in helle Flammen aus: das Auge vergrößert sich, wild stiert es auf einen Punkt hin, die Nase scheint zu schnauben, ein angenehmer Nebel umhüllt den Verliebten, die Organe, die ausschließlich für die Befriedigung dieses Ac-

tes geschaffen sind, nehmen eine dazu schickliche Veränderung an, und der Mensch scheint in solchem Augenblick der Rakete vergleichbar, die angezündet so eben in feuriger Lust sich in die Wolken erheben will. Diese sinnliche Allegorie hat der große Seelenmaler Hogarth, der uns noch mehreremale in diesem Werke zum psychologischen Kommentar dienen wird, höchst witzig in jeinem Blatte erdacht und benutzt, das in dem Riepenhausenschen Nachstich, den alle unsre Leser und Leserinnen kennen, mit No. 64 bezeichnet ist. Auf den hier gezeichneten jungen Raketen-Mann, der gefunden hat, was er gesucht, müssen wir denn auch diejenigen verweisen, für die es etwa einer anschaulicheren Versinnlichung, als sie unsre Schilderung zu geben vermochte, noch bedürfen sollte. Sie könnten dazu fast noch passender auf ein noch bekannteres Hogarth'sches Blatt blicken, auf das letzte in der geistreichen Lieferung, die „das Leben einer Buhlerin" verdeutlicht. Der Mann, der da links im Vorgrunde sitzt, und dem man beim ersten Anblick zurufen möchte, was das Parterre in Paris dem guten Yorik zuschrie: *Haussez les mains, Mr. l'Abbé*, dieser famöse *Couple-Beggar*, wie ihn Lichtenberg bezeichnet, und seine liebe Nachbarin mit den schmelzenden, zum Himmel halb unwillkührlich hinauf verdrehten Aeuglein — geben, wir versichern es, eine wahre Spiegelähnlichkeit der ganzen Rasse in jenen Augenblicken, in denen wir sie hier physiologisch betrachten.

Aber auch den Thieren giebt die Lust zum Beischlaf eine höhere Intelligenz, ein rascheres, feurigeres Leben, in dem Moment, wo sie lebhaft erwacht, und viele Thiere erscheinen in der sogenannten Brunstzeit wie Individuen einer ganz andern Thierklasse. Viele unsrer Leser haben es wohl bis heute nicht geahnet, daß der melodiöse Gesang der Nachtigall, das imposante Brüllen des Stiers, das lustige, durchdringende Wiehern des Hengstes, nichts anders sind, als ein in die verschiedenen Thiersprachen kräftig übersetztes:

Ein Mädchen oder Weibchen
Wünscht Papageno sich!

Ja, sie werden es uns kaum glauben wollen, daß sogar „des Schwarms geschwänzter Gäste", der Katzen nächtliches Miaun, das uns alle zu gewissen Jahreszeiten oft so unangenehm aus

dem Schlafe gestört hat, daß sogar dies Miaun nichts anders bedeutet, als den zärtlichen Seufzer einer Befriedigung suchenden Katerliebe! — — Und doch ist es so!

Merkwürdig ist es, daß auf diese geistige Anspannung in demselben Augenblicke, wo das Bedürfniß befriedigt ist, — eine eben so große Abspannung aller geistigen, und mehr oder weniger auch der körperlichen Kräfte folgt.

Laeta venire Venus, tristis abire solet;
Fröhlich erscheint Venus, traurig entfernt sie sich.

Dieser alte Spruch bezeichnet, was wir sagen wollen, sehr genau. Es giebt noch einen andern, kräftigern, der die Sache gerade heraus bei ihrem Namen nennt:

Omne animal post coitum triste;
Jedes Thier ist nach dem Beischlaf traurig, lässig.

Die Leser finden ihn u. A. auf dem Pendant (No. 65) zu der oben bezeichneten Platte bei Hogarth, wo sie auch im verschiedenen Geschlechte die unmittelbare Wirkung der eben vollzogenen Umarmung an den beiden dort abgebildeten Liebenden studieren können. Die Rakete ist abgebrannt; matt und todt fällt sie aus der Luft herab — — Sonderbar ist es, daß beim Manne die unmittelbare Wirkung des Actes eine etwas Andere ist, als beim Weibe. Jene allgemeine Abspannung ist Beiden gemein; das Auge wird trüber, matter, der Kopf wie von Schläfrigkeit eingenommen, jene Organe verlieren die höher potenzirte Lebenskraft und steigen wieder zurück auf die Summe der ihnen eigenthümlichen Vitalität, schwächere Subjekte fühlen auch wohl ein gelindes Ziehen im Rückgrate, das so thätigen Antheil nahm u. s. w. Den Mann aber degoutirt mehr oder weniger im nächsten Augenblicke derselbe Gegenstand, der ihm eben so göttlich, so nothwendig erschien, während das Weib, wir reden hier von dem Weibe, das sich in Liebe und Wollust hingab, nicht von der gemeinen Dirne, jetzt erst sich recht innig in der Erinnerung der eben genossenen Lust an den Mann schmiegt, als wollte es zur Fortsetzung des Lustspiels anfeuern. Man sehe nur das liebe Kind bei Hogarth!

Die Quelle der Wollust nun, die der Beischlaf erregt, ist in der großen Sensibilität der Geschlechtstheile zu suchen, die mit einer verhältnißmäßig sehr großen Anzahl von Nerven versehen sind. Beim Mann und den männlichen Thieren ist

die Sensibilität um so erhöhter, je mehr Flüssigkeit die Saamenbläschen enthalten. (Vgl. Geschlechtstheile.) Denn der in diesen Bläschen befindliche männliche Saame ist der eigentliche, natürliche Stimulus zum Beischlafe, und je länger er sich darin angehäuft hat, desto lebhafter fühlt das Individuum das Bedürfniß zu seiner Ejaculation. Das Weib hat keine Saamenbläschen, aber andere physische Verhältnisse provoziren in ihm eben so lebhaft den Drang zum Beischlafe. Welches Geschlecht aber lebhafter fühlt und inniger genießt — darüber zu entscheiden, werden wir uns wohl hüten. Der gute Tiresias hat bekanntlich durch sein vorschnelles Urtheil hierüber sein Gesicht eingebüßt, und unsere Leserinnen wären im Stande, uns stumm zu zaubern, wenn wir für sie entschieden! —

Der eigentliche Beischlaf wird physisch geendet durch die Ejaculation jener Flüssigkeit beim Manne, und durch die Excretion einer schleimigten Flüssigkeit beim Weibe, welche die Drüsen der innern Theile in den Sexualorganen absondern. Ob auch das Weib eine eigentliche Saamenflüssigkeit sezernire oder nicht, darüber ist oft gestritten worden. Man glaubt das Letztere.

Die natürliche Lage der Organe, die zur Generation dienen, bestimmt in den verschiedenen Thierklassen die Stellung, die zum Beischlafe die naturgemäßeste, die passendste ist. Blumenbach besitzt in seinen reichen Sammlungen ein Gemälde von Leonardo da Vinci, das zwar eben in keiner Kirche aufgehängt werden dürfte, aber doch vom physisch-anthropologischen Standpunkte aus, sehr ernst und interessant ist, denn es stellt die passendste Lage für die Vereinigung beider Geschlechter beim Menschen dar. Die berüchtigten Memoiren des Freiherrn von H. zeigen dasselbe auf einem freilich viel schlechtern Titelkupfer, als jenes Gemälde ist. Aber es bedarf in dieser Hinsicht für den Ununterrichtetsten keines Lehrmeisters, und Adam hat lange vor Leonardo da Vinci gelebt! — — Interessant ist es zu bemerken, daß die Natur hier dem Menschen einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat, deren Besiegung noch gerade nicht wenig zu den Reitzen des Actes beiträgt. Die Lage, auf welche der Mensch dabei angewiesen ist, erfordert eine Vereinigung von Wünschen, Verlangen und Willen von beiden Seiten; den civilisirten Völkern bieten sich

neue Hindernisse in der Bekleidung dar; die sexuellen Organe der Jungfrau zeigen Hindernisse, die von ihrem Willen ganz unabhängig sind, und die bei wenigen oder keinem andern Thiere zu finden sind, und endlich stößt das Bedürfniß beim Menschen auf ein ihm durchaus eigenthümliches Hinderniß, das reitzendste von Allen, auf die Schaam und die Keuschheit; aber wie glücklich der, der gerade viel Schwierigkeiten findet, wie viel glücklicher der, der sie zu überwinden weiß!

Ist nun zwar der Mensch von der Natur, wie alle Thiere, nur auf eine einzige Stellung in der Begattung angewiesen, so hat ihn seine grobe Sinnlichkeit bald auf eine, wenn möglich noch größere Potenzirung des Geschlechtsgenusses denken lassen, und er hat diese in gewissen größern oder kleinern Variationen in der nöthigen Lage gesucht, welche Variationen man uns nicht zumuthen wird, hier aufzuzählen. Ein französischer lüsterner Schriftsteller, der sich damit beschäftigt hat, meint deren ganzer vier und vierzig zusammen nehmen zu können. Uns bedünkt, es könnte Jemand das halbe Hundert wohl voll bekommen, der sich die Mühe nähme, alle die verschiedenen Anerbietungen zu addiren, die man ihm machen wird, wenn er zwischen elf und zwölf in einer schönen Sommernacht in Paris über die Boulevards, durch die hölzerne Gallerie des Palais-Royal, durch den Durchgang Montesquieu, und durch die Vorstadt St. Jacques wandert! —

Eben diese natürliche Lage der Sexualorgane bestimmt auch bei den Thieren die Stellung, in der sie die Begattung vollziehen sollen, und diese geschieht denn freilich in manchen Thierklassen wunderlich genug. Die Leser haben mehrere dieser Eigenthümlichkeiten an unsren Hausthieren kennen gelernt, die sich nicht zu geniren pflegen. Die Naturgeschichte erzählt noch viel sonderbarere Curiosa, die wir aber nicht alle nacherzählen dürfen, da wir eben keine Naturgeschichte schreiben. Aber eines müssen wir als Eigenthümlichkeit erwähnen, daß nämlich in vielen Thierklassen das Männchen neben den Sexualorganen noch andere hat, die dazu dienen, das Weibchen in der Begattung noch fester und inniger an sich zu halten. So stößt das männliche Schnabelthier einen Sporn in die Seite seines Weibchens, wenn es sich begattet, und das Libellen-Männchen faßt sein Weibchen, noch undelikater, gar mit Zangen fest!

Die Weibchen aller Thiere, die sich zur Geschlechtsvermischung fortpflanzen, haben bestimmte Perioden, die ihnen eben dazu von der Natur angewiesen sind. Ist diese Zeit vorüber, die bei sehr vielen Thieren nur einmal im Jahre erscheint, so weigern sie sich den Liebkosungen des Männchens zu genügen, oder sie sind wegen physischer Disposition ihres Körpers förmlich unfähig dazu. Unter so vielen Vorzügen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, ist auch jener nicht geringe, zu allen Zeiten die Lust der Geschlechtsvermischung genießen zu können, vielleicht weil Er allein unter allen Geschöpfen der intellektuellen Liebe fähig ist, die eine so gewichtige Anregung zu jenem Genusse bietet, vielleicht ist er aber auch aus weiser Vorsicht der Natur dazu jederzeit disponirt, weil die Fruchtbarkeit des Weibes weniger groß und weniger sicher ist, als die der weiblichen Thiere. Für die Frequenz dieses Genusses sind einige Thierklassen berüchtigt; wir dürfen unter denen, die uns zunächst umgeben, nicht an die Sperlinge und Kaninchen erinnern. Sehr natürlich folgt hier die Frage: wie oft der Mensch in einer gegebenen Zeit diesen Act vollziehen könne, den wir ja ein natürliches Bedürfniß genannt haben, ohne daß er seiner Gesundheit nachtheilig würde? Die Antwort auf diese Frage ist die: daß eben darauf keine allgemeine gegeben werden kann. Konstitution, Gesundheit, Alter, Nahrung, Beschäftigung, Klima u. s. w., können hier allein als Richtschnur dienen, und müssen im speziellen Falle entscheiden. Im Allgemeinen läßt sich nur dies physiologisch-ärztlich festsetzen: daß der Beischlaf so lange nicht in zu großer Frequenz vollzogen sei, als der Mensch nachher sich nicht zu sehr dadurch angegriffen und geschwächt fühlt. Denn der Beischlaf in gesundem Zustande und in normaler, naturgemäßer Frequenz geübt, muß, wenn jene eben angedeutete nur ganz augenblickliche Abspannung vorüber ist, durchaus gar kein Gefühl von Unbehaglichkeit, sondern gerade das Gegentheil hervorbringen. Vollzieht man ihn nur, wenn man wahres Bedürfniß dazu fühlt, so wird man sich nicht über seine Folgen zu beklagen haben. Das Bedürfniß dazu ist aber eben nach jenen Kriterien ungemein verschieden. Wer dem farnesischen Herkules und dem Apoll vom Belvedere gleicht, der wird es mächtiger und öfter empfinden, als ein durch Kummer, Krankheit u. dergl. geschwächter oder ein verkrüppelter Mann.

Doch sind auf der andern Seite Buckliche und Verwachsene, Männer wie Frauen, berühmt wegen ihres lebendigen Geschlechtstriebes, vielleicht, wie Lichtenberg einmal bei Gelegenheit einer andern Leidenschaft scherzend sagt: „weil das Blut bei ihnen einen kürzern Weg in die Organe zu machen hat, und daher heißer ankommt"! (Vgl. Buckel.) Das sogenannte heißere Blut hängt auch namentlich sehr vom Klima ab, das bei der Entscheidung unsrer Frage eine wichtige Rolle spielt; die Lappländer in ihrem eisigen Norden, werden seltner von dem Teufel der Sinnlichkeit geplagt werden, als die südlichen Nationen, und von seinen Parisern sagt der Kenner Mercier: *„qu'ils ont la lasciveté des moineaux francs qui peuplent leurs toits, qu'ils sont encor plus volages et qu'ils changent de femelle plus fréquemment"*, was doch viel sagen will. (Vgl. Ehe, Geschlechtstrieb.)

Warum muß der Mensch so oft jenen edlen Vorzug, den er vor allen Thieren voraus hat, mißbrauchen! Unsre Phantasie reitzt uns die Genüsse der Geschlechtsvereinigung zu wünschen, wenn unser Körper nicht mit der erhitzten Einbildungskraft gleichen Schritt hält: aber durch tausend Mittel, worunter jenes: *„changer de femelles"* keines der unsichersten ist, weiß der Mann sich bis auf einen gewissen Punkt hin unaufhörlich zu dem physischen Grade hinauf zu potenziiren, der, wie wir sahen, zum Beischlaf nothwendig ist; ja selbst für die Zeit, wo diese Mittel ihre Wirksamkeit verloren, wußte die ausschweifende Sinnlichkeit neue, noch unnatürlichere zu erfinnen, (vergl. Aphrodisiaca) und so strengt der Wüstling seine physischen Kräfte zu einem widernatürlichen Uebermaße an, das dann aber früher oder später unwiderruflich zur elendesten Entkräftung führt. Dann schleichen sie umher, diese hohläugigen, jungen, weiß-grünen Greise, schlaff an Körper wie an Geist, abgestorben für die größten Genüsse, und dafür in weniger menschlichen, und daher noch widernatürlicheren, in Spiel und Trunk und noch viel schlimmeren Dingen sich faden Ersatz suchend, eine Null in der Summe der Menschen, für den wichtigsten Zweck der Natur nicht mehr vorhanden, aber auch gar nicht die Absicht diesen Zweck zu erreichen in sich fühlend,

Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern es zu sehn,
Denn dürften sie und können nicht —
Da möchten sie vergehn!

wie Schiller einmal exaltirt und ungemein treffend ausruft. Wer kennt nicht solche Unglückliche!

Was aber das Weib betrifft, so ist dies, vermöge seiner Organisation, nur noch mehr zu jenen Ausschweifungen prädisponirt, und es bedarf bei ihm der Vernunftgründe, der guten Erziehung und der Moral noch mehr als bei dem Manne, um nicht auf jene Stufe herabzusinken, auf welcher sich das Weib in seiner scheußlichsten Gestalt darstellt. Die moralischen wie die physischen Folgen sind bei dem Weibe fast dieselben als bei dem Manne, (Vgl. Freudenmädchen) aber die moralischen zeigen sich bei der Frau in noch widrigern Farben und in ein noch weit ekelhafteres Gewand gehüllt.

Kann sich nun freilich der Mensch zu jeder Zeit begatten, so ist doch dasselbe Individuum unter gewissen Umständen mehr zum Beischlafe aufgelegt, als unter andern. Diese Umstände sind solche, die entweder physisch oder körperlich auf uns einwirken. Im heftigen Schmerz, im tiefen Gram wird man weniger geneigt sein an das andere Geschlecht zu denken, als bei freiem, heitern, sorgenlosen Geiste. Wenn ein anderes körperliches Bedürfniß, wie Hunger und Durst u. s. w., für den Augenblick sehr dringend gebietet, so tritt die Geschlechtslust in den Hintergrund. Hat der Mann heute ein Weib, das er mit inniger Seele umarmt, geblendet von ihren Reitzen, so wird er feurigere Triebe fühlen, als wenn er morgen zu der Frau schleicht, die ihm eine gehässige Politik als Gattin aufdrang.

Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf
Auch selbst Gelegenheit zu machen —

bemerkt Mephistopheles als großer Sachkenner bei Göthe, denn die sogenannte Gelegenheit trägt ungemein viel zu den Freuden der Begattung bei, was wir leicht ausmahlen könnten, wenn wir nicht vorzögen, hier an den Geschmack und die Phantasie der Leser zu appelliren. Ferner wirken in

dieser Hinsicht noch das Lesen von Schriften, die die Sinnlichkeit aufregen, gewisse Speisen mehr als andere, warme, enge Bekleidung des Unterleibes, die das Blut sehr gegen die sexuellen Organe hindrängt, und aus demselben Grunde, zu dem hier noch die gestreckte Lage kommt, und der Umstand, daß des Morgens überhaupt die Sensibilität des menschlichen Körpers am höchsten gesteigert ist, fühlt sich der Mensch auch des Morgens im Bette mehr zum Beischlafe aufgelegt, als zu andern Tageszeiten, worauf sich auch die Antwort des guten Mannes im Peregrine Pikle bezieht, der auf die Frage: ob er wohl zuweilen verliebt sei? „o ja! des Morgens"! erwiedert.

Nicht blos völlige Entkräftung, man hat auch den Tod unmittelbar auf übermäßigen oder unzeitigen Beischlaf folgen gesehen, besonders bei Greisen, die den Freuden der Liebe dem Willen der Natur gemäß, entsagen müssen. Im vorigen Jahrhundert wußte sich in Frankreich ein vier und achtzig jähriger Mann, gereitzt von einem unnatürlichen, wahrscheinlich krankhaften Triebe in ein Kloster zu schleichen, und sich einer zarten, reitzenden Jungfrau zu bemächtigen. Wenige Stunden nachher werden die Umgebungen durch eine Klingel herbeigerufen, und man findet den Unglücklichen — todt in den Armen des jungen Opfers einer ekelhaft-unzeitigen Lust! Ein anderer unglücklicher Fall ist dem Verfasser dieses Artikels bekannt: ein mehr als siebenzigjähriger Greis fühlt sich plötzlich nach langem, langem Entbehren wieder berauscht von der Eingebung Cupido's, und verlangt von seinem Weibe das, was diese in zwanzig Jahren nicht in die Verlegenheit gekommen war, ihm abschlagen zu müssen. Hier unbefriedigt wendet sich der gequälte Greis-Jüngling an öffentliche Dirnen, und treibt hier das unnatürliche Feuer zu einer solchen Flamme, daß sie ihm das Gehirn verbrennt, und der Arme bald darauf geisteskrank in einem berühmten Irrenhause sein Leben endete!! Doch gehören Fälle wie dieser, wohl mehr in's Reich der Krankheit, als zum gesunden Zustande, mit dem wir hier uns einzig und allein beschäftigen. (Vgl. Ehe, Fruchtbarkeit, Unvermögen, Zeugung.)

Beschnittene.

Die Beschneidung ist eine sehr alte Operation, die nur selten aus chirurgischen, meistens aus religiösen oder politischen Gründen unternommen worden ist. Sie war schon bei den alten Egyptern und Juden bekannt, welche Völker sie unstreitig der Gesundheit wegen bei sich eingeführt hatten. Aus derselben Ursache schreibt sich noch heute die Anwendung dieser Operation im Orient her, wo sie noch nicht vernachlässigt wird, wie die Abkommen der alten Israeliten sie auch noch jetzt nach religiösen Gesetzen an ihren Kindern vollziehen. Vielleicht schreibt sich die Idee zu dieser wunderlichen Operation, die man so früh schon unter die religiösen Gebräuche aufgenommen hatte, von der Ansicht her, daß der Mensch einen Theil von dem edelsten und wichtigsten Organe, dem Organe, das zur Fortpflanzung des Geschlechtes dienen soll, Gott opfern, und sich Ihm dadurch unterwürfig zeigen wollte! Aber noch wahrscheinlicher dünkt es uns, einen diätetisch-ärztlichen Grund als Ursache der alten Gesetze über diesen Punkt anzunehmen. Es ist nämlich den Lesern bekannt, daß die Circumcision in dem Ausschneiden eines kleinen Theiles von Haut von dem männlichen Sexualorgan besteht, die unter heißem Himmel wohl Anlaß zu mancherlei Uebeln werden kann, weshalb eben in jenen Zonen ihre Excision als der Gesundheit zuträglich betrachtet wurde. Weniger bekannt aber dürfte es vielen Lesern sein, daß bei den Morgenländern auch Weiber dieser Operation unterworfen wurden, und bei vielen Völkerschaften noch heute werden, wo sie wirklich zuweilen nothwendig ist. So wachsen auf einigen Punkten von Asien und Afrika die sogenannten Nymphen (s. Geschlechtstheile) zu einer so übermäßigen Länge, daß sie die Begattung gänzlich hindern würden, wenn nicht ein Gesetz ihre Beschneidung geböte. Dies ist der Fall bei den Copten, Arabern, Mauren, Ethiopiern, Peguanen, auf der Küste von Malabar, in Abyssinien, Ormus u. s. w. Leon erzählt in seiner Reise nach Afrika, daß in gewissen Gegenden von Afrika, wo jene Unbequemlichkeit sehr allgemein und störend ist, es Männer giebt, die das Beschneiden der Weiber als Handwerk treiben, und in den Straßen laut ausschreien: „*Qui est celle qui veut être coupée*“? — Uebrigens sind die Gelehrten nicht ganz einig über den Grund

der orientalischen Weiberbeschneidung, wie man nicht einmal die Organe mit Gewißheit nennen kann, die bei den verschiedenen Völkern dem Messer unterworfen sind, und wahrscheinlich veranlaßt der oben angeführte Grund nicht immer und überall die Circumcision. Auch bei den Weibern hat man das Gesundheitswohl angegeben; andere Reisende versichern, daß man im Oriente die Weiber verstümmele, um Mißbräuche mit den Sexualtheilen zu verhüten; wieder andere sagen, daß die Türken die Operation verrichten, um im Akte der Wollust eine ebene Fläche zu finden, u. s. w. In Europa wird glücklicherweise diese Verstümmelung nicht bewerkstelligt!

Bette.

Leider! bewährt die Geschichte der Erfindungen nicht den Namen des großen Geistes, der das erste Bette erfand, wie so viele der wichtigsten Erfindungen den Namen ihres Urhebers nicht auf die Nachwelt gebracht haben. Wir wissen, daß ein gewisser Fulvius Hircius es war, der die große Kunst erfand, zu Nutz und Frommen aller Schmeckzungen Schnecken zu mästen, und wir haben keinen Namen für den unsterblichen Erfinder des Bettes, eines der größten Wohlthaten des Menschengeschlechtes!! Im Allgemeinen freilich wissen wir wohl, daß wir ihre Erfindung und ihren Gebrauch den wollüstigen, weichlichen Persern verdanken. Aber dies müssen uralte Perser gewesen sein, denn schon die biblischen Bücher erwähnen der Betten. Der König Og zu Moses Zeiten hatte ein eisernes Bett. Salomo's Buhlerinnen schmückten ihre Betten schon mit ägyptischen Teppichen, und besprengten sie mit Myrrhen und Aloe und andern Düften. Schon in ihrer Heroen-Zeit hatten auch die Griechen Bettstellen mit Riemen, Matrazen und Kopfkissen. Die alten römischen Helden schliefen noch auf Baumblättern und Thierhäuten, aber ihre verweichlichten Nachkommen stiegen mit dem Luxus der Betten bis zu den sanftesten Flaumdecken, der kostbarsten Miletischen Wolle und bis zu Gold- und Silber-durchwirkten Bettdecken hinauf. Ihre Bettstellen wurden vom feinsten Holze, von Elfenbein, auch wohl von gediegenem Silber gemacht, ja die spätern römischen Schriftsteller sprechen sogar von goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Bettstellen, ein Beweis, welchem Werth man in jenem wollüstigen Rom auf das Bette legte! Ovid erwähnt

auch schon eines Himmelbettes. Wahrscheinlich kam auch dieser Luxus durch die Römer in das eroberte Gallien. In den uralten französischen Schlössern sieht man noch Bettstellen von ungeheurer Größe, in denen ganze Familien schliefen, eine Gewohnheit, die ihren Ursprung aus den Ritterzeiten datirt. Die Ritter waren nämlich gewohnt im Kriege mit ihren Kameraden Alles, Zelt, Tafel und Bett brüderlich zu theilen, daher wurde es eingeführt, sich auch in der Winterszeit, wenn man sich auf seinen Schlössern besuchte, eben so vertraulich zu behandeln. Hier schlief dann der Schloßherr, Frau, Kinder, Gäste, auch wohl Jagdhunde, Alles freundschaftlich und ungenirt neben einander in demselben Bette.

In neueren Zeiten ist das beständige Nebeneinanderschlafen Erwachsener in eben und demselben Bette fast ausschließliches Vorrecht der ehelichen Liebe geworden, für die, wie die Geschlechtsgenüsse überhaupt, das Bett ein hochwichtiges Mobiliar geworden ist. Schon im Mittelalter gehörte in Deutschland die gemeinschaftliche Beschreitung des Ehebettes, oder wie man es nannte, der Bettsprung, oder das Beschlagen der Decke, zu den wesentlichen Bedingungen der wirklich vollzogenen Ehe. Der Bettsprung bestand in einer unter Vornehmen und Gemeinen üblichen Ceremonie, nach welcher Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebett geführt, und bekleidet in dasselbe gelegt wurden. So bestieg Joachim III., Churfürst von Brandenburg, noch vor drittehalbhundert Jahren mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett. Unter dem „Beschlagen der Decke" war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, was man daraus schon sieht, daß diese Feierlichkeit auch dann nicht unterblieb, wenn die Ehe unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten vollzogen wurde, der dann der Ceremonie dadurch genügte, daß er den rechten Arm und den rechten Fuß mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut in's Bett legte. Ueberhaupt aber geschah bei dieser alt-deutschen Gewohnheit, sagt Aeneas Silvius, weiter nichts, als — daß der Bräutigam seiner Braut einen Kuß gab. Noch heut ist diese Ceremonie in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr schreiben sich die Sprüchwörter her: „Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten" und „wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich", weil von je-

ner Ceremonie das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten abhing.

Allein es ist wahrlich nicht diese steife, kalte Ceremonie, die das Bett hinsichtlich auf die süßesten Triebe so in Ehren gebracht hat, sondern der Umstand, daß der Mensch, im Bette liegend, alle Muskeln ruhen läßt, und gleichsam in einer physischen absoluten Gemächlichkeit hingegossen liegt,

Le lit est une bonne chose
Si l'on n'y dort, on s'y repose;

Franz. Sprichwort.

und daß ferner die angenehme Bettwärme das Blut, und zwar um so mehr in Bezug auf jenen Instinkt aufregt, da eben durch die gestreckte Bettlage schon mechanisch ein großer Blutandrang in die Sexualorgane statt findet. In dieser Hinsicht war das Bette von jeher ein Gegenstand der Begeisterung für die erotischen Dichter:

Bettchen, o! wie viel Wollust wird
Deinem Herrn bei Nacht zu Theil,
Die bei Tage der Glückliche
Wiederholet!

Catull.

— und von diesem Gesichtspunkte aus ruft Bürger in der etwas lasciven Ballade „der wohlgesinnte Liebhaber“:

O Bett! — du Freudensaal,
Du Grab der Sehnsuchtspein!

Es ist daher kein Wunder, daß unter den Erfindungen, die zur Potenziirung der Genüsse der Wollust ersonnen wurden, viele sich auf das Bette bezogen. Unter allen diesen künstlichen Betten hat sich Graham's Wunderbett am berühmtesten gemacht, ein sehr elegantes Bett, das statt der Federn mit Luft angefüllt war, um die Elasticität des Bettes zu erhöhen, und das in einem mit Düften und schönen Gemälden reich geschmückten Zimmer stand, in dem während des Gebrauches dieses Wunderbettes, eine magische, unsichtbare Musik ertönte!

Blond. Blondine.

Menschen mit hellgelbem bis in's Hellbraune spielenden Haare nennt man bekanntlich Blonde. Es ist auffallend, wie die Farbe der Haare so oft, ja meistentheils, mit der morali-

schen und physischen Konstitution des ganzen Körpers übereinstimmt, was man aber begreiflich findet, wenn man bedenkt, daß die Haare ja eben nur ein Theil des ganzen Körpers sind. Blonde Menschen haben gewöhnlich eine zarte, milchweiße, im Gesichte leicht geröthete Hautfarbe, blaue, selten dunklere Augen, länglich weiße Zähne und im Allgemeinen ein sensibles, etwas zur Melancholie neigendes Temperament. Sie sind leicht empfänglich für alle Eindrücke, reagiren aber nicht eben so stark auf die Außenwelt zurück, und sie werden daher meistens für schwächlich und empfindsam gehalten.

Délicat et blond

sagen die Franzosen von einem Menschen, dem es an Energie, an Thatkraft fehlt. Was Blondinen im Reiche der Liebe für eine Rolle spielen, geht schon aus dieser nur in flüchtigen Umrissen angedeuteten Charakteristik derselben hervor; sie sind zart und zärtlich, können treu und anhaltend, aber im Allgemeinen nicht so feurig und lebhaft und innig lieben, als sanguinische Temperamente, die sich durch brauneres Haar und dunklere Hautfarbe auszeichnen. Es läßt sich, wie überhaupt die Schönheit relativ ist, nicht im Allgemeinen hin bestimmen, ob Blondinen oder Brünetten schöner zu nennen seien; jede Farbe hat ihre Liebhaber, jede ihre Vorzüge, und unter den Dichtern und Mahlern haben diese bald die braunen, bald jene die blonden Köpfe verherrlicht. Die altdeutsche Mahlerschule mahlt fast immer blonde Madonnen und solche irdische Frauen, dagegen wir in der altitalienischen Schule, mit Ausnahme vieler Engelsköpfe des Hannibal Caracci und einiger andern Figuren, meist überall braunes Haar finden. Doch stammt diese Verschiedenheit wohl aus der Natur beider Nationen her, da es bekannt ist, daß die deutschen, wie alle nordischen Völker, mehr blond als braun, Italiener aber, wie alle Südländer, mehr braun, ja schwarz als blond sind. Ein ächter Weiberfreund wird nach Umständen in der Natur sich bald an diese, bald an jene Schattirung halten, wie die lustigen Soldaten in Göthe's allerliebstem Epigramme:

Nein! hier hat es keine Noth,
Weiße Mädchen, schwarzes Brod!
Morgen in ein ander's Städtchen,
Weißes Brod und schwarze Mädchen!

(Vgl. Brünette, Haar, Temperament.)

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbett's Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde
Der deiner Gäste Lärm verjagt;
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt.
Du eilst, um Alles zu vollenden,
Mit ihr in's Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie bebt vor deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden,
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Göthe.

In diesen schönen, hoch-lyrischen Stanzen mahlt der große psychologische Dichter die Wonne der ersten Umarmung zweier Liebenden, wie er darin zugleich treffend unsre heutige Sitte schildert, wie sie für die Feier der Brautnacht unter uns lebt. Wer von unsern Lesern die Wonne aller Wonnen empfunden hat, ein geliebtes Wesen ohne Rückhalt und Furcht, und nur aufgelöst in reiner Liebe als sein an die glühende Brust drücken zu dürfen, wer das große, die Nähe der Götter verkündende Wort: Brautnacht in seiner schönsten Bedeutung kennen lernte, der versteht den Dichter, der ihn hier mit uns an den schönsten Augenblick seines Lebens, an den Culmina-

tionspunkt seiner irdischen Existenz zurück erinnert. Wer aber jenes Götterfest auf Erden nicht gefeiert hat, für den maßen wir uns nicht an, eine genügende Schilderung davon zu liefern, wenn ihm jenes Gemälde nicht genügt:

So gehet hin, und thut desgleichen —

dann werdet Ihr wissen, was es heißt: eine Brautnacht feiern. Das gewissermaßen Heilige dieses großen Festes haben alle Völker erkannt, daher wir bei allen Völkern Ceremonien und Gebräuche finden zur Vorfeier, Feier oder Nachfeier der ehelichen Verbindung, deren Pointe gleichsam; deren Siegel, deren *punctum saliens* die Brautnacht ist. Bei den Griechen wurde das Brautpaar beim Eintritt in das feierlich geschmückte Haus, das sie künftig bewohnen sollten, mit Feigen und andern Früchten überschüttet, als Vorbedeutung des zukünftigen Ueberflusses; auch verbrannte man die Achse des Wagens, damit es der Braut nie einfiele, in ihr väterliches Haus zurückzukehren. Nun folgte das hochzeitliche Mahl, während dessen Freude und Lust herrschten, und passende Hymnen gesungen wurden. Nach dem Mahle wurde getanzt, auch hierbei wechselte Gesang mit Musik. Wenn der Tanz geendiget war, führte man das neue Ehepaar in die Hochzeitkammer, Thalamus genannt. Hier stand das mit purpurnen Decken belegte, und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bette, das eine eigene Benennung hatte, je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal, oder schon zum zweitenmal heirathete. Ein anderes hier ebenfalls aufgestelltes Bette war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich, wenn etwa üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe furchtbar machten, bediente. Ehe die Braut das hochzeitliche Bette bestieg, wusch sie sich die Füße, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter war, das Wasser aus der Quelle Callirhoe brachte. Darauf aßen beide Liebende eine Quitte, das Angenehme und Gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte, die Solon gesetzlich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpina anzuspielen scheint. Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen, zu Bette geleitet. Das Fackeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackel mit ihrer eigenen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den

jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Vertrautheit, und beide bestiegen nun das hochzeitliche Bette. Dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfters einer Gottheit, der keuschen Minerva, oder der spröden, zweifach gegürteten Diana gewidmet, und sie legte sich dann einen neuen um. Während nun das junge Paar, in Liebe vermischt, Aphroditen die Erstlinge seiner Zärtlichkeit opferte, tanzten Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füßen, und ließen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaars und Wünsche für sein Wohlergehn enthielten. Alles dies geschah, um die Klagetöne der Braut nicht hören zu lassen, und damit nicht etwa eine mitleidige Matrone ihr zu Hülfe kommen konnte, mußte ein Mann von der Verwandtschaft des Bräutigams an der Thür der Brautkammer Wache halten. Endlich wünschte das Chor der Knaben und Mädchen dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, die Glücklichen am folgenden Morgen wieder zu wecken.

Bei den Römern machte am Hochzeitstage die Braut zunächst eine festliche Toilette. Während man der Juno — der Stifterin der Ehen, der *Iuno iuga*, jochenden Juno — opferte, zertheilte man mit einer Lanze das Haar der Braut in sechs Locken, vielleicht um auf den Raub der Sabinerinnen anzuspielen. Dann legte sie ihre jungfräuliche, verbrämte Toga ab, und zog ein unverbrämtes Gewand an; auf die Locken ward der Brautkranz gesetzt, der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als Symbol der jungfräulichen Unschuld, angelegt. Der Brautgürtel war von weißer Wolle, durfte noch nicht gebraucht sein, uud war mit einem Herkulesknoten geschürzt, den der Bräutigam vor dem entscheidenden Moment löste. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und es war nur dem Bräutigam erlaubt, dies zu entblößen. Nun setzte sich die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf den Schooß ihrer Mutter, und der Bräutigam überraschte sie hier, wie von ungefehr, und raubte sie aus den Armen ihrer Mutter, auch damit wieder auf den Raub der Sabinerinnen hinzielend. Jetzt begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams in einem sehr festlichen Geleite, dessen Glanz noch durch Leier- und Flötenspieler verherrlicht

wurde. Ein fröhliches, durch Gesänge und Scherze, erheitertes Mahl verlängerte auch bei den Römern den jungen Liebenden die schon zu lange Zeit, bis sie sich in der Brautnacht umarmen durften. Endlich wurde, nach aufgehobener Tafel, die Braut feierlich von einer tugendhaften, verheiratheten Matrone in's Bett gebracht. Bei ihrem Eintritt in die Brautkammer mußte sie dem Priap die Erstlinge ihrer Jungfrauschaft opfern, und sich zu diesem Endzweck auf eine schön geschmückte, ungeheure Form des Theiles setzen, dem das wichtige Amt der Fortsetzung der Menschenschöpfung obliegt. Außer dieser Gottheit befanden sich in dem Brautgemache noch viele andere, die um thätigen Beistand bei dem Werke der Liebe angerufen wurden. Die Göttin Prema lösete der Braut den Gürtel, der Gott Subigus zwang die Braut, sich dem Bräutigam zu ergeben, die Göttin Prema nahm an dem zu erwartenden Glücke Theil, und verhinderte, daß das Ziel nicht verfehlt wurde, die Göttin Pertunda mußte endlich den Liebenden die Bahn des süßen Genusses erleichtern, und sie in dem Augenblick mit Blumen bestreuen, da Schmerz und Wollust den entscheidenden Kampf beginnen. — Die Matrone, die, wie es sehr wahrscheinlich ist, die sehr jung heirathenden, und in einer glücklichen Unwissenheit der Werke der Liebe lebenden Frauenzimmer, auch des Unterrichts wegen begleitete — legte nun die Braut in's Bette. — Während dessen überreichte man den Gästen kleine Geschenke, die vornämlich in einer Art Kuchen *(Mustacea)* bestanden. Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer und stimmten einen Gesang an *(Epithalamium)*, in dem sie die Neuvermählten auf das Feierlichste lobten, und ihr Glück schilderten. Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin Nemesis, oder wie eben bemerkt, den Priapus oder Fescinus nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang sogleich nach den Mädchen ein Chor von Knaben Lieder, in denen man den leichtfertigsten Scherzen die größte Licenz einräumte. Dies waren die fescennischen Lieder, von der hetrurischen Stadt Fescennia so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. Hierauf entfernt sich nun das Chor, und singt nach Katull:

Jungfrauen schließet die Thüre zu:
Unser Spielchen ist jetzt ausgespielt.
Und nun liebendes, liebes Paar,
Lebe wohl, und bediene dich
Deiner Jugendkraft rüstig.

So feierte der griechische und der römische Geist das große Fest. Mit dem Glauben und den Göttern dieser Völker verschwanden die Ceremonien auch dieser edlen Feier, und das einfachere, den Menschen mehr auf das Innere, Höhere, anweisende Christenthum, verbannte mit den Göttern der Liebe, der Ehe, der fleischlichen Begattung auch die Opfer derselben. Aber man suchte nun durch äußern Glanz, durch irdischen Tand und weltliche Gebräuche das Fest der Liebesvereinigung auszuzeichnen, und wenn wir mittheilen, wie Herzog Wilhelm von Jülich im Jahr 1585 seine Hochzeit und Brautnacht feierte, so geben wir dem Leser zugleich den schneidendsten Kontrast von Ceremonieen in der Feier einer und derselben Gelegenheit, der sich vielleicht in der Geschichte des menschlichen Geistes erzählen läßt.

Der Herzog vermählte sich mit der Prinzessin Jacobine von Baden. Die ansehnliche Verwandtschaft des Hauses und mehrere deutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Küche und Keller waren reichlich versorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke meublirt und aufgeputzt, und alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet. Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weißen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten, standen an den Thoren des Schloßthores bereit, ihrer künftigen Gebieterin die erste Huldigung zu bringen. Der vornehmste Adel, im Abentheuer geprüfte Ritter, Grafen und Herren, drängten sich in dem großen Saale, indeß Knappen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten, und die Rosse pflegten. Die Bürger waren beschäftigt, aus der herzoglichen Küche die ihrige zu versehen, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herren derselben aus goldenen Pokalen zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizei für Wachen, und für Dolmetscher zum Behuf der Fremden. Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Botschaft anlangte, die fürst-

liche Braut sei an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuholen versprach.

Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borden besetzt, zerschnittnen Hosen und Wams von goldnem Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weißen Federn geschmückten Hute, bestieg sein Roß, das unter seinen goldenen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite deckte das goldne Gefäß seines Schwerdtes. Hinter ihm wurden drei Hengste, prächtig aufgeputzt, an der Hand geführt.

Bei dem Anblick seiner Braut stieg er vom Pferde, und ging ihr entgegen. Pfalzgraf Philipp redete die Braut in seinem Namen an, und schloß mit einem herzlichen Gebet. Die Gegenrede hielt Jacobinens Bruder, Markgraf Philipp. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündete, und mit drei und zwanzig Trompeten und zwei Heerpaukern wetteiferte. Die Braut wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerlei Figuren und Gemälde zu Genuß einlud, ausgeputzt war. Das Brautbett bedeckte ein goldenes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars ohne einen Kommentar übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schloßkapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu Kana, aufgestellt waren, so wie in dem großen Audienzsaal beinahe die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karrikaturen das Auge unterhielt. Nach alter Sitte ließen sich die fürstlichen Verlobten von ihren nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Braut erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stück mit Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldenen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagenen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr zwölf Fackeln von weißem Wachs vor; ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weißen seidnen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der Mitte gingen Trompeter und Pauker, und machten eine

rauschende Musik. Hierauf folgte der Bräutigam in einem kurzen schwarzen Sammtmantel, weißen seidnen Hosen und Wams, alles mit Perlen bordirt, und silbernem Tollet gefüttert, weißen seidnen Strümpfen; auf seinem schwarzen Barret glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf *Iustitia* mit ihren Insignien eingegraben war.

Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede über den Text Ephes. 5. Außer diesem schlug er sich weidlich mit andern Citaten herum, und brachte endlich das große Geheimniß dieses Sakraments heraus, wobei er denn der schönen jungen Braut, sehr zur Unzeit das: *In dolore paries filios tuos* (in Schmerz wirst du deine Kinder gebären) zu wiederholtenmalen vorsagte.

Der Bräutigam legte hierauf in die Hand des Priesters einen goldnen Ring für die Braut, diese aber überreichte ihm in einer goldnen Schaale einen Kranz aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefaßt, welchen der Priester auf das entblößte Haupt des Bräutigams setzte. Ein *Te Deum laudamus*, unter Beistimmung der Trompeten und Pauken auf dem Burgplatze, beschloß diese feierliche Handlung. Die Unterhaltungen bei Tafel entsprachen der Freude des festlichen Tages. Chöre von Trompetern und Paukern, von Geigern, Lautenschlägern und Sängern wechselten und ergötzten das Ohr der Ritter. Unter dieser Musik eröffnete der Bräutigam mit seiner Braut den Tanz und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen zwölf Windlichter vor- und nachgetragen wurden. Nach geendigtem Tanz begab sich die Gesellschaft in den großen Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk, in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens, auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspektivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler, auf einem Löwen stehend, und das österreichische Wappen tragend, besonders hervorragte, und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte seine Jun-

gen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wappen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterließen nicht, dies, als ein herrliches Bild, der jungen Braut vorzustellen. Mit dem Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung.

Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küßte, überreichte er ihr die Morgengabe, ein Equivalent für — — —.

In neuerer Zeit sind mit der Veredlung des Geschmackes solche groteske Feierlichkeiten wieder abgeschafft worden, und so kehren wir, nach einer Excursion zu den Griechen und Römern und in's Mittelalter, wieder zu der Zeit zurück, von der wir ausgingen, und die eben das herrliche Lied schildert, das diesen Artikel ziert.

Einer der schändlichsten Mißbräuche, den je die Geistlichkeit sanctionirt hat, ist das sogenannte *Ius primae noctis*, das *Droit de seigneur*, das Vorrecht, das die Gutsherrn im alten Frankreich hatten, bei der Verheirathung einer ihrer Bäuerinnen die Brautnacht mit dieser zu feiern, und dann erst den auf diese Art durch ein adeliges Reis gepfropften jungen Stamm dem rechtmäßigen Besitzer zur weitern Ausbildung zu überliefern! Dieses schändliche, beschimpfende Vorrecht ist jetzt Gottlob! ausgerottet, und ein despotischer Herr saugt nicht mehr den schönsten Saft aus der jungen Frucht, ehe er sie seinem Knecht hinwirft, der sie sich mit vieler Mühe gepflückt hat!

Es blieben uns hier nun noch die physiologischen Veränderungen zu beschreiben, zu denen die Brautnacht Anlaß giebt; aber wir werden diesen Faden schicklicher in dem Artikel: Jungfrauschaft wieder aufnehmen. (Vergl. auch Entjungferung.)

Brille.

Das Auge ist unstreitig das beste, optische Instrument, aber es ist unglücklicherweise auch dasjenige unserer Organe, welches am leichtesten beschädigt wird oder sich verändert. Ueberdies können auch Bildungsfehler, Alter, Krankheiten es unfähig machen, seine Funktionen gehörig zu verrichten, und es ist daher ein sehr großes Glück für uns, daß die Kunst

Mittel gefunden hat, einigen jener Unvollkommenheiten zu begegnen, die uns des vollen Gebrauchs des edelsten unserer Sinne berauben. Wirklich gewährt uns die Anwendung convexer und concaver Augengläser diesen Vortheil, und die Erfindung der Brillen, wie besonders auch der noch schärfern Augengläser, wie Mikroscope, Telescope u. s. w. gehört unter die wichtigsten Eroberungen der Physik.

Wem die Ehre der Erfindung der Brillen gebührt, ist nicht so ganz gewiß. Doch scheint der Erfinder ein gewisser Salvino, oder *Salvinio degli Armati* genannt, der daraus anfangs ein Geheimniß machte. Ein Mönch, Namens Alexander von Spina, der 1313 zu Pisa starb, hörte aber davon reden, und machte nach seinen eigenen Gedanken Brillen nach, die er „sehr willig und fröhlich" *(corde hilari et volente*, sagt eine alte Chronik) Andern mittheilte. Der Hauptgrund, warum man Salvino aber doch als eigentlichen, ersten Erfinder der Brillen betrachten darf, ist ein Grabmahl, welches noch im vorletzten Jahrhundert im Dom zu Florenz zu sehen war, und worauf man las: *Qui giace Salvino d'Armato degl' Armati, di Firenze, inventor delli occhiali etc. MCCCXVII.* Dieses Zeugniß hat eine Authenticität, die man einem andern Beweise für den viel ältern Ursprung der Brillen nicht beilegen wird. Ludwig Sigoli nämlich, ein für seine Zeit berühmter Künstler, hat auf einem Gemälde, dem Oberpriester Simeon, welcher die Beschneidung des Jesus-Kindes vornimmt, Brillen gegeben, weil dieser doch, wegen seines großen Alters, die schwierige Operation nicht wohl ohne Brille unternehmen konnte!!!

Wüßte man nicht, wie mächtig die Gewohnheit wirkt, so würde man nicht begreifen können, wie die Alten das Ding entbehren konnten, dessen Gebrauch bei Uns so sehr allgemein geworden ist. Allein leider! sind die Brillen, statt ein nothwendiges Hülfsmittel für schwache Augen zu bleiben, nur zu oft in neuerer Zeit Modeartikel für junge, flache Stutzer geworden, die wohl oft sich einer Brille bedienen mögen, um das in üppigen Lüsten erloschene Jugendfeuer ihrer Augen, um den Ausdruck aller Leidenschaften darin, vor den Blicken der Welt möglichst zu verbergen! Nichts ist gräulicher, als ein bebrillter Zieraffe, dem man es ansieht, daß er das edelste Organ, das ihm der allgütige Schöpfer gab, mit schnöder Will-

kühr durch ein Brillenglas abstumpft, weil er denn doch auch eine Brille tragen muß, und weil er denkt, daß das auf diese Weise veränderte Gesicht vielleicht einige Reitze der Neuheit haben könnte, die ihm vielleicht wieder zu einer Eroberung verhelfen! Glücklicherweise rächt sich ein solcher Mißbrauch unwiderruflich; denn Niemand, wir wollen es aus vollem Herzen, der Wahrheit und der Erfahrung gemäß, hier niederschreiben, Niemand trägt längere Zeit bei gesundem Auge eine Brille, der nicht früher oder später dadurch sein Sehorgan abstumpfte und verstümmelte, so daß ihm bald ein beklagenswerthes Bedürfniß wird, was anfangs nur schnöder Tand und eitles Spielwerk war!

Brünett. Brünette.

Wo sich ein brauner, von der hellen Kastanienfarbe bis in's Schwärzliche spielender Haarwuchs, gewöhnlich dabei dichtes, starkes Haar findet, da nennen wir solche Menschen brünette. Wie wir oben sahen, daß blonde Leute (S. Blondine) ihre eigenthümliche Constitution zu haben pflegen, so zeichnen auch die Brünetten gewisse wiederkehrende physische und psychische Eigenthümlichkeiten aus. Bei brünettem Haar ist zunächst gewöhnlich ein braunes, oder doch dunkles Auge, seltener ein blaues; die Hautfarbe des ganzen Körpers ist dunkler, als bei blondbehaarten Menschen; das Temperament ist sanguinisch, oft sanguinisch-colerisch. Brünette und Brünetten sind lebhaft, empfangen die äußern Eindrücke rasch und lebendig, sie sind gern unentschlossen, wankelmüthig, aber einmal bestimmt, pflegen sie gern fest auf ihren Willen zu beharren. Für Vergnügen aller Art, wie überhaupt für die Freuden der Erde, haben sie einen offnen Sinn, und besonders in der Liebe sind sie feurig, herzlich, lebhaft.

Pour aimer, prenez la brunette.

Marot.

Unter den Völkern Europa's sind es die Franzosen und Französinnen besonders, die man brünett nennen kann, Spanier und Italiener sind schon mehr schwarz. Brünetten haben meist unter den Männern viele Anbeter; ihr lebhafter Blick, ihr feuriges Auge, ihre rasche Bewegungen, ihr deshalb so lebendiges Muskelspiel reitzt unwiderstehlich — —

Brunette fut la gentille femelle,
Qui tant charma les yeux de Salomon.
Qui dit brunette, il dit spirituelle
Il dit aussi vive comme un démon.

Fontenelle.

(Vergl. Blondine, Haar, Temperament.)

Brust.

Bei den Menschen giebt man diesen Namen zweien, ovalen runden Körpern, die am Oberleibe angeheftet und von der Natur zur Secretion der Milch bestimmt sind. Die Zahl, die Stellung, der Umfang und die Beschaffenheit dieser Organe, leiden einige Verschiedenheiten, die wir andeuten wollen. Die meisten Thiere haben die Brust auf dem Bauch. Der Ort an welchem sie bei dem Menschen sich befindet, giebt einen neuen Beweis, daß die aufrechte Stellung seiner Natur gemäß, und nicht die Folge der Gewohnheit und Erziehung ist, wie einige Philosophen behaupten wollten. Der Platz dieser Organe bei dem Weibe, sagt Roussel, ist für den Säugling der angemessenste, indem er, da er seine Nahrung nicht mehr in der Mutter selbst suchen kann, sie dennoch von ihr empfängt, und in den Armen und unter den Augen der liebenden Mutter seine ersten Bedürfnisse befriedigt. Man hat einige, wiewohl seltene Beispiele von gänzlicher Verschiedenheit der Lage dieser Organe. So soll einst, wie ein Mönch von Corbie berichtet, eine Bäuerin deren vier gehabt haben, zwei auf dem Rücken und zwei an dem gewöhnlichen Ort, die vermöge ihrer Stellung mit einander znsammenhingen. Er setzt sogar hinzu, daß diese Frau drei Zwillinge gehabt, die sie wechselsweise mit ihren vier Brüsten genährt habe. Wenn nun freilich dieser Bericht etwas fabelhaft klingt, so giebt es geprüftere Beobachtungen, die beweisen, daß die Natur in einzelnen Fällen mehr als freigeberisch mit diesem reitzenden Geschenk umgegangen ist. Die schöne Anna Boley'n hatte drei Brüste, wovon die eine etwas unter und in der Mitte zwischen den beiden Andern saß. Dies ist in solchen Fällen der gewöhnliche Sitz der höchst überflüssigen dritten Brust, und hier fanden auch Gardeur, Baudelocque und Percy diese Mißgestaltung. Georg Hannaeus hat aber auch eine Dame beschrieben, die drei sehr schöne Brüste

hatte, von denen zwei links, und eine rechts, in gerader Linie, saßen. Borelli hat eine Frau beobachtet, wo eine dritte Brust unter der wohlgeformten linken saß. In Pfullendorf ließ sich vor zwanzig Jahren eine alte Jungfer sehen, die vier, in zwei parallelen Reihen sitzende Brüste hatte. Auch Gardeur hatte auf St. Domingo eine Mulattin mit vier Brüsten gesehen, und im Jahr VIII. der französischen Republik nahmen die Franzosen eine wallachische Marketenderin in Oesterreich gefangen, die sogar fünf Brüste hatte, wovon vier in zwei parallelen Reihen, die fünfte ganz kleine tief unten am Leibe stand! Man hat geglaubt, daß solche vielbrüstige Weiber auch einen übermäßigen Trieb zur Wollust hätten, und daß sie mehrere Kinder auf einmal bekämen, aber die Erfahrung hat dies Vorurtheil nicht bestätigt. Wenn die Natur bei solchen, oben angeführten, Ausnahmen mehr gespendet hat, als das Normale will, so hat sie sich in andern Fällen auch wieder zu stiefmütterlich gezeigt, und Weiber mit nur Einer Brust haben oft genug gelebt. Lousier hat das bei einer Dame und ihrer Tochter gesehen, und auch Marandel erzählt einen solchen Fall.

Auch der Umfang der Brüste variirt sehr nach dem verschiedenen Geschlecht, Alter, Klima, Temperament u. s. w. Was das Geschlecht betrifft, so haben bekanntlich Männer eine sehr kleine Brust; doch finden auch hier einige Ausnahmen statt. Der Doctor Renauldin erzählt von einem vier und zwanzigjährigen Fuhrmann, der vollkommne Weiberbrüste hatte. Zuweilen sind die Männerbrüste zwar nicht äußerlich ganz so entwickelt, als die weiblichen, aber sie geben Milch, und haben Kinder ganz förmlich ernährt. Ein Matrose, der seine stillende Frau auf dem Meere verlor, legte in der Noth sein Kind an die eigne Brust, und war sehr erstaunt, nach drei bis vier Tagen sein Kind wirklich nähren zu können. Ein Prediger im Hannöverschen stillte in einem ähnlichen Nothfalle sogar Zwillinge! Alexander Benedictus, ein italienischer Anatom aus dem funfzehnten Jahrhundert, erzählt auch von einem Manne, der auf diese Art sein Kind nährte *magno totius orbi miraculo!* „zum großen Wunder der ganzen Welt". Alexander v. Humbold hat im Dorfe Arenas in Süd-Amerika dasselbe gesehen bei einem zwei und dreißigjährigen Bauer, Namens Lozano.

Kinder haben, wenn sie zur Welt kommen, im Verhältniß starke Brüste, und man sieht sogar gewöhnlich eine milchähnliche Flüssigkeit daraus hervorströmen. In der Kindheit wachsen dann die Brüste nicht weiter, und entwickeln sich erst in den Jahren der Pubertät bei den Weibern. (S. Entwickelungsjahre.) Aber bemerkenswerth ist, daß die Brust sich bei jeder weiblichen Monats-Revolution etwas mehr entwickelt, wie sie auch in der Schwangerschaft überall ihre vollste Entwickelung bekommt. Besonders aus diesen beiden Umständen geht die große Sympathie der Brüste mit den Geschlechtsverrichtungen hervor, ja die Brust ist ein Glied dieser physiologischen Kette.

Auch nach dem verschiedenen Klima, sagten wir, sei der Umfang des weiblichen Busens verschieden. In Flandern haben die Weiber eine sehr starke, volle Brust; eben dafür sind auch die Holländerinnen, die Türkinnen und die Frauen in Siam berühmt. Die Weiber in Marseille und im ganzen Languedock haben weniger Busen als die Schweizerinnen, die Engländerinnen mehr als die deutschen Weiber. Die schönsten Portugiesinnen haben eine hohe, volle Brust, dagegen die Castilianerinnen fast gar keinen Busen zeigen können. Boelli erzählt von einer Frau, an der jede Brust wenigstens dreißig Pfund wog, und die daher ihren Busen in einem eigenen Behälter unterstützen mußte, weil er ihr höchst beschwerlich war. Bartholinus hat gar ein Weib gesehen, dem die Brüste fast bis auf das Knie reichten! — Die Grönländerinnen haben so lange und so weiche Brüste, daß sie sie über die Schultern zurückwerfen, und so ihre Kinder nähren; dennoch soll dies noch nicht der schlechteste Reitz der grönländischen Damen sein! Eben solche Mode des Säugens können auch die Hottentottinnen mitmachen, weil auch sie solche lange und weiche Busen haben, was ihre barbarischen Männer für das Ideal der Schönheit halten.

Sehr fette Personen haben gewöhnlich sehr starke Brüste. Der Busen entwickelt sich auch stark bei Frauen, die viel Temperament zur Wollust haben, bei jungen Mädchen mit braunem Haar und dunklem Teint, und bei sehr lebhaften Frauen. Ein warmes Klima macht die Brüste weich und schlaff, dagegen in nordischer Luft sind sie immer mehr fest und rund. Eine feste, runde Brust ist Zeichen einer reinen Jung-

fräulichkeit, und frühe, oder übermäßige, oder unerlaubte Geschlechtsgenüsse zerstören unwiederbringlich diese größte Schönheit des Weibes. Stillen, Alter und Krankheiten machen gleichfalls den Busen welk und weich.

Die Haut, welche die Brüste bekleidet, ist sehr weich und zart, und sie muß weiß und glänzend, höchstens von einigen Aederchen durchflochten sein. Der Busen ist eines der edelsten, (edel in Hinsicht auf seinen großen Zweck!) eines der edelsten, anziehendsten Attribute der weiblichen Schönheit, und die Leserinnen mögen überzeugt sein, daß ihren Geliebten nichts mehr fesselt, als

das reitzende Oval,
Das sittsam um und um verdeckt,
Sich in gewebte Luft vor seinem Blick versteckt.

Wieland.

Der Kenner Piron nennt die weibliche Brust:

Deux montagnes de lait
Où sur chacune une fraise est assise;

ein Andermal ist er entzückt über:

le lis, la neige et le jasmin
du demi-globe, que termine
un petit bouton de carmin!

Und mit diesen pikanten Schilderungen haben wir das Ideal der weiblichen Brust geschildert! Der schöne Busen sei ganz gleichförmig, oval gewölbt, von der Größe, daß eine weibliche Hand ihn kaum bedecken kann —

Die holde Brust, die kaum zu decken ist,

nennt Wieland den Busen der mediceeischen Venus — er sei blendend weiß, angenehm glänzend, leicht beweglich, und er ende regelmäßig in eine purpurrothe, nicht sehr entwickelte Warze. Bei allen civilisirten Völkern wissen die Weiber, daß der Busen eine ihrer schönsten Zierden ist, und sie tragen große Sorgfalt, ihn zu konserviren. Die Freudenmädchen in Indien schließen die Brüste, damit sie nicht stärker werden als sie es wünschen, in Etuis von leichtem, dünne bearbeiteten, weichen Holze ein, das den Bewegungen des Busens nachgiebt. Die Griechinnen gebrauchten als Cosmeticum für den Busen einen gepulverten Stein von der Insel Naxos. Unsre heuti-

gen Damen wissen nicht, wie sehr sie der Ausbildung und der Form ihrer Brüste durch das Tragen der Corsets schaden, (s. Schnürleib) und alle ihre Waschwasser und Schönheitspulver können nicht wieder gut machen, was diese garstige Mode verdirbt.

Buckel.

Unter mehreren andern Bedeutungen dieses ominösen Wortes versteht man darunter hauptsächlich eine Biegung der Rückenwirbelsäule, welches ein Hervortreten eines oder mehrerer Wirbel, und dadurch einen Höcker veranlaßt. Die Wirbelsäule kann sich auf verschiedene Weise verbiegen nach hinten, nach beiden Seiten heraus, oder nach innen hinein. Der erste Fall ist der gewöhnlichste, und bildet recht eigentlich den Buckel. Die merklichste Wirkung einer solchen Beugung, wohin sie sich auch richten möge, ist die Verkürzung des Rumpfes, und deshalb die Verlängerung des Arms, der manchmal bekanntlich bis zu den Knieen reicht. Am gefährlichsten für die Gesundheit sind die Biegungen der Wirbelsäule nach innen hinein, die sogenannten Lordosen, weil hier immer wichtige Eingeweide gedrückt und verhindert werden, ihre Function gehörig zu verrichten.

Meistens sind die Höcker angebohren, und hängen mit einer sogenannten rhachitischen oder scrofulösen Constitution zusammen, die von den Aeltern angeerbt ist. Aber Verbiegungen des Rumpfes und der Wirbelsäule können auch zufällig entstehen, nämlich durch langes Tragen von schweren Lasten auf dem Rücken, durch anhaltendes, langes sitzendes Arbeiten, durch unvorsichtige Ammen, die die Kinder einschnüren und einpressen und durch eine schlechte Stellung, zu der man sich gewöhnt; so wie endlich durch Krankheiten der Wirbelsäule.

Bleiben wir aber bei jenen gewöhnlichen, angebohrnen Buckeln stehen, so finden wir, daß die Natur solche Unglücklichen sehr oft für ihr Mißgeschick zu entschädigen scheint, indem sie ihnen eine große Lebendigkeit des Geistes, ja nicht selten sogar wahres Genie mitgab, und so durch den edleren Theil im Menschen das ersetzte, was sie dem unediern nahm, die Schönheit der Form. Unter den Buckligten hat es nicht selten berühmte Männer gegeben, wie wir ja nur an Aesop, Pope, Mendelssohn, Lichtenberg u. a., zu erinnern

brauchen. Der letztere hat sich einmal in seinen geistreichen Schriften selbst über diesen Punkt, über die Lebhaftigkeit seines Geistes, ausgesprochen und geäußert, bei ihm (und seines Gleichen) habe das Blut einen kürzeren Lauf vom Herzen bis in den Kopf, und käme daher frischer und heißer, als bei andern, an dem Orte seiner Bestimmung an. Diese Erklärung ist nicht bloß witzig, sondern es liegt ihr auch gewiß sehr viel Wahres und Naturgemäßes zum Grunde. Mit jener Lebendigkeit der Geisteskräfte mag auch wohl noch die Thatsache zusammenhängen, daß Buckligte gewöhnlich so übermäßig zu den Freuden der sinnlichen Liebe hinneigen. Weniger als alle Andre geschaffen scheinend zu den Genüssen, die der Körper zu empfinden bestimmt ist, beweisen sie doch durch die That, daß sie Ansprüche haben auf diese Genüsse, und Buckligte leben auch meist in einer guten Ehe. Doch gehört auf der andern Seite grade ein Buckel bei einem Individuo zu den Gründen, die wohl von Staats wegen eine Ehe desselben verbieten sollten, denn auf diese Art werden immer wieder Menschen fortgepflanzt, die die Gattung verunstalten, deren äußere Form sie nicht einmal an sich tragen.

Busen. (S. Brust.)

C.

Callipädie.

Man hat geglaubt, es hinge, unter gewissen Bedingungen, von dem Willen der Eltern ab, schöne Kinder zu erzeugen, und man hat die Kunst, die diese Bedingungen lehrt, Callipädie genannt. Claude Quillet hat in seinem Lehrgedichte *de Callipaedia* alle Vorschriften mitgetheilt, welche schwangere Frauen halten müssen, um schöne Kinder zur Welt zu bringen, doch ist sein Werk empfehlungswerther wegen seiner Versification, als wegen der Richtigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Lehren. Sein ganzes System beruht vorzüglich auf dem, so oft angenommenen und oft bestrittenen, Einfluß, den die Einbildungskraft der schwangern Mutter auf die Ausbildung der Frucht üben soll, ein Verhältniß, was bisher nur auf hypothetischen Vermuthungen begründet wurde, und von welchem aus sich also nichts wieder weiter schließen läßt.

Das

Das beste Mittel, um schöne Kinder zu zeugen, und das Einzige, dessen Wirkung noch ziemlich gewiß ist, ist Gesundheit, möglichste Schönheit der Eltern, und ein bis zum Augenblicke der Ehe geführter reiner und keuscher Lebenswandel derselben. So viel ist gewiß, daß keusche und gesunde Eltern fast immer gesunde Kinder zeugen werden; daß aber ein hübsches Ehepaar auch schöne Kinder bekomme, das leidet schon bei weitem mehr Ausnahmen. Wir verwundern uns täglich, wenn wir ein schönes Kind auf den Armen von häßlichen Eltern sehen, und umgekehrt haben sich Ehepaare oft genug getäuscht, die wechselseitig von der Schönheit des Andern nichts als kleine Venusse und Adonisse hoffte, und denen die höhnische Natur dann kleine Wechselbälge unterschob! So wenig liebt die große Mutter sich an dergleichen Gesetze zu binden, so wenig will sie, daß auch der Mensch in ihrem wichtigsten Geschäfte, der Fortpflanzung der Geschlechter, eine Willkühr, ein Wort mitzusprechen habe, und so wenig ist also selbst die sicherste Lehre der Callipädie sicher! Wie viel weniger die tausend andern, dummen Albernheiten, die man wohl gar zu jenem Behufe angegeben hat!

Claude Quillet giebt die oben beurtheilte Basis seines Systems in folgenden Versen seines Lehrgedichtes an, die wir hier mittheilen wollen, um den Neugierigen eine Probe des Ganzen zu geben:

Nec turpes oculis facies, aut sordida monstra
Objicias, simulacra tibi observantur ubique
Formosa, et laetos semper recreantia visus.

* *

Vos ergo, o gravidae! si mens est edere natos
Corporis egregii, solertem impendite curam,
Ut semper subeant oculos pulchra omnia vestros.
Si puer in votis lepidus, formosus Apollo
Formosa vestros delectet imagine visus.

Zeige nicht schnöde Gestalten dem Blick und alberne Fratzen;
All überall nur begegnen dir veredelte Formen,
Die dir das fröhliche Aug' ergötzen . . . .

* * *

Ihr aber, schwangere Mütter, wenn wirklich liebliche Kinder,
Herrlichen Körpers, gebähren Ihr wollt, so sorget bedächtig,
Daß nur Schönheit das Aug' erblicke, wohin es sich wende.
Wollt Ihr ein liebliches Knäbchen, so mag ein schöner Apollo
Euch in herrlichem Bild' ergötzen das fröhliche Auge.

(Vergl. Megalanthropogenesie, Zeugung.)

Castrat.

Wenn durch eine schmerzhafte, chirurgische Operation ein sehr wesentlicher Theil der männlichen Sexualtheile hinweggeschnitten, und dadurch dem Individuum die Fähigkeit geraubt wird, sich fortzupflanzen, so nennt man solche unglücklich Verstümmelte: Castraten. Zwar wird durch die Operation der Castration die äußere Form der männlichen Geschlechts-Partieen nicht wesentlich gestört, wie aber dieser Akt auf die ganze Organisation vom allerwichtigsten Einfluß ist, so erleidet doch auch selbst die äußere Gestaltung jener Theile einige Veränderungen, die sich hauptsächlich auf die schlechte Ernährung derselben vom Augenblicke der Castration an, begründen. Außer der physischen Veränderung des ganzen Körpers der Castraten, erstreckt sich auch der Einfluß solcher elenden Verstümmelung sehr bedeutend auf den Geist dieser

Art von Thieren,
Die durch die Stümm'lung just das Einzige verlieren,
Um dessentwillen man sie noch erträglich fand.

Wieland.

Sie sind im Allgemeinen ohne besondere Geistesanlagen, unempfänglich für alle edlen Empfindungen, traurig-melancholisch im Bewußtsein ihrer Nullität dahinschleichend, feig und engherzig — —

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein, von einem Chemikus
 Durch die Retort' getrieben
Zum Teufel ist der Spiritus
 Das Flegma ist geblieben;

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
 Und zittern, es zu sehen —
Und dürften sie, und können nicht,
 Da möchten sie vergehen!!

Schiller.

Dies ist, in meisterhaft-körnigt-treffenden Worten geschildert, das elende, bejammernswerthe Loos solcher Unglücklichen. Es ist bekannt, daß unter den Ursachen, die den Menschen auf diesen nichtswürdigen Gedanken brachten, und welche Ursachen wir in diesem Artikel beleuchten wollen, in ältern Zeiten, besonders in Italien, sehr häufig die Erfahrung bei Knaben die Castration veranlaßt hat, daß solche Knaben ihre zarte Diskantstimmen die Lebenszeit hindurch erhalten, und so den einzigen erbärmlichen Ersatz bekommen für den Verlust des größten Gutes des irdischen Lebens. Viele von ihnen haben auch wirklich sich eine bejammernswerthe Berühmtheit ersungen. Wir wollen nur an Carlo Braschi Farinelli erinnern, der sich vom Hofsänger des Königs von Spanien in den Jahren 1735 — 1755 zum ersten Minister aufzuschwingen gewußt hatte, und der in jener glänzendsten Periode seines Lebens fast Beherrscher des Landes war. Auch soll nach verschiedenen Nachrichten, die indeß zweifelhaft sind, Theophrastus Paracelsus ein Castrat gewesen sein. Ein andrer, sehr berühmter Castrat, ein italienischer Sänger, war Carestini; die Leser finden sein Bild in Hogarth's unvergleichlichen Blättern: „die Heirath nach der Mode", (auf der vierten Platte,) und wir wollen unsren Lesern das Vergnügen um so lieber gönnen, die treffliche Beschreibung dieses Portraits von dem großen Menschenkenner Lichtenberg hier zu finden, als Lichtenberg's Schilderung auch naturhistorisch sehr treffend und wahr alle die, oben nur kurz angedeuteten, physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten des castrirten Mannes aufzählt.

„Der Hemling Carestini, sagt Lichtenberg, war, wie man sagt, eins der lieblichsten Pfeifchen, die das Stimm-

Messer je aus italienischem Rohre geschnitten hat. Aber man sehe nun auch hin! Gütiger Himmel! was für ein ekelhafter Dudelsack aus dem Meisterstück der Schöpfung wird, sobald es die Kunst unternimmt, aus ihm ein Flötenwerk zu schnitzeln! Dem talgigten Unterkinn fehlt beides, Bart und Kraft. Die starrende Bandschleife mit dem funkelnden Demantkreutze sind nur ein erbärmlicher Ersatz für jenen Verlust. Dadurch erhält das Mäulchen eine gewisse milchbreiichte, schlabberichte Unbedeutsamkeit, die, wenn sie bei Erwachsenen noch irgend einen Reitz für den Anschauer hat, es in der Welt kein andrer sein kann, als der zum Daraufschlagen. Wie das Schmalz nicht alle Form und Elasticität aus den dicken Knieen und dem ganzen Beinmark verdrängt hat"! (Eine große Fettleibigkeit nämlich, ist charakteristischer Zug am Körper der Castraten.) „Aus dem kraftlosen, schlotternden Pauschen der Beine zu schließen, sollte man sie fast für die Windschläuche zu dem Flötenwerke halten, die so eben einen guten Theil ihres Vorraths an einen Triller erster Größe abgesetzt haben. — O! wenn schon angeborne Neutralität in der Liebe, obgleich noch immer bewaffnet, die bedeutendsten Züge des menschlichen Gesichtes und menschlichen Anstandes für Kennerinnen und Kenner verwischen soll, was in der Welt kann die unbewaffnete, oder gar entwaffnete anders erzeugen, als ein solches Scheusal von Balggeschwulst"? — —.

Man kann, hinsichtlich der verschiedenen Grade der Verstümmelung, verschiedene Arten von Verschnittenen unterscheiden. Die Alten nannten Spadonen oder unvollkommne Castraten solche Männer, die nur auf der einen Seite castrirt waren. Menschen dieser Art haben keine der erwähnten Eigenthümlichkeiten an sich; sie können sich auch fruchtbar begatten, und das römische Gesetz erlaubte ihnen deshalb auch die Ehe. Eine zweite Gattung bilden die Unglücklichen, denen man ganz, um noch einmal mit Schiller zu reden, „das Erbtheil abgedreht" hat, denen nämlich beide Testikel, sei es durch einen Schnitt, sei es durch eine sonstige Manipulation, fehlen. Diese Gattung bildet die eigentlich sogenannten Castraten. Sie können zwar bis auf einen gewissen Punkt hin, den Beischlaf vollziehen, und empfinden auch noch eine gewisse Wollust dabei, aber diese Begattungen sind durchaus unfruchtbar. Es läßt sich aber hieraus schließen, daß üppige Weiber

dergleichen Umarmungen nicht verschmähen werden, und wirklich erzählt Juvenal, daß die römischen Damen in der Kunst der Liebe vorgeschritten genug gewesen wären, um dies zu wissen:

Sunt quas eunuchi imbelles ac mollia semper
Oscula delectent.

Weiber wohl giebt's, die feige Verschnittne, und weichliche Küsse
Immer ergötzen.

Auch Frank versichert, daß in einer deutschen Stadt vier Castraten die Sitten der Frauen so verschlechterten, und solches Unheil stifteten, daß die Polizei sich in's Mittel legen mußte, um den scandalösen Scenen ein Ende zu machen.

Eine dritte Gattung von Verschnittenen endlich, ist aller äußeren Sexualtheile durch die grausamste Operation beraubt; sie bildet die Klasse der eigentlich sogenannten: Verschnittenen oder Eunuchen, und wir werden von ihnen in einem eigenen Artikel reden. (S. Verschnittene.)

Wie man bekanntlich ganze Klassen von männlichen Thieren castrirt, wie z. B. Pferde, Hühner, Schweine u. s. w., um sie zur fruchtbaren Begattung untauglich, und dafür zu andern Zwecken geschickter zu machen, so hat man auch verschiedenen weiblichen Hausthieren einen Theil der innern Sexualorgane herausgeschnitten. Ja diese fürchterliche Operation ist sogar, nach durchaus glaubwürdigen Schriftstellern, zuweilen selbst an Weibern vollzogen worden, wo aber die Castration, sonderbar genug, gerade eine entgegengesetzte Wirkung als bei Männern zur Folge hat. Die monatlichen Krisen hören dadurch auf, Kinn und Oberlippen bekommen mehr oder weniger Bartwuchs, der Busen fällt zusammen, die Stimme wird heiser, der moralische Charakter wird roher und härter, zuweilen neigt sich der sinnliche Geschmack solcher Weiber zu ihrem Geschlechte, und so wird das ganze Weib mannähnlich. Nur darin gleichen castrirte Weiber castrirten Männern, daß auch bei jenen der sinnliche Trieb durch diese Operation sehr abgestumpft wird. Boerhave erzählt von einem Schweineschneider, der seiner übermäßig wollüstigen Tochter beide Ovarien ausschnitt, (s. Geschlechtstheile) und dadurch endlich ihren Trieben einen

Zügel anlegte. Ein grausam-nichtswürdiges Gesetz der Indianer verdammt die Ehebrecherinnen, noch kurz vor der Todesstrafe, zur Castration.

Verschiedene Beweggründe haben die Menschen bewogen, sich der Castration zu unterwerfen. Die Gewinnsucht, die schändliche Eltern sonst antrieb, die Männlichkeit ihrer Kinder hinzuopfern, indem sie sie zu künstlichen Sopransängern bildeten, haben wir bereits erwähnt. Ein bewährter Schriftsteller erzählt, daß in früheren Zeiten in Italien, namentlich im Kirchenstaate, jährlich im Durchschnitt mehr als Viertausend Knaben castrirt wurden, bis endlich ein tugendhafter, menschenfreundlicher Pabst, Clemens XIV. diesen abscheulichen Mißbrauch verbot. Dennoch war er durch das päbstliche Gesetz nicht ganz ausgerottet, und noch lange nachher wurde die Castration sogar so öffentlich mitunter getrieben, daß man in einigen Städten an den Straßenecken die Adressen von Charlatans las, die ihre Kunstfertigkeit priesen.

Eifersucht und Rache haben in nicht seltnen Fällen das Messer zur Castration geführt. Wer hat nicht von der Liebe Abälards und Heloisens gehört? Wer weiß nicht, daß der rachsüchtige Fulbert, als er die feurig Liebenden *en flagrant délit* ertappte, in Zorn und Wuth an dem unglücklichen Abälard eine Operation verrichtete, von der man nicht allzugewiß weiß, ob sie den berühmten Liebhaber zum Castraten oder zum Eunuchen machte, gewiß aber, daß sie sein Feuer sehr abkühlte. Kästner scheint das Letztere geglaubt zu haben, denn er hat Abälard's Unfall in einem malitiösen Epigramm folgendermaßen geschildert:

Als man dem Abälard in's Grab
Der Heloise Leichnam gab,
Streckt' er die Arme aus, sie liebreich zu bedecken —
Sonst hatt' er Nichts mehr auszustrecken.

Aber es fehlt leider! auch sonst nicht an Beispielen, wo dieselben Gründe, Eifersucht und Rache, zur Castration Anlaß gaben. Oft haben Weiber, die wüthend waren über die Untreue ihrer Liebhaber, im schicklichen Augenblicke diesen die Attribute ihrer Männlichkeit geraubt, und Jeder weiß, daß noch heute im Morgenlande der eifersüchtige Orientale nur Verschnittenen die Wache über seine Weiber anvertraut.

Unter dem vielen Unheil, das religiöser Fanatismus in der Welt gestiftet hat, ist die Castration, zu welcher er sehr oft Anlaß gab, keines der kleinsten Uebel. Wieland sagt freilich von Kombabens That, sie sei

Der nächste Weg, dem Satan auszuweichen;

ja er setzt wohlmeinend-scherzhaft hinzu:

So gehet hin, und thut desgleichen —

allein es ist keine Frage, daß die Gesetze eine solche That eben so verpönen müssen, als etwa den Selbstmord. Die Kaiser Constantin und Justinian mußten wirklich ihre ganze Macht aufbieten, um dem religiösen Wahnsinn der Priester der Cybele zu begegnen, welche sich selbst verstümmelten, und in der That stellten jene Kaiser die Castration mit dem Selbstmorde in eine Klasse. Die Valerianer, eine religiöse Sekte, glaubten nicht nur Gott wohlgefällig zu sein, indem sie sich selber verstümmelten, sondern sie castrirten auch *bongré malgré* Jeden, der unglücklicherweise ihnen in den Wurf kam!!

Auch als gesetzliche Strafe hat man die Castration aufgestellt. Nach Diodorus wurden Solche, die sich der Nothzucht und ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht hatten, in Egypten castrirt, und nach Pietro della Valle findet dieselbe Sitte in Persien statt. Endlich haben unwissende, marktschreierische Chirurgen die Castration, als vorgebliches, radicales Heilmittel der Brüche gemacht, wie denn einst ein einziger Charlatan dieser Art in der Stadt Breslau mehr als zweihundert Menschen so verstümmelt hatte! Ueber diesen Mißbrauch uns näher zu erklären, ist hier der Ort nicht, wo wir auch des einzigen Falls, wo die Castration gesetzlich erlaubt ist, da nämlich, wo sie von einem schon gewissen Tode rettet, also in Krankheiten, nur mit zwei Worten erwähnen dürfen.

Cicisbeat. Cicisbeo.

Das Cicisbeat der Italiener ist aus zwei Elementen zusammengebildet: aus der Galanterie des Ritterthums und der neuern Geselligkeit. Als jene die Damen nicht mehr vor Raub und Mord zu schützen und ihren Habedank in Turnieren zu gewinnen Gelegenheit fand, bot der Ritter seiner Gebieterinn den entharnischten Arm, und führte sie durch die Straßen, hob sie in den Wagen, trug ihr den Fächer nach, stand in

Festen und Schauspielen hinter ihrem Stuhle und flüsterte mit ihr; davon erhielt er den Namen Cicisbeo. In Genua soll die allmählig einschleichende Sitte zuerst die Macht eines ehelichen und geselligen Gesetzes erlangt haben: die blühende Handelsstadt bedurfte desselben mehr als andre. Der Drang der Geschäfte trennte den Ehemann so oft und so lange von seiner Frau, daß diese während seiner Abwesenheit eines stellvertretenden Begleiters und Gesellschafters kaum entbehren konnte, wenn sie nicht tyrannisch eingesperrt werden sollte. Die von Fremdlingen aller Lande wimmelnden Straßen mögen auch wohl einen männlichen Schutz für jeden Ausgang besonders nöthig gemacht haben. So wurde denn durch beiderseitige Uebereinstimmung ein Hausfreund gewählt, ein armer Verwandter oder ein Geistlicher, der nun ein für allemal den Schutz und die Wacht der anvertrauten Ehefrau übernehmen mußte.

Was die Nothwendigkeit erzeugt hatte, das wurde bald von der Mode genährt und ausgeschmückt, und verbreitete sich über das ganze Italien. Denn das neue Verhältniß schien allen Partheien bequem und anmuthig, und auch die Eifersucht mußte sich darein fügen, weil keine Ausnahme ohne Lächerlichkeit durchzusetzen war. Statt der armen Verwandten und Geistlichen, die nicht jede Familie in Bereitschaft hatte, trat mancher reiche, weltliche Fremdling in den Dienst eines Cicisbeo, und der Ehemann hielt sich für etwanige Zurücksetzungen bei einer andern Gebieterin schadlos. Eine Frau ohne Cicisbeo ward verachtet, ein Mann als Cicisbeo seiner eigenen Gattin verlacht, ein schöner und vornehmer Cicisbeo brachte Ruhm und erregte Neid, und ein unverändertes Cicisbeat hieß Treue und Standhaftigkeit. So erzählt in dieser Hinsicht Lullin de Chateauvieux, daß er in Florenz der Leichenrede eines als Greis Verstorbenen zuhörte, in welcher unter andern Lobeserhebungen auch die funfzigjährige exemplarische Erfüllung seiner Pflichten als Cicisbeo aufgezählt wurde.

Das Cicisbeat besteht jetzt nirgends mehr in seiner vollen Macht und Ehre, und seine Ueberbleibsel, deren man die meisten und größten in Genua, Venedig, einigen andern lombardischen Städten und in Florenz antrifft, werden allmählig von einer weniger auffallenden Sittenlosigkeit verdrängt, besonders seit

dem Einflusse der Franzosen. Dennoch muß ich hier von den Satzungen des Cicisbeats mit einiger Ausführlichkeit sprechen.

In dem ersten Jahre nach ihrer Verheirathung oder bis zu ihrer ersten Niederkunft heißt die Ehefrau Novizia, und darf in der Begleitung ihres Gatten auf Konversazionen, Bällen und Schauspielen erscheinen. Nach dieser Periode wird ein Cicisbeo oder Cavaliere servente gewählt, der diese öffentlichen Dienstleistungen an des Eheherrn Stelle übernimmt. In der Wahl herrscht, nach den Umständen, bald der Geschmack der Frau, bald die Eifersucht des Mannes, bald gemeinschaftliche, uneigennützige Uebereinkunft, nicht selten ist auch schon im Ehekontrakte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Kavalier erscheint alle Morgen bei der Toilette seiner Dame, und sucht ihr beim Putzen behülflich zu sein, und sie zu unterhalten. Dann fragt er nach ihren Befehlen für die Anordnungen der Vergnügen des Tages, die er vorbereitet und auch ökonomisch besorgt, entweder aus eigener, oder aus ihrer Kasse, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Er führt sie zu jedem Besuche, und wo sie selbst Besuche empfängt, macht er die Honneurs. An seinem Arme lustwandelt sie im Korso, an seiner Seite sitzt sie in der Karosse, in der Konversazion und dem Schauspiele steht er hinter ihrem Stuhle. Nur zu der Mittagsmahlzeit und dem Schlafe überliefert er seine Dame dem Eheherrn, der ihm zu keiner Stunde den Eintritt in sein Haus erschweren darf.

Die Tugenden eines Cicisbeo sind, außer der gewandten Geselligkeit und Höflichkeit, blinder Gehorsam für die Befehle seiner Dame, ausschließliche Beschäftigung mit ihr, und die strengste Gleichgültigkeit gegen alle andere Frauen. Man mag sich also den Dienst eines Cicisbeo an und für sich keinesweges als angenehm und poetisch vorstellen. Vielmehr klagen die Kavaliere, mehr als Ehemänner, über Sklaverei und Launenmarter. Ein italienisches Sonett schildert witzig-treffend das ganze Wesen des Cicisbeates folgendermaaßen:

Femina di costume e di maniere
E d'esercizio sol maschio e di sesso,
Non marito, non celibe, mas pesso
L'uno e l'altro per genio e per mestiere:

Supplemento diurno, il cui dovere
E, di star sempre all' altrui moglie appresso,
Ed ha per patto e per costume espresso,
Nojarsi insieme le giornate intere:

Che legge, quando sa, cuce e ricama
E dieci ore del dì molle, indolente,
Serve or d'ombra or di corpo alla sua dama:

Quest' è lo strano indefinibil' ente,
Quell' anfibio animal, ch'oggi si chiama
Per tutta Italia Cavalier servente.

Ein Weib in seinen Sitten und Betragen,
Bloß männlichen Geschlechts an Regung, Bein und Leib,
Nicht ehelos, nicht Mann, und doch nicht ohne Weib,
Oft Beides aus Gewerb' und aus Behagen:

Verpflichtet, sich zu ganzen langen Tagen
Herumzudrehn um eines andern Weib,
Kraft Sitte und Vertrag ihr Zeitvertreib,
Das Joch der Langenweil' mit ihr zu tragen:

Er liest, dafern er's kann, näht, strickt am Rahme
Zehn Stunden lang des Tag's, der weiche, indolente,
Bald Schatten, bald Adonis seiner Dame.

So steht dies Zwitterthier an unserm Firmamente,
Ein räthselhaftes Wesen, und sein Name
Durch ganz Italien ist — Cavalier servente.

Es konnte nicht lange fehlen, daß der Cavalier sich für das schwere Joch seines Dienstes einen reellen Habedank zu erwerben strebte und das alte böse Sprichwort von der Gelegenheit sich im Cicisbeate geltend machte. Ein System privilegirter ehelicher Untreue sollte man es aber dessenungeachtet nicht nennen, weil diese ja keinesweges in der Einrichtung selber liegt, sondern in ihrem durch menschliche Schwachheit herbeigeführten Mißbrauche. Auch mag es schwer sein, in dem großen Kreise der Wirkungen und Rückwirkungen zu entscheiden, ob die Un-

moral des italienischen Familienlebens durch die Errichtung des Cicisbeates gefördert oder gehemmt ist. Wenigstens ist mit seinem Verfall die Sittenlosigkeit überall gestiegen.

Die Ehen der höhern Stände, von denen hier vorzugsweise die Rede ist, werden meistens durch Familiencontracte, ohne Zuziehung des Bräutigams und der Braut, die vielleicht ihres Alters halber noch keiner Stimme fähig sind, abgeschlossen. Selten stört eine Weigerung der Verlobten das eingeleitete Geschäft: denn der junge Mann lernt vor der Periode der Verheirathung die galanten Sitten genug kennen, um vor dem kurzen Noviziate in den Armen seiner Zukünftigen keine unüberwindliche Furcht zu haben: sie aber, überdrüßig des Klosterzwanges, oder, wenn sie auch diesem schon entwachsen ist, der zurückgezogenen Beschränkung im elterlichen Hause, will ihre Freiheit um jeden Preis erkaufen. Findet sie zu einem bestimmten Jahre keinen Bräutigam, so muß sie den Schleier nehmen. Seltner als in Deutschland, wo die Jungfrauen in vielfachen, geselligen Berührungen mit den Männern stehen, widerspricht eine heimliche Neigung und Verpflichtung dem elterlichen Willen, und wenn dies der Fall ist, so überredet eben auch wieder der tägliche Lauf der Dinge zu der Convenienzheirath. Solche Perspektive leitet nicht selten sogar zu der Wahl eines geduldigen, lebensmüden Eheherrn, und der Liebhaber wird entweder privilegirter oder heimlicher Cicisbeo. Sogenannte Mißheirathen aus Leidenschaft sind in Italien eben deswegen romantische Raritäten, und auch die freie Wahl der Frauen greift öfter nach Reichthum, Titelglanz und Karaktermilde, als daß sie einem urtheilslosen Herzenszuge folgte. Ueberhaupt läßt sich den Italienerinnen, bei aller Gluth der sinnlichen Leidenschaft, eine feste Bedachtsamkeit nicht absprechen, die sich nicht leicht von unüberwindlichen Augenblicken überraschen läßt. Ihre Liebe, sagt ein geistreicher Schriftsteller, ist weder Laune, noch Zeitvertreib, sondern ernsthaftes Bedürfniß. Gleich weit von der Denkungsart der Französinn entfernt, die in der gleichzeitigen Menge ihrer Anbeter, und der Deutschen, die in deren raschen Abwechselung einen Vorzug setzt, legt sie tiefes Gefühl in eine Angelegenheit, die jene nur als modische Kleinigkeit behandeln, bringt sie den größten Theil ihres Lebens zu, über Dinge zu raffiniren, worin jene nur flüchtigen Sinnengenuß, mit etwas Romanen-

jargon verziert, suchen. Man erstaunt über die Geläufigkeit, mit der sich selbst junge Mädchen über alles, was die Metaphysik der Liebe angeht, ausdrücken, und die Idee drängt sich auf, wie sehr sie sich von Kindheit auf damit beschäftigt haben müssen. Da die conventionellen Grenzen der weiblichen Delicatesse im Sprechen weiter hinausgesteckt sind, als bei uns, so legen ihnen die Sitten dabei weniger Zwang an. Eine Mutter, die man nach der Ursache der üblen Laune ihrer Tochter fragt, antwortet vielleicht: sie ist verliebt, und Liebe macht das große Thema aller gemischten Gesellschaften durch ganz Italien aus.

Dieser Karakter des schönen Geschlechtes und das willkührliche Nachspiel des gesetzlichen Cicisbeats bringt in Italien folgende Erscheinungen hervor. Das unverheirathete Mädchen ist streng bewacht, und wohl unterrichtet von allem, was es von männlicher Nachstellung zu befürchten hat. In größern Gesellschaften ist es schweigsam und zurückgezogen, in kleinern Kreisen aber offen, gesprächig, gegen das männliche Geschlecht selten verlegen und verträgt manchen Scherz, der bei uns beleidigt; nur darf er das Mädchen nicht besonders in Anspruch nehmen, und auf ein verstecktes Ziel hindeuten. Merkt dieß die Jungfrau, so wird sie große Augen machen und fragen: *Volete far l'amore meco?* Das heißt, ob man ein ernsthaftes Liebesverhältniß mit ihr anzuknüpfen gedenkt, was sie durch diese Frage eben einleiten will. Dazu wird aber gleich die Mutter, oder wenigstens eine Verwandte als Vermittlerin gezogen, welche die Geliebte bei etwanigen Zusammenkünften begleitet, und nach einigen Tagen in ihrem Namen die zweite Frage aufwirft: *Volete sposare la mia figlia?* Dieser Gang ist der ordentliche der italienischen Liebschaften vor der Ehe, der freilich aber auch seine Ausnahmen hat, die jedoch ebenfalls selten etwas mit Mondschein, Vergißmeinnicht und Schwindsucht zu schaffen haben.

In Florenz und Venedig habe ich die Macht des Cicisbeats, als gesellige Etikette der höhern Stände, am uneingeschränktesten angetroffen. Daher denn der begünstigte Liebhaber in diesen Städten ohne Privilegium nicht so oft gegen den Eheherrn, als gegen den eifersüchtigen Cicisbeo zu Felde ziehen muß. Denn dieser will entweder einem Fremdlinge nichts gönnen, was ihm verweigert wird, und ist in diesem Falle ein

Wächter der ehelichen Treue, oder er will sein Glück nicht theilen, und bewacht sein eigenes Gut.

In Rom ist nur so viel von dem Cicisbeat zu finden, daß die meisten Damen, öfter aus Bedürfniß als aus Mode, einen ihrer Anbeter beglücken, der wohl auch Cicisbeo oder Cavalier servente genannt wird. Die Eheverhältnisse geben diesem Pseudo-Cicisbeat seinen jedesmaligen Grad und Karakter, so daß der Cavalier entweder die anvertraute Dame am hellen Tage ausführt, oder daß sie ihn in der Dunkelheit einführt. Ist der Cavalier treu und — rüstig, so sollen die Römerinnen in der Regel sehr standhaft sein, und manche wechselt auch wohl des guten Rufes wegen nicht. Denn, da die Ehe nun einmal, als ein Titularwesen, ganz in den Hintergrund tritt, so gehen ihre gesammte Pflichten auf den Cavalier über, Treue, Vertrauen, Verschwiegenheit, und alle Gefälligkeiten und Opfer, welche die Umstände erfordern, aber auch alle Leidenschaften und Launen, welche Ehen unglücklich machen, quälen den ausdauernden Cavalier. Es ist nicht zu läugnen, daß auf diese Weise das Cicisbeat die Moral durch ein Surrogat ehelicher Treue unter den Italienerinnen aufrecht erhält, und eine Reformation der Sitten müßte mit der Ausrottung dieser Mode nicht anfangen, sondern vielmehr endigen. — Bis hierher haben wir in diesem Artikel einen sehr geistvollen Schriftsteller über Italien (Wilhelm Müller, in seinen: Rom, Römer und Römerinnen betitelten, höchst interessanten Briefen) selbst sprechen lassen, weil man das Wesen des Cicisbeates wohl nicht sachkundiger, ausführlicher und angenehmer schildern kann. Gottlob! daß die schlaffe Mode des Cicisbeates, mit allen ihren Formalitäten und Statuten nicht in Deutschland Wurzel gefaßt hat. Wo etwa bei einer deutschen Ehefrau das Bedürfniß ja auch ein Wort mitzusprechen hat, da fehlt bekanntlich, auch ohne deutsches Cicisbeat, der liebe Hausfreund nicht!

Coelibat.

Der ehelose Stand, besonders der Geistlichen. Die Gesetze des großen Stifters unsrer Religion haben den Lehrern derselben nicht eine Sitte vorgeschrieben, die dem allgemeinen Zwecke des Menschengeschlechtes so entgegen ist; da man aber schon in alten Zeiten die Enthaltsamkeit für ein Zeichen eines

höhern, geläuterten Geistes hielt, so wollten die Religionsprediger, die zugleich Tugendlehrer sein sollten und mußten, dem Volke auch hierdurch einen Beweis ihrer veredelten Seele geben, und so wurde das Cölibat sogar später durch päpstliches Gesetz in der katholischen Kirche eingeführt. Die Reformation stürzte bei ihren Anhängern auch diesen Mißbrauch, dessen physiologische und psychologische Folgen wir in den Artikeln: Hagestolz, Ehe betrachten werden.

Cul de Paris.

Schon die griechischen Schauspielerinnen verstanden, wie wir beim Athenaeus lesen, die Kunst, den Mangel der Theile, die wir hier meinen, durch Surrogate von Polstern zu ersetzen; sie fütterten ihre Hüften, wenn sie zu schmal waren, um eine schöne Ründung herauszubringen, grade wie es die Pariserinnen thaten, die vor etwa fünf und dreißig Jahren den weltberühmten Cul de Paris, in die Mode brachten. Jene Griechinnen und die Pariserinnen schätzten so gut als andere Kenner und Kennerinnen den großen Werth des Theils für die Schönheit der menschlichen Gestalt, den man ja halb ironisch, halb ernsthaft im Deutschen den Allerwerthesten Theil genannt hat, und wie gut eben das griechische Alterthum wußte, in welchem hohen Grade dieser Theil die Sinnlichkeit in Anspruch nähme — wie es von einem Volke nicht anders zu erwarten ist, daß jenem abscheulichen Laster, welches man nach ihm die griechische Liebe genannt hat, so sehr ausschweifend ergeben war — das sehen wir, außer durch die vielen Stellen bei griechischen komischen Dichtern, besonders an der Menge der Statüen, die ganz hauptsächlich gebildet scheinen, um die Norm, das Ideal dieses Theils den Liebhabern zu versinnlichen. Vorzüglich berühmt hat sich unter allen diesen Bildwerken jenes gemacht, das unter dem Namen der Venus Callypigos allgemein bekannt ist, ein Beiwort, das eigentlich geradeheraus ausdrückt, worauf es bei dieser Statüe ankommt. Eine Venus steigt aus dem Bade, und ist eben im Begriff, sich wieder zu verhüllen; dabei zeigt sie dem Beschauer in reitzend-gebogener Stellung denselben Theil, den Mephistopheles im Faust zeigt, als er nach Göthe's Ausdruck „eine unanständige Gebehrde" macht:

Ich bin ein Cavalier, wie alle Cavaliere;
Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut, —
Sieh' her, das ist das Wappen, das ich führe —
(„Er macht eine unanständige Gebehrde".)

Aber freilich welcher Unterschied zwischen dem Wappen eines Mephistopheles und den schön gewölbten Hemisphären einer Venus Callypigos! Viele antike Jünglingsstatüen und andre, die Hermaphroditen darstellen, zeigen auch ganz besonders die Absicht des Künstlers, den Theil *quaestionis* recht lockend und lüstig hervorzuheben. Kunstbewanderte wissen, daß vorzugsweise in der Skulptur aus dem Zeitalter Adrians diese sinnliche Tendenz recht vorwaltet. Wie sehr den Kenner aber auch die Schönheit jenes Theiles begeistern könne, davon hat der geistreich-ungezogene Piron eine Probe gegeben, der in seiner ungebundenen Sprache, die sich nicht zu geniren pflegt, in wilder Lust ausruft:

L'aimable C.. de Briseïs
N'a point de pareil ni de prix!
Plus rond qu'une boule d'ivoire —
Le croira qui le voudra croire.
J'en ai presque mes sens ravis
Mon coeur de joie en est épris
Et j'ai toujours dans ma mémoire
L'aimable C..!

Auffallend ist es, daß kein Thier, außer dem Menschen, ein wirkliches, gewölbtes, stark hervortretendes Hintertheil hat, so daß ein Theil, auf den wir uns, sollte man denken, nicht eben besonders viel zu Gute thun dürften, specifischer, auszeichnender Theil unsrer menschlichen Gattung ist. Ein bekannter, älterer Anatom hat den Zweck, das *cui bono* dieses Vorzugs mystisch-teleologisch auf eine höchst possierliche Weise so ausgedrückt: „der Mensch, sagt er, ist das einzige Thier, das sich bequem aufrecht sitzend hält, das einzige Geschöpf, das ein fleischigtes hervortretendes Hintertheil hat; dieses breitet sich, wie ein bequemes Kissen, unter ihm aus, wenn er sich setzt, damit, wenn er behaglich und ohne Anstrengung in dieser Stellung verharrt, er seine Seele um desto gelassener der Betrachtung der Gottheit hingeben könne"!

Eben weil dieser wunderliche Theil, der in andern Hinsichten doch so verrufen und so garstig ist, so sehr die Sinnlichkeit reitzt und fesselt, haben in allen europäischen Ländern — so viel derselben wir wenigstens gesehen haben — die öffentlichen Weiber der Freude die Manier, eben diesen Theil, den die verschämte Sittsamkeit bescheiden in den gehörigen Hintergrund zurückzieht, recht frech-lüstig zu präsentiren, und durch Bewegungen im Gange alle seine Formen recht anschaulich zu machen. Auf diese wahre Beobachtung haben die Italiener folgendes allerliebste Sprichwort gemacht, das wir unübersetzt hier anführen wollen.

Donna cui camminando il cul traballa
Se puttana non è, proverbio falla!

(Vergl. griechische Liebe, Hüfte.)

D.

Defloration.

S. Entjungferung.

Diablotin.

S. Aphrodisiaca.

Dirne.

Eine der Bezeichnungen für ein junges Individuum des weiblichen Geschlechtes. Dies Wort theilt mit dem französischen, ganz gleichbedeutenden Worte: *Fille* jene beiden Schattirungen, daß man Beide, um ein junges, unschuldiges Mädchen zu bezeichnen, wie z. B.

Blitz! wie die wackern Dirnen schreiten —

Göthe.

Beide aber auch, ganz im Gegensatz, von einer verworfenen, lüderlichen Weibsperson braucht.

Der Eine
Hofft eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.

Göthe.

Je nach diesen beiden Bedeutungen werden wir in den Artikeln: Mädchen und Freudenmädchen auf die Dirnen zurückkommen.

E.

Ehe.

Wir haben bereits in den Abhandlungen: Befruchtung, Begattung, Beischlaf die physiologischen und naturhistorischen Verhältnisse der Ehe besprochen, und es bleibt uns, bevor wir die Ehe vom Gesichtspunkte des öffentlichen Gesundheitswohles aus betrachten, nur noch die eine physiologische Frage hier etwas genauer zu untersuchen, die für die Ehe so hochwichtig ist: „Wie oft darf sich der Mensch den Geschlechtsgenuß erlauben, ohne davon Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten"?

Wir haben bereits im Artikel: Beischlaf erwähnt, daß diese Frage nicht allgemein beantwortet werden könne, daß sie vielmehr sich nach den Individualitäten der verschiedenen Menschen verschieden lösen lassen müsse. Man muß also bei der Untersuchung zuerst die Geschlechter, und dann noch verschiedene andre gleich zu erwähnende Verhältnisse von einander unterscheiden. Wie oft also kann erstens der Mann, ohne Nachtheil für seinen Körper, seine Gattin umarmen? Die Natur braucht eine lange Zeit, um im Körper des Mannes nach einem Beischlafe auf's Neue fruchtbaren Saamen zu bereiten. In vier und zwanzig Stunden ist wohl in den Saamenbläschen wieder eine Flüssigkeit angehäuft, welche schon wieder neu zur Umarmung aufreitzen kann, allein um diese Flüssigkeit zu einer kräftigen, fruchtbaren auszubilden, dazu braucht die Natur wenigstens drei bis vier Tage Zeit. Und so wird man denn daran erinnert, was schon Luther gesagt hat:

Der Wochen zwier,
Schadet weder mir noch dir:
Thut des Jahres Hundert und Vier.

Doch muß man nicht übersehen, daß Luther eben so stark und kräftig an Körper, als er es am Geist war; ja, man sagt, es sei auch noch sein Sprüchlein gewesen:

si nolit uxor, veniat ancilla,
Versagt's die Frau, so kommt die Magd —

und da mag Luthern das eine Lebensregel gewesen sein, was für Viele der jetzigen Generation schon sehr undiätetisch sein würde.

Wenn etwas Allgemeineres auf unsre Frage geantwortet werden sollte, so würde man wohl noch immer bei dem stehen bleiben müssen, was der berühmte alte Arzt Celsus schon gesagt hat: *Concubitus neque nimis concupiscendus, neque nimis pertimescendus est. Rarus corpus excitat, frequens solvit. Cum autem frequens non numero sit, sed natura, ratione aetatis et corporis, scire licet, eum non inutilem esse, quem corporis neque langor, neque dolor sequitur.* „Man muß den Beischlaf nicht zu häufig verlangen, noch auch sich zu sehr vor ihm scheuen. Selten ausgeübt, regt er den Körper an und kräftigt, zu oft, zerstört er ihn. Man muß indeß bedenken, daß das zu Häufig sich nicht nach einer Zahl, sondern nach der Beschaffenheit, dem Temperament und dem Alter richtet, und so wird der Beischlaf nicht schädlich sein, wenn ihm weder Ermattung, noch Schmerz folgt".

Nach diesen Verhältnissen wollen wir nun unsre Frage untersuchen, und darin einem erfahrnen, physiologischen Schriftsteller folgen. Erstens also: das Lebensalter des Mannes. Jünglinge, die erst seit Kurzem zur Sinnlichkeit erwacht sind, denen der Geschlechtsgenuß neu ist, in denen der Bildungstrieb so eben die Geschlechtsorgane vorzugsweise vollendet, vermögen zwar außerordentlich viel, und fühlen sich unmittelbar nach dem Beischlafe weder geschwächt, noch befriedigt, vielmehr läßt sie der immer prickelnde Reitz der Organe und die aufgeregte Phantasie stets wiederholte Umarmungen wünschen. Allein grade sie zerstört die Befriedigung dieses in ihnen so gewaltsamen Triebes am meisten und sichersten. Die Kraft, die sie vergeuden, würde vor allem zur Ausbildung ihres Gehirns verwendet worden sein; sie machen sich zu willenlosen, karakterlosen Schwächlingen, die zu jedem, anhaltende Anstrengung fordernden, Geschäfte unbrauchbar werden, die immer im Halbtraume umherwanken, und höchstens in seltenem Aufblinken des entehrten Geistes die Ruinen dessen ahnen lassen, was

sie hätten werden können. Sie bedürfen dieses verschwendeten Saamens zur Vollendung ihrer Körperstärke, ihres Wachsthums, das nun halb fertig stehen bleibt und den jungen Greis mit frühem Siechthum bestraft. Sie schwächen besonders ihre Verdauungskraft, und indem sie viel mehr consumiren, als sie sollten, verderben sie die Quellen, aus welchen Ersatz der verwendeten Kräfte zufließen könnte. Wehe dem Jüngling, der in die Netze eines buhlerischen Weibes fällt! Dreimal wehe dem frühen Selbstschänder!

Erst wenn der Körper sein Wachsthum gänzlich vollendet hat, vom 24sten Jahre an bis gegen das vierzigste hin, ist der Mann in seiner größten Kraft, und die Natur, die nicht mehr so wie im jüngeren Menschen ausschließlich und angelegentlich das Zeugungssystem bildet, wird zwar eher befriediget, weil eben der Zufluß der Säfte dahin weniger stark ist, verträgt aber auch wohl einmal eine ungewöhnliche Anstrengung ohne Nachtheil.

Hat der Jüngling nicht die Frucht in der Knospe zerstört, so wird sich der Vierziger gewiß noch nicht über Mangel an Kraft beklagen, und zwar ohne die bunte Schwelgerei der Phantasie, doch immer noch mit aller männlichen Stärke das Geschenk Aphroditens eher als Stärkungs-, denn als Schwächungsmittel brauchen.

In den funfziger Jahren befiehlt das allmählig absteigende Leben, selbst dem robustesten, weise Mäßigung und seltne Genüsse solcher Freuden, die mehr Gewohnheit, als Bedürfniß sind, bei welchen die Erinnerung mehr werth ist, als die Gegenwart. Mäßigkeit mag noch lange ins späte Alter hinaus die Kraft erhalten, die selbst den Greis verjüngt und manchen schönen, lauen Frühlingstag mit sparsamen, doch erfreuenden Blüthen in den Winter des Lebens einflicht. Allein ungemäßigter Genuß im Alter befördert das Ende der Kraft und des Lebens. Greise werden durch mäßigen Beischlaf mit jungen Mädchen gestärkt, vorausgesetzt, daß sie das Lager des alten Tithon mehrere Stunden lang theilen, mit einer Umarmung zufrieden und mit dem Anschmiegen des nackten, jugendlichen Körpers an den trocknen, alten nicht karg sind. Es giebt keinen wirksameren Magnetismus, als diesen, wie wir schon aus Davids Exempel lernen können; die Ausdünstung der Jugend ist das beste Stärkungsbad für den welkenden

Greis, und sonderbar, die Mädchen fühlen sich durch solche Dienste eben so entkräftet, als die alten Herren sich verjüngt fühlen. Man kennt das Raffinement der alten Sünder zu Paris, und das System, zu welchem sie ihr Restaurationsgeschäft ausgebildet hatten. Alte Kupplerinnen machten sichs zum Geschäft, junge, gesunde Landmädchen als Sunamitinnen zu verbrauchen, und es war förmlich berechnet, wie lange sie dies aushielten.

Die Lebensweise des Mannes. Hier sind Unterabtheilungen nöthig, denn die Lebensweise bezieht sich

1) auf die Beschäftigung. Der Mensch beschäftigt entweder den Körper mehr als den Geist, oder den Geist mehr als den Körper, oder beide gleich, oder beide gar nicht. Im ersteren Falle, wenn der Körper durch Arbeit ermüdet wird, meldet sich der Geschlechtsreitz selten, aber kräftig; auf den Genuß folgt unmittelbar Schläfrigkeit, Schlaf; der ermüdete Körper erholt sich, aber der Morgenstrahl weckt ihn nicht zu Spielen der Liebe, sondern zu neuer Arbeit. Die Phantasie hat dabei zu sonderlichen Schwelgereien weder Muße, noch Aufregung, und der von Staub und Schweiß bedeckte Körper der Schönen reitzt eben auch nicht zu etwas mehr, als zur Stillung des natürlichen Appetits. Darum erzielt der Landmann bei seltenem Beischlaf kräftige Kinder, und wenn er sich im Winter der Lust überläßt, so ist diese doch mehr eine Arbeit andrer Art, als eine Schwelgerei der Phantasie, wird während der sonstigen Ruhe eher vertragen, und äußert sich viel zu grob und unzart, als daß sie Flammen entzünden sollte, die die sich weigernden Kräfte verzehren. — Erzieher, wollt ihr die Jünglinge bewahren, deren brennende Phantasie ihr Gefäß zu verderben droht? Ermüdet ihren Körper durch Arbeit! Sie ist das wahre Gegengift gegen den Reitz, den ihr fürchtet.

Ganz anders mit dem Manne, der mit geistigeu Arbeiten sich ermüdet, dessen Nervensystem allein thätig ist und sich anstrengt, während die Muskeln ruhn, der mit sitzendem Körper, besonders auf einem warmen, weichen Stuhle, lesend oder schreibend, in Ideen sich beschäftigt. Das Capital seiner Kräfte wird viel stärker angegriffen, als das des Tagelöhners, der überdies oft viel sorgenfreier lebt, als er, oft wenigstens eben so gute Mittel zur Restauration seiner Kräfte hat. Daher kommt es auch, daß Gelehrte, wie überhaupt Leute, bei

denen die Gehirnthätigkeit sehr hoch steht, also auch talentvolle Männer, die in den Künsten Epoche machen, und dergleichen nicht eben besondere Eheleute, wenigstens in der Regel nicht sind, weshalb man auch in allem Ernste die Frage aufgeworfen hat: ob sich solche Männer verheirathen sollen? (S. unten) Eine spanische Dame verklagte ihren Mann vor der Tribüne in Madrid folgendermaßen: *Mi marido es grand musico, buen escrivano, singular contador — salvo que no multiplica.* „Mein Mann ist ein großer Musikus, guter Schriftsteller, ausgezeichneter Mahler — aber er multiplicirt nicht gut"! — Kopfarbeiten bereiten nicht so erquickenden Schlaf, aber eine Unruhe im Nervensystem, die zur unzeitigen Wollust reizt. Der Mann am Schreibtisch sei mäßig!

Wer Geist und Körper in immer gleicher Thätigkeit erhält, und den einen wie den andern braucht, je nach seinen Kräften, der ist, wo nicht im Besitz, doch auf dem Wege zum Besitz der größten Kraftfülle, welche ihm nach seiner individuellen Anlage zu erreichen möglich ist. Dies äußert sich auch in der Energie seines Zeugungstriebs, der wohl wärmer und thätiger, als beim Bauer, doch nicht so unruhig und rastlos, als beim Stubensitzer, auf alle Fälle aber für ihn weniger erschöpfend ist. Die vollkommensten Menschen in allem sind, die bei gebildetem Geiste ihren Körper zu brauchen nicht scheuen, vertraut mit der freien Luft, an keine Diät ängstlich gebunden, frei von Sorgen sich nie bis zur Erschöpfung anstrengen, doch nie zum Scherz machen, was von ernster Natur ist.

Was soll ich endlich vom Müßiggänger sagen, dessen Geist eben so ruht, wie sein Körper? der zu gar nichts taugt, als zum Essen und Trinken? Nun, wenn er noch für die Weiber taugt, so nutzt er doch etwas, und sollte er sich sogar über Gebühr anstrengen, so wäre das immer besser, als wenn ein nützlicher Mensch durch Uebermaaß Schaden litte!

2) Auf die Nahrungsmittel bezieht sich der Unterschied in der Lebensweise des Menschen. Wer so dürftig und kärglich ernährt wird, daß ihm Sättigung fehlt, der wird ohnehin nicht in der Liebe excediren; der Hunger ist am Ende doch der größte Tugendmeister, der mehr ausrichtet, als alles Predigen der Moralisten. Anders ist der Fall, wenn zwar die Nahrungsmittel nicht in Quantität fehlen, aber von geringer Qua-

lität sind. Die vegetabilische Kost des Armen, die Kartoffeln, die er genießt, das Wasser oder Dünnbier, das er trinkt, raubt ihm nicht den Geschlechtsreitz, im Gegentheil, die blähende Eigenschaft der Vegetabilien reitzt zum Beischlaf. Allein wenn er sich über Gebühr anstrengt, erschöpft er sich freilich eher, als ein andrer, der guten alten Wein trinkt und nichts als Fleischkost genießt. So lange der letztere nur nicht so ausschweift, daß die Eßlust und Verdauungskraft geschwächt werden, so lange hält er ziemliche Anstrengungen ohne Schaden aus, denn er ersetzt von der einen Seite schnell wieder, was er von der andern verliert.

Sine Cerere et Baccho friget Venus
Ohne Brod und Wein ist Venus frostig

hat schon Terenz sehr treffend gesagt, und so erbauen denn auch Ceres und Bachus der Venus Heiligthümer und die ihr gebrachten Opfer werden von den ersten Göttern wieder ersetzt.

3) Der Grad der geistigen Cultur bestimmt den Hauptunterschied unter den Menschen, der auch auf Geschlechtsvermögen und dessen Stärke sehr großen Einfluß äußert. Der rohe Mensch, sei er auch noch so sinnlich, ist unfähig zu raffinirten Genüssen, und keine Phantasie zehrt die Kraft seines Hirns weg. Er sucht und findet thierische Vergnügungen, deren ekelhafte Schattenseite nach gestillter Lust stark genug hervortritt, um ihn, der nicht gewohnt ist, durch den Willen seiner Sinnlichkeit zu gebieten, von einem schädlichen Uebermaaß abzuhalten. Blos die Ambition der Lüderlichkeit kann ihn allenfalls antreiben, über die Schranken zu springen — vielleicht verliert sie sich jetzt unter uns, seitdem die deutsche Nation Ursache zur Ambition andrer Art hat. — Es gab nämlich eine Zeit, wo ganze Stände, deren Seele die Ehre ist, keine Gelegenheit hatten, ihre Stärke anders zu üben, als an Flaschen und H—, und wo unter ihnen der einen bedeutenden Grad von Achtung zu erlangen sicher war, der sich im Bestürmen beider ganz vorzüglich auszeichnete. — Ohne Scherz, es giebt für Jünglinge kaum eine größere Gefahr, als den falschen Ehrgeitz, unter den Herren Kameraden für einen ganz besonders großen Helden in allen Thaten der Unehre zu gelten; vernünftige Vorgesetzte vermögen allein,

durch Beispiel und Spott, ihm ein Ziel zu setzen. Wehe dem Corps, es sei ein Regiment oder eine Universität, wo diese selbst nicht rein sind, oder sich darum nicht kümmern!

Immer indeß zerstört sich der rohe Mensch seltner durch Wollust, als der gebildete, auch ist der Schade geringer. Wer eine lebendige Phantasie hat, fällt viel tiefer. Denn er mißbraucht viel höhere, ihrer Natur nach einem edlen Ziel zugekehrte Kräfte; seine Mittel, zu sündigen, sind größer, und dabei quält ihn in den Pausen des Nüchternwerdens das vernichtende Bewußtsein, daß er gesunken ist, daß er unwerth seiner selbst, seine Blüthen zerstört hat, und auf die Achtung derer, zu denen er einst in den Jünglingsträumen einer besseren Zeit zu gehören wünschte, Verzicht thun muß. Neuer Sinnenrausch soll diese inneren Stimmen betäuben, und so geht jeder Schatten sittlicher Kraft zugleich mit der physischen reißend schnell zu Grunde. Den Mangel der letzteren ersetzen künstliche, oft seltsam raffinirte Genüsse zum Schein,

> und ein Gefolg von Lüsten
> begleitet sie ins Grab.

Das Temperament des Mannes. Hier findet sich ein außerordentlicher Unterschied; nicht Größe und Stärke des Wuchses, nicht größere Ausbildung der äußeren Geschlechtsorgane, nicht größere Muskelkraft, sondern wahrscheinlich allein innere Anlagen des Nervensystems bestimmen dieß, und was dem einen nicht nur leicht, sondern Bedürfniß ist, das würde vielen Tausenden völlig unmöglich sein. So erzählt man von einem Soldaten der Berliner Garnison, der auf Klage seiner Frau wegen Unmäßigkeit gerichtlich versprechen mußte, ihr in einer Nacht nicht mehr als drei Zumuthungen zu machen, und der gleich darauf umkehrte und fragte, ob er nicht das Versäumte nachholen dürfe, wenn er auf Wache oder Commando gewesen. So soll ein 93jähriger Greis seiner 48jährigen Gattin drei Jahre nach einander alle Nächte dreimal den Beweis seiner ungeschwächten Kraft gegeben haben. So rühmt sich der Kaiser Proculus, in vierzehn Tagen hundert gefangene sarmatische Jungfrauen in Frauen verwandelt zu haben; (ob mit Hülfe seines Generalstaabs, davon schweigt er). So finden sich in allen Strafanstalten Verbrecher aus Sinnlichkeit, die einen unmäßigen Trieb zu ihrer einzigen Entschuldigung ange-

ben, und die oft dürftig, mager, schwächlich und klein genug sind. — Ein Schubkärner, der in Dr. mit einem lüderlichen Weibe lebte, übernachtete in M. bei einem Weibe derselben Qualität; des Morgens fuhr er seinen Karren weiter, begegnete einem allein gehenden zehnjährigen Mädchen, und mißhandelte sie. Er erhing sich im Gefängniß in der Wuth, in welche ihn die Unmöglichkeit, sich Weiber zu verschaffen, versetzte. Der Mensch war klein und mager; er konnte nie still stehen, sondern wankte unaufhörlich mit den Schenkeln; sein Nacken war sehr breit.

Mancher hält für Temperament, was weiter nichts als Gewohnheit ist. Wer sich Geschlechtsgenuß verschafft hat, fühlt einen oder ein paar Tage nachher das dringendste Verlangen zur Wiederholung; überwindet er es, so plagt es ihn noch ein paarmal vielleicht, dann schweigt es endlich, wofern nicht ungewöhnliche Reitzungen es wieder wecken. Ein reiner Jüngling voll Kraft entbehrt die Weiber ohne Beschwerde; ist er eine Weile verheirathet gewesen, und an öfteren Beischlaf gewöhnt, so wird ihm eintretende Entbehrung von einigen Wochen kaum möglich, und bei wieder erneuerter Gelegenheit hat er alle Mühe sich in den Schranken der Mäßigung zu erhalten. So macht die Gewohnheit denselben Menschen bald mäßig, bald unmäßig, und erleichtert bald der Vernunft ihren Kampf, bald erschwert sie ihn.

Nichts kommt wohl wesentlicher in Betracht beim Geschlechtsgenuß des Mannes, als der Gegenstand, mit dem er ihn genießt. Ekelt ihn dieser an nach dem Genuß, so wird er nie mehr thun, als was nothwendig war. Allein zieht ihn unwiderstehliche Liebe an, wird sie erwiedert, wird alles Ekle an der Sache versteckt, und das Schöne herausgehoben, genießt er frische Reitze der Jugend, begegnet er einer schönen Seele im schönen Körper, unterhält ihn Witz, Munterkeit, flieht die Grazie nicht vom Bett Erycinens mit dem gelösten Gürtel, so leistet er freilich mehr, und er mag wohl das Höchste, was die Natur den Sinnen beut, einmal mit ein wenig Ermattung bezahlen; es wird ihm wenig schaden, wenn er nur nicht die Gegenstände seiner Genüsse oft wechselt, denn bald verliert den Reiz der Neuheit, was ihn in den höchsten Taumel des Entzückens brachte, und dieselbe Rose bleibt zwar eine liebliche Blume, die den immer erfreut, der ihren Werth

versteht, allein die Phantasie löscht ihre Zauberlaterne aus, wenn nichts mehr zu errathen ist. Nur der ewige Wechsel im Gegenstand der Genüsse erschöpft; immer neue, immer andre Reitze, sollten sie auch viel schlechter sein, als die gewohnten, spornen zu immer größeren Anstrengungen, und mit dem Ende der Kraft erst wird dem Lüstling der Salomonische Ausspruch lebendig: „es ist alles eitel"! Und an diese Erfahrungen knüpft sich dann nun auch die physiologische Nothwendigkeit der Ehen, die Liebe knüpfte, und Liebe erhält, und die allein das moralische, und das naturgemäße Ideal der Ehe versinnlichen und erfüllen. (S. Begattung, Beischlaf.)

Wenn andre Leidenschaften das Herz bewegen, wenn Kummer und Sorgen niederdrücken, die man auf einen Augenblick gern vergessen, übertäuben möchte, da ist der Beischlaf ein zerstörendes Hülfsmittel. Die alle Kraft raubenden, niederdrückenden Leidenschaften, zehren am Mark des Seins und nun nach Nervenerschütterungen, die mit Säfteverlust verbunden sind! Entweder es sei das Herz ruhig, und lasse keiner andern Empfindung Raum, als der Liebe, die jetzt der Sinnlichkeit ihre Rosen bieten soll, oder es sei von der Freude bewegt. Für den Glücklichen ist die Lust!

Aber wahnsinnig ist der zu nennen, der mit schon gebrochener Gesundheit, der krank und siech, uud der wenigen Kräfte, die ihm zum Ueberstehn seiner Leiden höchst nothwendig sind, bedürftig, sich noch den Beischlaf erlaubt. Und so sehn wir besonders drei Arten von Kranken handeln, diejenigen nicht zu rechnen, deren Krankheit geradezu von Geilheit als Symptom begleitet ist, wie Aussätzige, von tollen Hunden gebissene und einige andre. Gichtbrüchige, Schwindsüchtige und Hypochondristen sind es vorzüglich, die ihre Uebel durch Wollust verschlimmern. Gicht sowohl als Hypochondrie entsteht gewöhnlich durch den Mißbrauch des Beischlafs; natürlich werden beide Uebel geradezu verschlimmert. Außer ihren Paroxysmen aber, wenn der Mensch ein vorübergehendes Wohlbefinden genießt, sei er auf seiner Hut, und denke, was ihm bevorsteht, wenn er das strenge Gesetz der Mäßigung aus dem Auge verliert. Ganz soll er nicht fasten, er müßte sonst auf diese Freuden völlig Verzicht thun, da die Harpyjen, die ihn ergriffen haben, ihr Opfer selten vor dem Tode los lassen, und ihm doch eine vieljährige Dauer gönnen.

Aber mäßig soll er sein, und wissen, daß er der Strafe nicht entgeht, wenn er dies Gebot übertritt.

Und was soll der Schwindsüchtige thun? Er lebt so heiter, täuscht sich mit dem Gefühl von Kräften, glaubt nicht, daß sein Haupt schon den Ungöttern geweiht ist. Er mag gar zu gern froh sein, und sich des aufflackernden Flämmchens erfreun. In den Spielen Aphroditens fühlt er keine Schwäche, und gerade das tröstet ihn über seinen Zustand. Giebt er Geschöpfen das Dasein, so ist es ein elendes, für welches sie ihm keinen Dank sagen können, denn ehe sie sprechen, ist er, ehe sie denken, sind sie selbst dahin. Das Schlimmste ist, daß er seine Geliebte mit der eignen Krankheit ansteckt, denn, was ihn selbst betrifft, so ists wahrhaftig eine große Frage, ob es besser sei, daß er sein unvermeidliches Schicksal mit Rosen bedecke, und genießend den Kelch schneller leere, oder daß er durch Kasteien und Entbehren ein der Parze schon verfallenen Dasein eine Weile länger hinausdehne. So muß er denn entbehren, nicht um seiner selbst willen, denn er kann nun nichts mehr verlieren — sondern um andrer willen, die durch seinen Genuß um ihre Gesundheit kommen.

Schwelger, die schon entnervt der Rückendarre zueilen, die endlich den Genuß unmöglich macht, pflegen sich oft mit dem Gefühl großer Kraft zu täuschen, da alle Säfte dahin gehen, wo sie ihnen den größten Abfluß verschaffen, und ein wenig prickelnder Reitz zu beweisen scheint, daß die gemißbrauchten Organe statt eines milden Safts, Schärfe absondern. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß für diese kein Heil ist, als allein in der Enthaltsamkeit, zu welcher sie nicht plötzlich, sondern allmählig sich gewöhnen müssen, wenn sie nicht der Sünde Sold empfangen wollen.

Einer Abscheulichkeit mag hier noch beiläufig Erwähnung geschehen, die schon viele Tausende elend gemacht, besonders viel unglückliche junge Mädchen um Leben, Glück, Ehre und Selbstachtung gebracht hat; der, daß der Satan aus der Hölle den Glauben unter Wüstlingen aller Stände verbreitet hat, wer von gewissen Krankheiten frisch angesteckt sei, der werde sie los, wenn er ein Weib, das ganz rein sei, genieße. Geld und Lockung verhelfen dann nicht selten zur Ausübung eines infamen Bubenstücks, das nicht nur dem schändlichen Verbrecher nichts hilft, vielmehr um so ärger

schadet, je stärker die Anstrengung ist, welche die Entzündung vermehrt, sondern das ein armes, mit seinem Unglück unbekanntes, Hülfe versäumendes, mit allen herzzerreißenden Leidenschaften und der Vergiftung zugleich in den Kampf gegebenes Mädchen elend macht. Und das Gesetz hat keine Donner gegen solchen Frevel!

So ist denn, wie wir gesehen haben, ein andres Gesetz geschrieben für den gesunden, jungen, fröhlichen Mann, der gut ißt und trinkt, und ein andres für den Darbenden, von Sorgen gedrückten, kränklichen, alternden, ein andres für den unbesonnenen, rohen, und ein andres für den, dessen geistige Kraft durch mancherlei Anstrengungen und Leidenschaften erschöpft wird, ein andres für den glücklichen Besitzer eines geliebten Weibes, ein andres für den, der mit dem Geschlecht im Weibe vorlieb nehmen muß, ein andres für den, der durch Temperament und Gewohnheit fortgezogen wird, ein andres für den, dessen Phantasie die widerstrebenden Sinne aufreizt.

Für das Weib gilt im Ganzen, was für den Mann gilt, doch mit sehr großen Modificationen. Ihr giebt die Geschlechtsbestimmung den Karakter, dem Mann nicht. Für ihn ist es eine große Nebensache, daß er auch seines gleichen zeugen kann; seine ganze Thätigkeit, seine Bestimmung hat eine andre Richtung. Dagegen ist das Leben der Frau von ihrer Geschlechtsbestimmung abhängig, sie ist um des Geschlechts willen da. Während, bemerkt der höchst geistreiche Physiolog, mit dessen Worten wir hier reden, während beim Manne die Geschlechtsorgane nur neben dem Organismus angebaut sind, machen sie den Mittelpunkt des weiblichen Körpers aus, dessen ganzer Bau auf die Bestimmung zur Gattin und Mutter hindeutet. Das psychische verhält sich, wie das physische; die Frau kann nicht selbstständig leben; sie muß sich an Wesen außer ihr, an Gatten, Söhne, Freunde anhängen; unglücklich und zwecklos fühlt sie ihr Dasein, wenn sie allein steht.

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden.

Schiller.

Gleichwohl fühlt sie das Bedürfniß des Beischlafs viel weniger als der Mann. Selbst in der Jugend, wenn der Trieb erwacht, den der Jüngling selten vollkommen bändigen kann,

leidet sie viel weniger im Kampf mit dem sinnlichen Gelüsten, das bei ihr mehr die Gestalt der Neugier als des Bedürfnisses annimmt. Nur wenn sie sich an einen Mann herzlich anschmiegen kann, dann ist es ihr unmöglich, ihm nicht gern und willig alles zu geben, was sie geben kann, mehr weil sie ihn dadurch fest an sich zu fesseln denkt, oder auch aus Eifersucht, als aus eigentlicher Wollust. Diese wird erst in der reifen Frau, nach dem vier und zwanzigsten Jahre, gewaltiger, wenigstens in der Regel. Doch nur in wenigen, ihrem eignen Geschlecht verächtlichen, unweiblichen Messalinen erreicht sie die Heftigkeit, die dem Mann ganz gewöhnlich ist. Die Männer sind sinnlicher, weit sinnlicher, als die Frauen. Diese verlangen wohl nach Liebe und Genuß, sehen aber nicht in jedem hübschen Manne gleich das Mittel ihrer Befriedigung, wie der Mann kein halbweg hübsches Weib sieht, ohne seine Sinnlichkeit zu fühlen, sondern sie weichen erst der Aufforderung, die sie für Liebe nehmen. Das Weib verlangt Liebhaber, d. i. Männer, an die es sich anschließen, auf die es sich verlassen, deren Anhänglichkeit, Freundschaft, Partheilichkeit für sich es gewiß sein kann. Für diesen Preis ergiebt sie sich, denn sie meint, dies sichre ihr des Mannes Herz. Und der Mann sucht nichts als ihr Geschlecht. Die Natur hat jedem männlichen Thiere geboten, daß es sein Weibchen suche, dem weiblichen, daß es sich finden lasse. Darin steht die Frau allen andern weiblichen Thieren voraus, daß sie immer geschlechtsfähig ist, bis auf wenige Pausen, die ihr die Natur vorschreibt, auch immer dasselbe beim Beischlaf empfindet, wenn das Thier ihn nur periodisch zuläßt, und ihn verabscheut außer diesen Perioden. Dadurch aber ist ihr ein Mittel gegeben, sich bei größerem Geschlechtstriebe doch in sittlicher Würde zu erhalten, daß sie den Mann nach dem Genuß mehr liebt, als vorher, und ihn wie ihr Eigenthum zu bewahren sucht, während das thierische Weib ihn nachher nicht mehr kennt, und auch der Mann das genossene Weib minder achtet, als welches er nicht genoß, hierin die Erwartung des Weibes durchaus nicht erfüllend.

Man hat zwar tausendmal gesagt, die Frau sei sinnlicher als der Mann, und die Wollust sei ihr größeres Bedürfniß. Das ist wahr und nicht wahr. Wahr, wenn man meint, der Mann könne wohl allenfalls ohne Weib und Geschlechtslust

männlich leben und wirken, und sie sei in ihm Nebensache, die er am Ende ganz niederkämpfen könne, ohne an seinem Werthe zu verlieren; das Weib hingegen könne nicht weiblich leben und wirken ohne Mann, und die Geschlechtslust sei für sie Hauptsache, ohne welches sie den Inhalt ihres Lebens verfehle. Unwahr, wie wir schon eben behauptet haben, wenn man meint, die sinnliche Gier der Frau sei mächtiger, als die des Mannes, und sie rechne den Beischlaf eben so zu den unmittelbaren Lebensnothwendigkeiten, wie er gewöhnlich thut. Sie will nur erobern, an sich fesseln, gefallen; er will nur eine angenehme Stunde verscherzen. Er also, er ist das Thier, und sie der Mensch im Genusse.

Eine andere Frage ist: welcher von Beiden empfindet im Genuß höhere Wollust? Dies mag wohl gänzlich individuell sein, und wie ein Mann vor dem andern lebhafter fühlt, auch derselbe zu einer Zeit viel lebhafter fühlt, als zu einer andern, so auch die Frau; da kann es denn manche Weiber geben, die viel mehr empfinden, als kalte Männer, und wieder viel Männer, die lebhafter gereitzt werden, als andere Frauen. Allein mit dieser Beantwortung ist die Neugierde nicht zufrieden gewesen, und da die Frage nur durch den entschieden werden kann, der zugleich Mann und Weib gewesen ist, weil jedem andern die Erfahrung hierin nothwendig abgeht, so haben sich die Götter einmal den Spaß gemacht, einen ausdrücklich deswegen die Doppelrolle durchspielen zu lassen. Dies war Tiresias, ein gescheuter Mann und Prophet, der aber Zeus und Hera damit erzürnte, daß er ein Paar Schlangen in der Begattung tödtete. Er wurde hierauf auf der Stelle in ein Weib verwandelt, und nach geraumer Zeit, in welcher er alles, was Weibern möglich ist, erfahren hatte, wieder zurückverwandelt. Er entschied für das Weib; sie empfinde mehr Lust als der Mann.

Tiresias dixit, tres uncias habere virum auri, et novem feminam.
Fulgent.

Tiresias hat ausgesagt, der Mann habe drei Unzen Goldes, die Frau aber neun.

Darüber wurde Juno böse, und bestrafte ihn mit Blindheit.

Wem soll ein physiologischer Tiresias nun aber seine Stimme geben? Im Manne sind die Geschlechtsnerven nicht

so entwickelt und ausgebreitet, als im Weibe, welches viel größere und stärkere Geschlechtsnerven hat; aber der Mann hat dafür ein viel lebhafteres Gefühlsvermögen. Folglich scheint das Wollustgefühl intensiv größer im Mann zu sein, extensiv im Weibe. Aber beide empfinden anders, und ein Gradmesser ist nicht zu gebrauchen, weil überhaupt nicht ein Unterschied des Grades statt findet, sondern der Art. Aber das lehrt die Erfahrung mit Gewißheit, daß das Uebermaaß, die Unmäßigkeit im Genuß dem Weibe viel weniger schade, als dem Manne. Hat sie sich einmal hingegeben, so würde sie es gar nicht übel nehmen, wenn das Spiel die ganze Nacht durch fortdauerte, und manche Wiederholungen am Tage sich noch überdies gefallen lassen. Das ermüdet sie gar wenig, und die unerfahrne wundert sich, warum der Mann viel eher aufzuhören Lust hat, als sie. Nur großes Uebermaaß wird zuweilen mit Blutabgang, ja endlich mit dem Tode bestraft. (Vgl. Nacht.)

In der Regel fühlt sich das Weib durch den Beischlaf nicht erschöpft. Der Mann wird elend durch öftere Wiederholung, und wir sehen alle Tage Dirnen, die beim lüderlichsten Leben dick und fett werden. Diese führt das Schicksal auf eine andere Art zum Tode; das ewige Reitzen der Geschlechtstheile erschlafft endlich den Mastdarm so gänzlich, daß er endlich alle Contractilität verliert; ein unstillbarer Durchfall entsteht, und der gemißbrauchte Körper hört zu leben auf. Wiederholter Genuß hindert beim Weibe die Schwängerung, und die Nachgenüsse vernichten die Wirkung des ersten Umarmens. Tüchtig zum Beischlaf ist das Mädchen bald, aber tüchtig zur Zeugung nur der reife, weibliche Körper. Schwangerschaft zerstört häufig die Mutter, schadet ihr wenigstens; fruchtloser Beischlaf schwächt das Weib nur beim entschiedensten Uebermaaß. Nur seltne Verstimmungen des Nervensystems bringen Ausnahmen hervor, in welchen der Beischlaf die Convulsibilität reitzt, und dadurch nachtheilig wird.

Nach diesen Betrachtungen über die physiologischen Verhältnisse der Ehe, bleibt uns die Ehe in Bezug auf das öffentliche Gesundheitswohl, auf das Wohl der Staaten und der menschlichen Gesellschaft zu betrachten übrig, und hier entsteht nun wieder zunächst die wichtige Frage: „ist die Ehe überhaupt der Erhaltung der Gesundheit und eines

langen Lebens günstig"? Es ist überflüssig zu wiederholen, was vom Anbeginn der Welt an gesagt worden ist, und was jeder fühlt, ohne daß man es ihm überhaupt zu sagen nöthig hätte, daß nämlich, als Theil der organisirten Wesen, der Mensch dazu da ist, um „zu leben und leben zu lassen", damit die Natur in einem ewigen Frühlinge erhalten werde. Alles in ihm scheint für diesen Zweck geschaffen, und selten widersteht er ohne Gefahr diesem edlen Triebe. Die Menschen, die in catholischen Ländern noch im Cölibate leben, oder die sich heimlichen Umarmungen, oder gar der Selbstbefleckung hingeben, haben zu Zeiten gewisse Crisen, die noch durch die Gewohnheit häufiger werden, die aber nicht ohne Gefahr für den Organismus beschwichtigt werden dürften, hätte der Mensch nicht das Institut der Ehe begründet.

Der Doctor Haigarth hat in sehr genauen Sterbelisten nachgewiesen, daß im Verhältniß in einer gegebenen Zeit mehr Hagestolze als Verheirathete sterben, und daß die Letzteren auch längere Zeit leben als die Ersten. Auch Büffon hat dieselbe Bemerkung gemacht, und Parcieux hat bewiesen, daß es ein Vorurtheil sei, wenn man glaubte, Mönche und Nonnen lebten wegen ihres einfachen, einförmigen und regelmäßigen Lebens länger als andre ehrliche Leute. Er wies nach, daß von 1685 bis 1745 es wenig dergleichen gegeben hätte, die bis achtzig Jahre alt geworden wären, daß ferner Klostergeistliche nicht so lange leben, als Geistliche, die in der Welt leben, und ihrer völligen Freiheit genießen, daß endlich weltliche Hagestolzen wieder länger leben, als unverheirathete Geistliche, daß aber von allen Menschen Eheleute das höchste Alter erreichen. Hufeland und Sinclair haben neuerlichst wieder durch viele Beweise dargethan, daß fast alle, die zu einem sehr hohen Alter gelangt waren, verheirathet gewesen sind, und daß selbst verheirathete Weiber, trotz der vielen Anstrengungen und Krankheiten, die die Ehe mit sich führt, im Allgemeinen länger zu leben pflegen, als unverheirathete. Fodere, ein berühmter französischer Arzt, glaubt für diese Erfahrungen vier Hauptgründe gefunden zu haben; er meint nämlich, daß dieses schöne Vorrecht der Ehen hauptsächlich abhänge: 1) von der gegenseitigen Unterstützung und Hülfe, die sich Gatten angedeihen lassen, und die man, außer in einer glücklichen Ehe, nirgends auf der Erde in diesem Maaße wiederfindet; 2) in der viel

größern Thätigkeit, in der man leben muß, wenn man eine Familie, einen Hausstand hat: nun aber sind Arbeit und Kräfteanstrengung der Gesundheit so zuträglich, als die Nahrung; 3) in der Sicherheit, in der sich Eheleute (mit höchstwenigen Ausnahmen) vor den üblen Begleiterinnen der *Venus vulgivaga* befinden, und endlich hauptsächlich noch in der Oekonomie der Zeugungssäfte, die nothwendig in einem Verhältnisse eintritt, wo Bequemlichkeit und Gewohnheit das Verlangen nur selten aufkommen lassen. Die Hagestolzen dagegen, die sich immer durch einen neuen Gegenstand hinreißen lassen, oft die Natur zwingen, und bei denen kein Geschlecht Ursache hat, das Andre zu schonen, im Gegentheil es durch das Uebermaaß einer flüchtigen Liebe zu fesseln glaubt, diese halten ihr Nervensystem immer durch zu viele Geschlechtsgenüsse aufgeregt; oder, was auch der Fall ist, Männer und Weiber, die, die öffentliche Meinung fürchtend, in einer scheinbaren Enthaltsamkeit leben, lassen sich einsame Verirrungen zu Schulden kommen, und ziehen sich dadurch Krankheiten zu, die noch gefährlicher sind, als die Erschöpfung, die aus den häufigen Umarmungen der verschiedenen Geschlechter entsteht.

Ist die Ehe, wie wir es bewiesen zu haben glauben, ein wohlthätiges Institut, so folgt daraus, daß man sich verheirathen müsse, sobald man ein wirkliches Bedürfniß dazu fühlt. Dieses Alter war und ist bei den verschiedenen Völkern, nach verschiedenem Clima und Sitten verschieden. (S. Begattung.) In Rom konnte sich ein Knabe zu zwölf Jahren verloben, und zu vierzehn verheirathen; ein Mädchen durfte schon zu zehn Jahren Braut, zu zwölf Frau werden. Die alten Germanen beweibten sich erst sehr spät, und auch die Spartaner warteten, die Männer bis zum dreißigsten, die Frauen bis zum zwanzigsten Jahre. Dagegen scheinen die Athenienser sich bald nach der Entwickelung des Körpers verheirathet zu haben. Bei uns zu Lande, und in neuern Zeiten, scheint der Arzt schon deswegen für nicht zu späte Ehen bei Männern stimmen zu müssen, um dem infamirenden und verderblichen Laster der Selbstbefleckung, das leider! so allgemein verbreitet ist, zu begegnen, da es doch in der Ehe noch das beste Gegengift findet. Was die Mädchen betrifft, so ist wohl keine so große Eile nöthig. Freilich nennt die Arzneikunst bei gewissen Hysterischen und Nymphomanen (s. Geschlechtstrieb)

trieb) die Ehe als Specificum, indeß hat man doch beide Krankheiten oft genug auch bei verheiratheten Weibern gesehen. Dagegen erzeugt eine zu frühe Mutterschaft nicht nur elende Nachkommen, sondern auch eine Menge von körperlichen Uebeln bei der Mutter selber, und es wird in unserm Clima für Mädchen nicht rathsam sein, sich vor dem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre zu verheirathen.

Was die Frage betrifft, ob Gelehrte sich verheirathen sollen, so hat man sie oft genug ganz im Ernste verneinend beantwortet. Indeß ist man damit gewiß zu weit gegangen. Die Cultur der Wissenschaften unterdrückt ja nicht alle natürlichen Triebe, und Stubengelehrten ist die Ehe vielleicht noch nothwendiger, als Leuten, die ein bewegtes, thätiges Leben führen. Doch auch abgesehen davon, daß dann die Ehe eine bloße Arznei für den Mann wäre, werden sich auch die Weiber der Gelehrten immer noch gut genug stehen, wenn diese ihre Männer nur nicht ein gar zu undiätetisches Leben führen; freilich ist

avoir toujours le cul sur selle

wie sich die geistreiche Frau von Sevigné ausdrückt, eben so wenig der Gesundheit überhaupt, als dem Geschlechtstrieb vortheilhaft; indeß, wenn solche sitzende Gelehrte auch zu Zeiten die körperlichen Kräfte gehörig üben u. s. w., so werden sie wohl eine hinlänglich gesegnete Ehe zu unterhalten im Stande sein. Wir dürfen wohl nur an die Dorfprediger erinnern, die grade in dieser Hinsicht ausgezeichnet und bekannt sind, und von denen Jemand gesagt hat: „daß sie gewöhnlich nur Bücher und Kinder hinterließen".

Dem Staate liegt es ob, die Ehen zu begünstigen, um seine Bevölkerung zu erhalten. Freilich wird auch außer der Ehe eine große Menge von Menschen geboren, allein es ist wohl auch unsern nichtärztlichen Lesern bekannt, welchem Schicksal meistens die unehelichen Kinder ausgesetzt sind, die die liebende Vorsicht von Eltern nicht in ihren Schooß nimmt und erhält. Schon Montesquieu hat bemerkt: *que les conjonctions illicites contribuent peu à la propagation de l'espèce.* Die meisten solcher Kinder werden in Schande gezeugt und empfangen, in Verlassenheit und Elend geboren; die entehrten oder dürftigen Mütter haben keinen andern Grund,

als den der mächtigen, aber bald von fast noch gewaltsamern Trieben niedergedrückten Mutterliebe, Kinder am Leben zu erhalten, die entweder Zeugen ihres Verbrechens, oder eine große Last in ihrem Elende sind; diese ihrerseits sind so oft die Frucht von liederlichen, durch alle Ausschweifungen geschwächten Eltern, und bringen den Stempel der Lebensunfähigkeit an ihrem erbärmlichen und unreifen Körper meist mit zur Welt, und so wird es immer kein sehr langes Leben sein, das ihrer wartet, und die Bevölkerung darf sich von ihnen keinen dauernden Zuwachs versprechen.

Wenn nun, nach allen diesen Gründen, Ehen vom Staate begünstigt werden müssen, so giebt es andre Ursachen, die sich im einzelnen Falle einer Heirath widersetzen, und wir wollen auch diese kurz berühren. So sollte man sie allen sogenannten rhachitischen Mädchen, die ein verbogenes, übelgebildetes Becken haben, durchaus verbieten, denn ein solcher Bau bringt die Unglücklichen in die schreckliche Alternative, entweder im Kindbette zu sterben, oder ihr Kind in Stücken zerschnitten und so zur Welt gebracht werden zu sehen. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß man bei einer abzuschließenden Heirath den Arzt darüber zu Rathe zöge, ob auch die junge Dame naturgemäß Mutter werden könne? Aber freilich, wenn es schon im Allgemeinen wahr ist,

> daß die Frauen, diese lieben Wesen, eher dem Manne, ja dem Teufel selber lieber folgen, als dem Diätetiker, dem Arzte,
>
> Jean Paul.

wie wenig werden sie erst in einem so hochwichtigen Punkte dem wohlmeinenden Arzte folgen!

Wollte man allen Schwächlichen und Kränklichen die Ehe untersagen, so wäre dies ein Attentat an die bürgerliche Freiheit und das Glück der Individuen. So sind z. B. Nervenkrankheiten und Scrofeln fast allgemeine Krankheit unsres jetzigen Geschlechtes geworden, und man würde ganze Städte finden, in denen sich die jungen Leute nicht heirathen dürften, wenn man jene Uebel als Grund dazu aufstellte. Allein ein Andres ist es mit schweren Krankheiten, die nicht nur dessen Tage bedrohen, der damit behaftet ist, sondern auch ganze Generationen anstecken, und den andern Gatten durch die Mit-

ansteckung tödten. Solche Ursachen nicht beachten, hieße alle die Uebel herbeiführen wollen, die die Folge davon sind, hieße das Ehebett zum Tummelplatz der Zwietracht und des Unglücks machen.

Die hauptsächlichsten solcher Krankheiten, die durchaus die Ehe verbieten müssen, sind: 1) die verschiedenen Grade von Geistesschwäche, Tollheit und Imbecillität, die nicht nur in unglücklichster Folge forterben, sondern auch in der Ehe selber die schrecklichsten Scenen aller Art herbeiführen; 2) die wirkliche Epilepsie. Diese Krankheit wird oft durch die Freuden des Ehebettes noch verschlimmert, und artet dann zuletzt in Geistesschwäche oder Apoplexie aus; sie erbt von Geschlecht zu Geschlecht, und bringt eine tiefelende Generation hervor; 3) Blutspeien und Lungenschwindsucht. Auch diese furchtbaren Krankheiten wachsen rasch im Ehebette und zeugen dem Tode geweihte Geschlechter! 4) Veraltete Syphilis, die den ganzen Körper untergräbt und schwächt, und gleichfalls auf die unglücklichen, an den Sünden ihrer Eltern unschuldigen, Kinder forterbt.

Faut-il qu'une affreuse épine
Se mêle aux fleurs de Cypris!
Pour ce poison de Paris
Que n'est-il une vaccine!
Cela serait divin
Qu'en dites vous, ma voisine?

Béranger.

Es ist auch gewiß das Schändlichste, was man ersinnen kann, wenn ein Gatte in den Schoos des Andern, Unschuldigen das böse Gift gießt, das in der unreinen, verbrecherischen Umarmung mit einem Dritten erwuchs, und wenn er so ganze Geschlechter vergiftet, indem er selber im Genusse schwelgt!! Hinweg von solchen Greuelscenen — —.

— Vor ihm werden seine Geschlechter stehn,
Kraftlosen Lebens, dämmernden Schatten gleich,
Und wehe, die Geschlechter werden
Fluchend sein brechendes Auge segnen!

Heydenreich.

Eifersucht.

So nennen wir das Gefühl, welches in uns entsteht, wenn eine geliebte Person, die uns Treue schuldig ist oder von der wir, nach dem Maaßstabe unsrer Liebe, Treue fordern zu dürfen glauben, einer Anderen den Vorzug giebt. Die Nacheiferung und der Neid bestehen aus ähnlichen Elementen; oft sogar giebt man ihnen denselben Namen. Sie bestehen vorzüglich in einem Streben des Menschen, derselben Vorrechte, derselben Begünstigungen zu genießen, als die Leute, mit denen wir gleichen Schritt halten zu können glauben. Die Eifersucht entsteht vorzüglich in den Verhältnissen der Geschlechtsliebe, der Gunst eines Herrn, oder bei Eltern — und Familienliebe; während Neid und Nacheiferung sich mehr auf die Verhältnisse der Gesellschaft, auf geistige Vorzüge, Glücksfälle und dergleichen, beziehn. Auf jeden Fall ist Nacheiferung lobenswerth, sie feuert edle Herzen zu großen Thaten an; Neid hingegen ist das Erbtheil der Schwachen und Schlechten, und führt oft zur niedrigsten Handlungsweise. Der Neidische strebt mit allen seinen Kräften gegen jeden Vorzug, er sei welcher Art er wolle, den ein Anderer über ihn gewinnen könnte, und zeigt dadurch, wie sehr er selbst untergeordnet ist, sowohl von Seiten der beneideten Vorzüge, als des Verstandes: *Qui invidet, minor est* (Wer beneidet, ist der Geringere); auch hütet er sich wohl seinen Neid zu gestehen, er hat die Augen des Argus, um jedes Verdienst zu entdecken, und entdeckt es nur, um es zu verfolgen. Der junge Themistokles sagte, er habe noch nichts Erhebliches gethan, da er nicht einmal Neider habe; aber dennoch ließen ihn die Trophäen des Miltiades nicht schlafen, weil sie einen edlen Eifer in ihm erweckten. —

Die eigentliche Eifersucht nun, nämlich die in der Liebe, läßt sich wieder in zwei Classen eintheilen. Dies ist erstlich die neidische Eifersucht, die nicht will, daß ein Anderer Freuden genieße, die uns versagt sind; eine solche ist es, die uns die komischen Dichter so oft in den alten Vormündern oder Onkeln, die ihre Nichten oder ihre Mündel heirathen wollen, schildern. Diese höchst unangenehme Geisteskrankheit befällt in der That sehr oft solche alte Leute, die unvernünftig genug sind, junge Mädchen oder Frauen zu heirathen, deren Alter mit dem ihri-

gen in zu großem Mißverhältniß steht, und deren Gesundheit, eine andere Vorschrift erfordert, als die des Kalenders von Richard von Quinzika,

Qui mainte fête a sa femme allègua
Mainte vigile, et maint jour fétiable,
Et du devoir crut s'échapper par là.

Bekanntlich aber lassen junge Weiber mit Fasten sich nicht abspeisen; sie wollen genießen, aber da steht ihnen dann oft der greisig-eifersüchtige Gemahl zur Seite, der es dann macht, wie Piro's Eunuch im Serail:

Il n'y fait rien, et nuit à qui veut faire!

Die wüthende Eifersucht hingegen befällt uns im Alter der Kraft; selbst die Thiere zeigen Spuren davon, denn die männlichen machen sich in der Paarungszeit einander ihre Weibchen streitig. Die Franzosen haben sogar ein Sprichwort von der thierischen Eifersucht:

Jaloux comme un tigre.

Vielleicht war hier der Zweck der Natur der, daß die Schönheit mit der Kraft sich paare, indem dadurch, daß der Stärkere obsiegt, die Vollkommenheit der Gattung erhalten wird. Einem alten Autor zufolge hatte der Schäfer Cratis eine Ziege, welche er sehr liebte; sein Bock, wahrscheinlich aus Eifersucht, stieß, während er schlief, seinen Kopf so heftig gegen den seinigen, daß er in tausend Stücke zerschmetterte. „Lucullus, Cäsar, Pompejus, Antonius, Cato, und andere ähnliche Leute, sagt Montaigne, waren Hahnreie, und wußten es, ohne einen Lärm davon zu machen, nur ein Narr, wie Lepidus, starb aus Angst darüber". — Ohne Zweifel giebt die Furcht vor dem Einschieben eines fremden Kindes in seine Familie, dem Manne ein Recht zur Eifersucht, vorzüglich, wenn seine Frau jung und hübsch, und — koquett ist. Ein Römer, Octavius, liebte die Pontia Posthuma, und da er ihre Hand nicht erlangen konnte, töddtete er sie, um sie nicht in den Armen eines Andern zu sehen. Da indeß solche glühende Eifersucht zugleich ein Beweis der heftigsten Liebe ist, so würde wohl jede Frau sich mit Recht beleidigt finden, wenn ihr Geliebter es mit Gleichgültigkeit er-

trüge, daß ein Anderer sie ihm entrisse. Wie viele halten es sogar für einen Ruhm, wenn Degen und Pistolen die Macht ihrer Reitze verfechten! Wie jede Leidenschaft bei reitzbaren und zarten Personen sich heftiger äußert, so ist auch die Eifersucht bei den Frauen weit furchtbarer noch als bei den Männern:

Notumque furens quid foemina possit.
Was ein wüthendes Weib vermöge, das wißt Ihr.

Jemehr Schönheit, Verdienst und Liebenswürdigkeit ihre Gatten besitzen, desto mehr Mißtrauen setzen sie in ihre Treue, und desto mehr hassen sie jede Andere, der er sich nähert. Wer kennt nicht die Wuth einer Medea, die der Nebenbuhlerin den sichern Tod in einem vergifteten Kleide sendete, die ihre Kinder mit eigner Hand ermordete?

Nullae sunt inimicitiae nisi amoris acerbae.
Es giebt nur eine Feindschaft, die der verwundeten Liebe.
Properz.

„Wenn die Eifersucht, sagt ein Philosoph, diese armen schwachen Seelen ergreift, so ist es jämmerlich mit anzusehn, wie sie von ihr zerrissen und gepeinigt werden. Unter dem Mantel der Freundschaft schleicht sie sich in ihre Herzen, doch sobald sie davon Besitz genommen hat, werden dieselben Eigenschaften, die früher Liebe und Wohlwollen erregten, der Grund zu dem fürchterlichsten Haß. Alles dient dieser Leidenschaft zur Nahrung, und fast nichts ist im Stande, sie auszurotten".

Wirklich bemerkt man auch in den Irrenhäusern weit mehr Frauen als Männer, die aus Eifersucht den Verstand verloren haben. Von einem Undankbaren, dem man sich hingegeben, verlassen zu werden, ist die allergrößte Schmach, und vorzüglich kann die Schönheit eine solche Kränkung nicht ertragen.

Daß ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das Geschiedene,
Für ewig losgetrennte Glied, auf's Neue
Dem schmerzergriffnen Körper fügen will!
Göthe.

So sieht man die üppigsten Blumen, die der vergiftete Hauch dieser Leidenschaft getroffen, in ihrer schönsten Blüthe hinwel-

ken; so wird ein Bund, geschlossen unter den glücklichsten Aussichten, den Gatten zur Folter, wenn eifersüchtiges Mißtrauen und Streit in dem Innern der Häuslichkeit den Frieden untergraben! Wie würde es dem Muhamedaner ergehen, wenn die Frauen seines Serails einander sich seinen Besitz streitig machten, hätte er nicht die weiße Maaßregel genommen, durch die Furcht sie zu beherrschen? Doch auf der andern Seite, welches Loos für diese unglücklichen Sklavinnen, deren jede sich mit den Resten ihrer Nebenbuhlerinnen begnügen muß? Darum welkt auch ihre Schönheit schon frühzeitig, und darum verschließen die Mauern des Harems so viel Kummer und verborgene Thränen! Erniedrigt durch diese Wollust ohne Reitz überträgt die Odaliske eines Sultans ihre ganze Zärtlichkeit auf ihre Kinder, in welche sie dann ihren einzigen Trost und ihre letzte Lebenshoffnung setzt. Die Frauen, die dem Vergnügen ihrer Männer jede eifersüchtige Regung aufopfernd, ihnen selbst junge Schönheite zuführten, sind heut zu Tage nicht mehr. Sara that es für Abraham, Lea und Rahel für Jakob, Stratonika für König Dejotarus, Livia für Augustus; doch es ist zu vermuthen, daß diese listigen Frauen nur darum einer unabwendbaren Nothwendigkeit selbst hülfreiche Hand leisteten, um die unschädlichsten Nebenbuhlerinnen und solche, die nicht im Stande waren sie selbst zu verdrängen, auszusuchen. So machte es *Madame de Pompadour*, „*pendant que les fleurs naissaient sous ses pas*“: um auf diese künstliche, aber gefährliche Art, ihre Herrschaft noch mehr zu befestigen. —

Je heißer das Blut des Liebenden, desto mehr neigt er zur Eifersucht, daher sind Italiener, Spanier und Morgenländer die eifersüchtigsten Völker, und daher sind die Verbrechen, bei denen der Dämon der Eifersucht die Hand des Verbrechers führte, auch in jenen Ländern am häufigsten. Aus dem Oriente, und von da aus Italien, stammt auch eine Erfindung, die im Französischen (auch, in Ermangelung eigenthümlichen Wortes, im Deutschen) ihren Namen von der Eifersucht hat, die Erfindung der sogenannten Jalousieen, die ursprünglich nur vorgehängt wurden, wo im Zimmer etwas gemacht werden sollte, was nicht Jeder Vorübergehende zu sehen brauchte, wobei aber doch dem Tageslicht im Zimmer nicht ganz der Eingang versperrt werden sollte. Die Leser finden

vielleicht gern folgendes kleine Rondo, das sich in dieser Hinsicht klar genug ausspricht, „an eine Jalousie" mit Vergnügen hier:

Discrète jalousie,
Fille de l'industrie,
En t'abaissant sur nous
Cache aux regards jaloux
Tous ces baisers si doux
Donnés à mon amie,
Qui n'ose résister;
Car il faut éviter
Le bruit, ou la voisine,
Qui bien souvent fait mine
De vouloir écouter,
Jra tout raconter . . .
Baisers que mon Aline
Me rendra sans compter
Pour ne pas disputer:
De crainte d'éveiller
Les soupçons de l'envie,
Dont la fille chérie
Est cette jalousie.
Que le plus tendre amant,
Derrière toi, défie
De causer son tourment!

Saint-Amand.

Embonpoint.

S. Wohlbeleibtheit.

Empfängniß.

Innige Vereinigung der Elemente, die beide Geschlechter im Akte der Zeugung liefern, und aus welcher ein neues Leben hervorkeimt. Um die Verhältnisse dieses, in das tiefste Dunkel gehüllten, natürlichen Geschäftes zu entwickeln, wollen wir untersuchen: in welcher Lebensepoche das Weib empfangen kann; die Bedingungen, welche die Empfängniß im beiderseitigen Geschlechte voraussetzt, und endlich wie die Natur verfährt, um dies wichtige Geschäft zu vollziehen.

Das Weib genießt im Allgemeinen des Vorzuges, empfan-

gen zu können von den Jahren ihrer Entwickelung an bis zum kritischen Alter; (S. Alter.) da aber, wie wir schon in früheren Artikeln dieses Werkes gesehen haben, die Zeit der Entwickelung nach Clima, Land und Sitten sehr verschieden ist, (Vergl. auch Weib.) so folgt daraus, daß auch für die Zeit des Anfangs der Empfängniß nichts bestimmtes festgesetzt werden kann. In China, Japan, Hindostan, werden die Weiber zu elf, zwölf Jahren Mütter. Fast im ganzen Archipelagus ist die Entwickelung des Weibes, wie die der Pflanzen, rasch und lebendig, und es ist in Griechenland nichts Seltenes, mannbare Mädchen von zehn, und Mütter von zwölf Jahren zu sehen. Im Allgemeinen verliert nun die Frau die Fähigkeit zu empfangen wieder um das fünf und vierzigste, funfzigste Jahr herum. Indeß hat man auch hier wieder Fälle, die eine Ausnahme machen. Nach Plinius war die Mutter des Valerius Saturninus zwei und sechszig Jahre alt, als sie diesen Sohn gebar. Valescus von Tarent hat eine Frau von sieben und sechszig Jahren entbunden, eine andere siebenzigjährige.

Die Bedingungen, welche die Natur zur Empfängniß verlangt, kennen wir nicht Alle. Die bekanntesten sind eine gewisse physische und moralische Anlage in beiden Geschlechtern. Mann und Weib müssen eine gute Organisation besitzen, wenn ihre Umarmung fruchtbar sein soll; ihre Sexualtheile müssen gut gebildet, ihr ganzer Körper gesund sein, keine geistige Affektion darf ihre Seele in dem Augenblicke belästigen, wo die Natur sie an einander führt, und nur Sehnsucht nach dem bevorstehenden Genusse muß sie beleben, wenn dieser dann auch wirklich seinen Zoll an die Bevölkerung entrichten soll. Ist alles dies dem Wunsche der Natur gemäß, so bedarf es zur Empfängniß jener innigen Vermischung der Geschlechter, und jener Entleerung der erzeugenden Flüssigkeit des Mannes in die Geschlechstheile des Weibes, wie sie im Akte des naturgemäßen Beischlafes erfolgt. (S. Beischlaf.). Es scheint gewiß, daß im entscheidenden Augenblicke die halbgeöffnete Gebärmutter die Spitze des männlichen Gliedes empfängt, das dann mit Kraft seinen Saamen in sie aussprützt. Indeß ist doch dieser Akt nicht unbedingt und wesentlich nothwendig zur Empfängniß, denn zahlreiche Thatsachen beweisen das Gegentheil. Das Glied des Mannes war nicht ganz in den weiblichen Körper

eingeführt, und doch empfing dieser. Ja man hat Fälle von Schwangerschaften bei äußerlich jungfräulich gebliebenen weiblichen Geschlechtsorganen. Averroes erzählt sogar von einer Königin, die in einem Bade schwanger ward, worin kurz zuvor ein Mann gebadet hatte, (welches räthselhafte Phänomen ein witziger Schriftsteller so erklärt, daß er annimmt, der Mann möchte wohl im Bade geblieben sein!). So haben denn mehrere Physiologen geglaubt, es bedürfe gar nicht einmal des eigentlichen männlichen Saamens zur Empfängniß, sondern nur des flüchtigen Stoffes desselben, den sie *aura seminalis* nannten, und der für sich allein befruchten könnte. Doch scheint diese — gefährliche — Hypothese nicht in der Natur begründet zu sein, denn bei weiblichen Thieren, die man unmittelbar nach der Begattung tödtete, hat man immer den Saamen des Männchens in der Gebärmutter wiedergefunden, und auch bei einem Mädchen, welches ihr Liebhaber unmittelbar nach dem Genusse erdolchte, fand man ganz dieselbe Erscheinung.

Wie aber, fragt es sich, bildet sich denn nun aus einer faden Flüssigkeit in einem hohlen Muskel ein neuer Mensch? Wie trägt jedes Geschlecht für sich zur Bildung des neuen Wesens bei? Wird dies durch die Begattung ganz neu geschaffen, oder wird ein dazu schon vorhandener Keim durch die Befruchtung nur entwickelt? — Hier stehen wir an der Grenze unsres Wissens!

> Geheimnißvoll am lichten Tag
> Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab!
>
> Göthe.

Wenn in einem Zweige der Naturwissenschaft, so hat man hier die scharfsinnigsten und kühnsten Hypothesen gewagt, um dem forschenden Geiste etwas vorzuhalten, was ihn über den wichtigsten Gegenstand seines Forschens, über seine Entstehung nur einigermaßen befriedigte, und die verschiedenen Zeugungstheorieen, die man zu den verschiedensten Zeiten aufgestellt hat, sind ein edles Dokument für den menschlichen Verstand, wenn sie auch alle leider! Gegengründe zulassen, so daß auch hier noch immer gilt:

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist!
Haller.

Doch können unsre Leser verlangen, daß wir sie darüber belehren, und wir verweisen sie in dieser Hinsicht auf die Artikel: Zeugung, wo wir die wichtigsten jener Theorieen über die Empfängniß erzählen werden. (Vergl. Befruchtung, Begattung, Beischlaf.)

Enthaltsamkeit.

Enthaltsamkeit nennt man, im engern Sinne, die Gewalt, die man sich anthut, um dem Vergnügen der Liebe zu widerstehen, und unterscheidet sie damit von der Keuschheit, die eine natürliche Anlage ist, und nichts Peinliches hat, keine Ueberwindung kostet, während die Enthaltsamkeit auf einen Kampf, einen Sieg deutet.

Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge entsteht in beiden Geschlechtern um das zwölfte, vierzehnte, sechszehnte, achtzehnte Jahr herum eine ungemeine Veränderung im ganzen Körper. Organe, die bis dahin in einem tiefen Schlummer ruhten, erwachen plötzlich, ja ganz neue Organe scheinen zu entstehen, so sehr verändern sich die schon vorhandenen Keime zu diesen Organen an Gestaltung und Verrichtung, und diese Verrichtung bekömmt nun den größten Einfluß auf die ganze Maschine. Jüngling und Mädchen fühlen neue Wünsche, neue Triebe, und neue Verhältnisse zu der Außenwelt eröffnen sich ihnen plötzlich. Die hauptsächlichsten Organe, in denen diese Veränderungen vor sich gehen, und durch deren Einfluß jene Erscheinungen entstehen, sind beim Manne die Testikel und alle diejenigen Theile, welche den männlichen Saamen bereiten, aufbewahren und mittheilen, bei dem Weibe die Gebärmutter, die Eierstöcke und die Brüste. (S. Entwicklungsjahre.) Um diese Zeit fängt zuerst die Enthaltsamkeit an, wenn man sich in der Nothwendigkeit befindet, Trieben zu widerstehen, deren Reitz die Neuheit noch verschönt, und die Unbekanntschaft mit den Gefahren, die sie zur Folge haben können, noch vermehrt. Wirklich ist aber auch in dieser Zeit die Enthaltsamkeit höchst selten, und die meisten Menschen werden schon jetzt zufällig oder instinktmäßig auf

Gewohnheiten geführt, deren Zweck ist, augenblicklich den Drang der Natur zu befriedigen.

So ist der Vorgang, wenn die Natur freies Spiel hat, und nicht durch eine falsche Erziehung in ihrem Lauf gestört wird. Aber oft geschieht es auch, besonders in größern Städten, daß der Geist früher entwickelt ist, als der Körper, und daß er schon lange vorher Triebe befriedigt, die erst aus körperlichen Bedürfnissen entstehen sollten; dann entwickeln sich die geschilderten Revolutionen unter großen Stürmen, die den ganzen Organismus erschüttern. Es besteht in uns eine Wechselwirkung zwischen Körper nnd Geist, der zufolge jeder Theil den andern aufzuregen vermag. Nach der Entwickelung bringt die vollendete Ausbildung der Geschlechtstheile oft eine Verwirrung in den Geist, die sich meist erst dann wieder löst, wenn die Natur befriedigt ist. Ist nun aber der Körper noch nicht so entwickelt, daß eben in der Befriedigung eine nicht unschädliche Crise, eine heilsame Ausleerung entstehen kann, so werden die Organe nur ohne Aufhören, und ohne daß die Natur selbst ein Maaß angäbe, gereitzt und gekitzelt, und es entsteht ein Kampf in allen Organen, der zwar einen Augenblick nicht ganz unangenehm sein mag, der aber von den schädlichsten Folgen für die Gesundheit ist. Es entstehen durch solche zu frühe Geschlechtsgenüsse Zittern, Nervenübel aller Art, und auch namentlich für immer unheilbare Epilepsieen! Tissot erzählt von einem fünfjährigen Kinde, das, durch eine nichtswürdige Dienstmagd dazu angereitzt, sich so häufig befleckte, daß es bald an einem Zehrfieber starb. Ein andrer kleiner Knabe von fünftehalb Jahren, der früher heiter, klug und lebensfroh war, war plötzlich in einigen Monaten sehr verändert, sein Gesicht hatte sich entfärbt, seine Fröhlichkeit hatte sich verloren, sein Gedächtniß wurde immer schwächer, und es zeigte sich, daß er das unglückliche Laster der Selbstbefleckung in einem hohen Grade trieb.

Glücklicherweise sind nicht alle Kinder zu solchen frühzeitigen Gefahren prädisponirt, und nur bei höchst sensiblen Organisationen kann von der frühesten Kindheit an in den Geschlechtsorganen ein solcher Reitz sein, daß schon dann ein unwiderstehlicher Instinkt die Aufmerksamkeit auf diese Theile leitet. (Vgl. Selbstbefleckung.)

Wenn aber alles bisher Angeführte leider! nur zu erfah-

rungsmäßig in der Natur begründet ist, und wenn wir die höchst traurigen Folgen der übermäßigen Ausschweifungen auch bei Erwachsenen bereits kennen gelernt haben, (S. Ausschweifung.) so ist es auf der andern Seite wohl auch mehr als wahrscheinlich, daß man nicht ungestraft dem mächtigsten Naturtriebe ganz und gar widersteht. Wir sagen „mehr als wahrscheinlich", da etwas sehr Gewisses darüber noch nicht festzustellen möglich zu sein scheint, denn wir finden hier die größten Autoritäten im Widerspruche mit einander.

Es giebt ein Alter, wo die physischen Genüsse der Liebe für jedes gut organisirte Wesen nothwendig sind, und eine durchaus absolute Enthaltsamkeit (wie sie aber so höchst, höchst selten ist!) ist dann gewiß häufig mit der kräftigen, ungetrübten Gesundheit unverträglich. Schon in den ältesten Zeiten kam der Mensch auf den Gedanken, wahrscheinlich weil ihn der physische Genuß ein wenig stark an seine Thierheit erinnerte, zu einem höhern, veredelteren, geistigeren Leben passe dieser Genuß nicht wohl, und daher finden wir schon in den ältesten Zeiten Leute, die sich aus moralischen oder religiösen Gründen förmlich die gesetzliche Verpflichtung auferlegt hatten, enthaltsam zu leben. Die Pythagoräer widmeten sich der Enthaltsamkeit, eben so die Essenier bei den Juden. Ovid sagte:

Est virtus placitis abstinuisse bonis.

Es ist eine Tugend, sich wohlgefälliger Genüsse zu enthalten.

Xenokrates war so übermäßig enthaltsam, daß er, ohne seine Gelübde zu brechen, ohne Reaktion die Umarmungen der schönen Phryne in einer schönen, warmen, griechischen Nacht hinnehmen und gelassen die Reitzende seufzen hören konnte!: „Ich hatte gewettet einen Mann zu reitzen, nicht aber eine Bildsäule zu beleben"! So verließ ihn Morgens die ärgerliche Buhlerin. Allein es darf bei solchen Erzählungen von weisen enthaltsamen Alten nicht vergessen werden, daß Viele dieser Philosophen nicht sowohl Enthaltsamkeit als Princip trieben, als sie einen Widerwillen gegen Weiber hatten. Diogenes, der so kaltblütig sich von den schönsten Frauen Athens küssen ließ, befriedigte die Natur nichtswürdigerweise auf offenem Markte. Man höre darüber Galen, in einer Stelle, die wir für diesmal unübersetzt lassen:

Diogenem cynicum narrant, virum alioqui omnium mortalium quod ad continentiam pertinet constantissimum, libidini tamen induxisse, non a copulata illa voluptate veluti bono aliqua illectum, sed ut noxam quae a retento semine provenire solet, evitaret. Cum meretrix adire pollicita, cum diutius cessaret, ipse manu pudendis admota, semen projecit, ac venientem deinde mulierculam remisit, inquiens: manus hymenaeum celebrando te praevenit.

Auch die Stoiker erkannten in ihrem wenig menschlichen philosophischen Systeme Gleichgültigkeit gegen die Weiber als großen Grundsatz an, und Cato sagt: „Wenn die Menschen ohne Weiber wären, so würden sie mit den Göttern verkehren". Aristoteles vollends betrachtete das Weib als eine Verwirrung der Natur, und stellte es an die Spitze der Monstra!!

Die Neuern haben diesen Unterschied der Alten nicht grade erkannt, und sich oft, ohne alle Wiedervergeltung von einer andern Seite, einer vollkommnen Enthaltsamkeit befleißigt. Man behauptet, daß eine solche Lebensart bei jungen, kräftigen, wohlgenährten Naturen sehr schädlich sei: sie soll Hysterie, Hypochondrie, Geistesverwirrung, Erotomanie, Nymphomanie (S. Geschlechtstrieb.) ja selbst den Tod verursachen, und schon der Vater der Arzneikunde, Hippocrates, sagt von Jungfrauen, die an den Folgen der Enthaltsamkeit kränkeln:

sed ego virgines hortor mandoque cum hoc patiuntur, quamprimum cum viris misceri et cohabitare: quae si concipiant, sanescunt.

Aber ich ermahne solcher Gestalt leidende Mädchen, daß sie Männern beiwohnen mögen, denn wenn sie empfangen, so werden sie gesund.

Blegny erzählt von einer Nonne, die mehrere Anfälle von Mutterwuth überstanden hatte, und dann einen so heftigen bekam, daß sie darin unterlag.

Aber bei allen Anfechtern der Enthaltsamkeit hat sich ganz besonders der berühmte Pfaffe Blanchet geltend gemacht, dessen Geschichte Büffon erzählt, und der an sich selber alle die merkwürdigen und furchtbaren Crisen erlebt haben will, zu denen eine übermäßige Enthaltsamkeit führen soll. Diese Geschichte hat ein ungemeines Aufsehen gemacht, und bei dem

großen psychologischen Interesse, das sie auf jeden Fall erweckt, mag auch Vieles daran übertrieben sein, wie große Gegner vermuthet haben, werden es unsre Leser uns danken, wenn wir sie im Auszuge ihnen erzählen.

Von gesunden Eltern geboren, hatte dieser Blanchet eine kräftige und starke Constitution, die ihm sehr früh eine Neigung gegen das schöne Geschlecht einflößte. Dessenungeachtet ist sein Vorsatz, den vielen Lockungen zu widerstehen, da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hat, bald gefaßt, und schon früh kämpft er mit sich, und siegt oft über die jugendlichen Triebe. Aber diese Kämpfe bringen seinen Geist bald mit sich selber in Widerspruch; er wird traurig, melancholisch, und das fleißige Lesen von ascetischen Schriften vollendet diese Gemüthsstimmung; zuweilen verabscheut er Natur, Eltern und sich selbst, und er bekommt Anfälle von Wuth, in denen es ihm einkommt, mit einem Messer die Wurzel aller seiner Leiden auszurotten. Bald wird er zum Priester geweiht, und die nun gesetzmäßige Verpflichtung zur Enthaltsamkeit läßt ihm seine Bemühungen, seine Anstrengungen verdoppeln. Unwillkührliche Entleerungen, durch welche die Natur in ihm sich erleichtert, scheinen ihm ein Verbrechen, und er verdammt sich, um auch diese zu unterdrücken, zu einer Lebensart, bei welcher er außerordentlich abmagert, und zu einer so unnatürlichen Aufmerksamkeit auf sich selber, daß dadurch sein Schlaf alle Augenblicke unterbrochen wird. Aber wir wollen ihn selber reden lassen:

„Ich lebte bereits einen Monat lang in dieser verdoppelten, angestrengten Aufmerksamkeit, und war im zwei und dreißigsten Jahre meines Lebens, als ich eines Morgens früh nahe daran war, in die Schlinge zu fallen, die ich so sorgfältig vermied. Rasch erwachte ich, sowohl durch die große Aufmerksamkeit auf mich, als durch das Wollustgefühl, und betrog gleichsam die Natur um eine heilsame Ausleerung. Indeß gab die zurückgehaltene Saamenflüssigkeit meiner Einbildungskraft eine Lebendigkeit, ein Feuer, wie ich es nie früher empfunden hatte. Meine Sinne bekamen eine ungemeine Schärfe, eine erstaunenswürdige Sensibilität. Nachmittags trat ich in das Gesellschaftszimmer eines befreundeten Hauses; ich heftete meine Blicke auf zwei Personen vom weiblichen Geschlechte, die einen so starken Eindruck auf meine Sinne und

auf mein Herz machten, daß sie mir ganz erleuchtet schienen, wie wenn sie eben elektrisirt würden. Ich schrieb dies wunderbare Phänomen auf Rechnung des Teufels, und ich zog mich zurück. Die Hausfrau folgte mir, und befragte mich wegen meines plötzlichen Gehens, und es war sonderbar, daß diese Dame, jung und eben so hübsch, als jene Beiden, doch auf mich deren Eindruck nicht machte. Als ich aus dem Hause war, wurde ich zwar etwas ruhiger, aber mein ganzer Geist stand in Feuer, und als ich gegen Abend wieder einige weibliche Personen sah, empfand ich dieselben Sinnestäuschungen wieder. Am andern Morgen, als ich mich wieder zu mir zurückbegab, schien es mir, als wenn mein Wagen immer stürzte und umwürfe, und ich schrie mehreremal laut, daß meine Begleiter mir doch helfen möchten, worüber diese laut lachten. In einer kleinen Stadt, die auf meinem Wege lag, sah ich einige Weiber, und diese machten mir dasselbe Zittern, dieselben Illusionen, wie ich sie am Tage vorher empfunden hatte. Im Wirthshause reichte man mir zu Essen, aber Brod und Wein, und Alles, was man mir gab, schien mir in Unordnung, umgestoßen und dergleichen. Ich fuhr unwillig die Gastwirthin an, als wenn sie Theil hätte an allen diesen Hexereien, und stieg wieder in meinen Wagen. Nun fing ich wieder an über meinen Zustand nachzudenken, ich bedachte meine Geistesverwirrungen, meine Abentheuer, ich dachte an so viele Heilige und Besessene, und es ward mir klar, daß auch ich unter dem Einflusse böser Geister stände, denen ich durch fleißiges Gebet, Fasten und Exorcismen zu begegnen hoffte. Indeß, als ich wieder in meiner Behausung angelangt war, wurde ich etwas ruhiger. Am andern Tage, eine halbe Stunde nach der Mahlzeit, fühlte ich aber plötzlich wieder alle meine Gliedern zittern, und dann wurde mein Körper krampfhaft wie von heftigen Anfällen von Epilepsie ergriffen. Jetzt schien es mir, als wollte sich die Weltmaschine auseinanderlösen, als wenn Himmel und Erde und alle Elemente in der gräßlichsten Verwirrung durch einander hin wütheten. Bald fühlte ich einen sehr heftigen Kopfschmerz, und es schien mir, als rollte mein Kopf umher, und ich machte dieser Empfindung angemessen, einige höchst lächerliche Bewegungen. Der übermäßige Kopfschmerz war von Raserei begleitet; man ließ mir zur Ader, aber dies verschlimmerte nur meinen Zustand;

man

man badete mich, und das kühle Bad erfrischte in der That einen Augenblick meine brennenden Lebensgeister. Bald darauf aber kamen mir die schmutzigsten Bilder wieder vor die Seele; alle Schönheiten des Hofes Ludwigs des Vierzehnten wurden mir vorgeführt, denn ich bildete mir ein, daß der Gouverneur, verdrüßlich über meine halsstarrige Enthaltsamkeit, sie mir alle anbot. Ich sah diese Gestalten mir in's Bett gelegt werden, und glaubte, daß man mir Gewalt anthun wolle, ich schrie daher fürchterlich, und bekam heftige Krämpfe. Ich litt grenzenlos gräßlich in diesem Zwiespalt meiner Seele, der mich bald mit den heftigsten Begierden zu den vorgezauberten, schönen Gegenständen hinzog, bald mich eben so heftig, im Abscheu vor dem Bruche des Religionsgelübdes, davon zurückstieß. Dieser Zustand war zu gewaltsam, um lange dauern zu können; es trat wieder Ruhe ein. Nicht lange darauf kam nun wieder ein Anfall eigner Art".

„Die Exaltation, die in meinem Geiste war, wurde kriegerische Wuth, und alle die Helden und Krieger, deren Bild mir in meiner Kindheit am meisten aufgefallen war, kamen mir wieder vor. Ich sah Kampf und Schlachten, und war bald Achill and Alexander, Pyrrhus und Heinrich der Vierte; dabei empfand ich ein reines, köstliches Vergnügen; meine Einbildungskraft war ungemein lebendig, und mit meinen Bewegungen versinnlichte ich Alles, was in mir vorging. Bald darauf sah ich siebenhundert Tyrier an einem Meeresufer an's Kreutz geschlagen, und nun bekam ich mit einemmale den gewaltigsten Abscheu vor dem Ungeheuer Alexander, in dessen Karakter ich mir bis dahin am meisten gefallen hatte. Ich schlief ein, beschäftigte mich aber sehr mit den unglücklichen Tyriern, nahm sie vom Kreutz, und flößte ihnen neues Leben ein. Sie dankten mir gerührt, und mein Auge schwamm in Thränen, mein Herz schwelgte in Freude und Genuß".

„Dieser schöne Zustand dauerte nicht lange, ich bekam einen neuen Anfall von kriegerischer Wuth, und nun war ich vorzugsweise Achilles. Ich umgürtete mich mit seinen Waffen, ich stand vor Troja, vor dem Pallast des Priamus, ich recitirte Stellen aus dem Virgil, ich schrie, focht, lief und alles mit einem Leben, einem Feuer, daß Niemand die Lebhaftigkeit meines Geistes lange ertragen konnte. Meine Eltern, die nicht wußten, was in mir vorging, banden mir

den Körper, und fesselten mir die Hände. Gott! welche Aenderung ging jetzt in mir vor! Von der Höhe, auf der ich entzückt stand, sah ich mich herab geworfen, sah meine Ketten, mein Elend! Ich schlief ein, und die furchtbarsten Bilder traten vor mich; ich sah das alte Rom aus seinen Trümmern emporsteigen, sah seine Gräber offen, sah die Skelette seiner größten Krieger mit verrosteten Waffen und in erschrekkenden Gruppen Tänze vor mir aufführen, und dies Bild prägte sich mir so tief ein, daß ich lange Zeit noch meine Blicke nicht anhaltend auf eine eiserne Waffe heften konnte. Nun sah ich den Gott des Krieges, furchtbar geschmücket, und umgeben von Blut und Elend und Gemetzel. Aber ich wurde auch jetzt wieder ruhiger, und meine Eltern entfesselten mich."

„Nachts schlief ich besser, als es je bisher in meiner Krankheit der Fall gewesen war. Doch bekam ich gegen Morgen einen Traum, der einen dritten Anfall herbeiführte. Ich sah einen König, der an der Spitze einer zahlreichen Armee herbeimarschirte, um alle Protestanten zu erwürgen, und die Schrekken der Bartholomäusnacht zu erneuern. Ich bedauerte die unglücklichen Unschuldigen, und wollte eine Pike zu ihrer Vertheidigung ergreifen, die aus der Erde emporwuchs, als ich darüber erwachte. Ich ging in ein andres Zimmer, nahm eine Zeitung, las Jahreszahl und Datum, und rief laut aus: ja! ich will eine neue Laufbahn, von diesem Datum an, beginnen — mit jenem Enthusiasmus, zu dem das Bewußtsein einer großen That begeistert. Ich brannte vor Eifer, meine neue Sendung anzutreten, apostrophirte meine Pike, lief in den Garten, und war über eine Hecke gesprungen, als meine Eltern herbeieilten, und mich mit Gewalt in das Haus zurückbrachten. Auch hier noch, voll von dem Gedanken, den Protestanten beizustehen, beschäftigte ich mich mit Planen zu Festungswerken, Truppenübungen u. s. w. Während der ganzen Zeit war ich Heinrich der Vierte, hatte sein Gesicht, seinen Wuchs, seinen Ton, seinen Gang, und wenn ich es erlangen konnte, daß auch die Umstehenden mich für Heinrich den Vierten hielten, so war ich überglücklich".

„Ich siegte, und sah nun überall mich als siegenden Monarchen begrüßt. Meine Wohnung war in einen glänzenden Pallast verwandelt, der mit den schönsten Siegstrophäen geschmückt war, und ich fand darin alles was Mahlerei, Bild-

hauerkunst und alle Künste des Luxus nur Schönes und Ausgesuchtes bieten können. Nun wollte ich mich auch verheirathen, und schon schien die Natur an meiner Heilung zu arbeiten. Ich sah Frauen von allen Farben und Nationen, und wählte darunter eine Anzahl aus denjenigen Völkerschaften aus, die ich besiegt hatte. Nun schien es mir, als müßte ich alle diese Weiber, je nach den verschiedenen Gesetzen ihrer Nationen, heirathen, und meine Einbildungskraft war damit auch ganz zufrieden; aber bald schien es mir wieder, daß ich dann in ein weichliches Wohlleben fallen würde, und ich faßte den Entschluß, alle diese Weiber, jede in ihr Vaterland, ziehen zu lassen, und sie nur von Zeit zu Zeit zu besuchen. Einer unter ihnen gab ich vor allen den Vorzug; sie war die Königinn meines Herzens und das Bild einer jungen Dame, die ich vier Tage vor meiner Krankheit gesehen hatte. Ich drückte ihr auf die zärtlichste Weise meine Liebe aus, aber fern blieb es von mir, einen strafbaren Wunsch zu äußern. Ich hatte nie ein erotisches Buch gelesen, nie ein Weib umarmt, ja nicht einmal je einer einen Kuß gegeben. Aller Welt erzählte ich von meiner Liebe, und wenn man sich über meine Wahl wunderte, so begriff ich nicht, wie man einen so liebenswürdigen, so reitzenden, so himmlischen Gegenstand nicht lieben sollte"!

„In dieser heftigen Krankheit wurden meine Sinne so höchst reitzbar, daß ich abwechselnd deshalb die größten Qualen und die größten Genüsse empfand. Das Licht schien mir zuweilen die Augen mit solchem Glanz, solcher Lebendigkeit zu treffen, daß ich es durchaus nicht ertragen konnte. Alle Farben mißfielen mir außerordentlich, bis auf das Grüne, das ich immer mit erneutem Vergnügen sah; schwarz aber war mir vorzüglich ein Gräuel. In der dunklen Nacht kamen mir tausend Bilder vor die Seele, scheußliche Ungeheuer, furchtbare Gestalten, zuweilen aber auch äußerst liebliche Scenen. Einmal sah ich mich auf diese Art ins Paradies versetzt. Auch das Gehör war auf ähnliche Weise krank, und so empfindlich, daß die leisesten Bewegungen der Luft mein Ohr mit Donnergetöse trafen. Wenn ich eine nahe Glocke schlagen hörte, so schien es mir, als schlüge sie an das Himmelsgewölbe, und als hallten die Pole von dem furchtbaren Schlage wieder, als würden alle Planeten dadurch erschüttert. Ein andermal ließ mich mein Ohr den schönsten Genuß empfinden, dessen ein

menschliches Gefühl vielleicht nur fähig ist: ich schien mit allen Muskeln und Nerven meines Körpers an die übrige Natur angekettet, und bildete mit ihr ein einziges, musikalisches Instrument, welches eine himmlische Musik belebte. Meine Mutter sagte mir, daß sie in diesem Augenblicke alle Theile meines Körpers in einem gleichmäßigen, gemessenen Takte sich bewegen gesehen habe. Auch die Sinne des Geruchs und Geschmacks waren solchen Illusionen unterworfen. Ich roch bald köstliche Wohlgerüche, bald unerträgliche Ausdünstungen, schmeckte die feinsten Essenzen, und wieder andere Dinge, die mir Ekel und Erbrechen machten. Auch der Tastsinn wurde von diesen Extremen von Lust und Schmerz ergriffen, aber er erschien zuletzt auf dem Theater". (Und hier wollen wir Blanchet in seiner Muttersprache reden lassen:) „*Le rideau déjà levé, le Flambeau de la raison totalement éteint, il* (der Tastsinn) *vint faire le dénouement de la pièce par une catastrophe qui alarme la pudeur, étonne la nature, et déconcerte la religion; nécessaire cependant et inévitable. A la suite de cette crise dont toute la honte rétombe sur la loi du célibat ou sur son législateur, je ne pus plus ignorer ni me dissimuler le principe de ma maladie, mais je vis et compris clairement, qu'elle avait été causée par l'abondance et l'effervescence de l'humeur séminale, augmentée et échauffée par ma résistance et mon opiniâtreté à réfuser à la nature de satisfaire à ses besoins*". —

Dies ist die berühmte Geschichte von Blanchet, die so oft citirt, und auf deren Autorität so oft gesündigt worden ist, weil man übermäßige Enthaltsamkeit für viel schädlicher hielt, als Ausschweifungen. Indeß darf man dies gar nicht so als ausgemacht hinnehmen. Berühmte Aerzte haben Blanchet's Geschichte ganz mit ihren Erfahrungen widersprechend gefunden, ja Andre sind noch weiter gegangen, so z. B. Blumenbach, welcher meint, die ganze abentheuerliche Historie sei eine reine Erdichtung eines geistlichen Herrn, dem sein Coelibat etwas sehr lästig gewesen. Ein andrer großer Kenner, der bekannte Markard, der so viele Jahre Brunnenarzt in Pyrmont war, und hier so vielfältige Gelegenheit hatte zu reichen Erfahrungen über alle möglichen Geschlechtskrankheiten, hat die Blanchet'sche Geschichte sehr kritisch untersucht und

ihre Principien widerlegt. Es verlohnt sich der Mühe, nachdem wir in der obigen, ausführlichen Erzählung sehr oft gegen eine strenge Enthaltsamkeit, gewiß zur Herzstärkung mancher Leser, gesprochen haben, nun auch zu Gunsten derselben Markard's gewichtige Stimme reden zu lassen; wir bitten unsre Leser aber, nun auch die folgenden Seiten nicht zu überschlagen, wenn es ihnen hier um wahre Belehrung zu thun ist. Wir werden später sehen, wie die Wahrheit in diesem wichtigen Punkte, bei so streitenden Extremen, festzustellen sein dürfte.

„Man hat, sagt Markard, in neuern Zeiten sehr viel von den Ursachen und der Heilung der männlichen Geschlechtskrankheiten geschrieben; man hat lebhaft gegen die Laster geredet, aus denen die meisten herrühren; man hat die Krankheiten selbst definirt, und auf ein Haar, zuweilen ziemlich willkührlich, unterschieden; aber man hat verabsäumt, einen irrigen Grundsatz anzugreifen, der allem, was wider die Unkeuschheit gepredigt wird, Kraft und Wirksamkeit benimmt. Von diesem möchte ich hier reden. Aber es läßt sich nicht davon handeln, ohne daß ich die Dinge deutsch bei ihrem Namen nenne“.

„Es ist eine fast allgemeine Meinung, die man allenthalben hört, mit der Enthaltsamkeit sei es ein gefährliches Ding, und sie sei oft schädlich; es seien die Ergießungen des Saamens dem gesunden Manne eben so nothwendig, als es ihm nothwendig ist, sein Wasser zu lassen, und wenn dies unterbliebe, so könne die Gesundheit davon Schaden leiden. So was, sagt man sehr irrig, lasse sich nicht ausschwitzen, weil es doch allerdings, wenn man so reden will, ausgeschwitzt wird“.

„Ich kenne gewiß manchen jungen Mann, der enthaltsam leben würde, wenn er recht überzeugt wäre, daß man es ohne Schaden sein könne, und wenn ihn nicht zuweilen der verzweifelte Gedanke plagte, es sei unnatürlich und ungesund, sich solche Vergnügen zu versagen; er könne sich dadurch Beschwerden auf den Hals ziehen, und seiner Gesundheit nachtheilig werden. Die Wollust hat für sich schon so viel Reitz, daß es nur einen Schatten von einem vernünftigen Grunde braucht, um dazu zu überreden. Wie weit die Verblendung hierbei gehen könne, das sah ich einst an einem Menschen von

einem erbärmlich schwachen Körper, der durch Selbstbeflekkungen epileptische Zufälle litt, und doch noch immer glaubte, solche Ausleerungen seien seiner Gesundheit nothwendig, und seine Natur fordere sie schlechterdings. Dieser Mensch sah gewisse, aus der Schwäche seines Körpers, aus seiner Reitzbarkeit und lebhaften Einbildungskraft herkommende Antriebe für Beweise seiner Kräfte und für eine Stimme der Natur an."

„Es ist mir nicht bewußt, daß weder in medicinischen Schriften, noch in solchen, die für den Unterricht und Gebrauch des Publici abgefaßt sind, diese Sache gehörig erörtert wäre; um die Wahrheit zu gestehen, es scheint mir, daß viele Aerzte nicht recht wissen, was sie hierüber glauben sollen, zumal eben einige gerade das Gegentheil von dem behaupten, was ich für wahr halte. Ich will deswegen hier umständlich davon reden, und einiges wiederholen, was ich schon darüber an andern Orten, sonderlich bei Gelegenheit des berühmten Priesters Blanchet gesagt habe, den ich hier nothwendig anführen muß. Blanchet, ein französischer Geistlicher, war ohngeachtet, seiner quälenden Begierden aufs strengste keusch gewesen; dieses scheint wohl gewiß zu sein. Nun verfiel er in eine Raserei; er beschreibt seine Geschichte in einem eignen Buche, das auch deutsch übersetzt ist, und er behauptet darin, diese Wuth sei von dem Saamen entstanden, der ihm nach dem Hirne gegangen. Das ist nun eine äußerst willkührliche Erklärung, die zwar Büffon dem Blanchet gelten läßt, weil sie seinem System der *molécules organiques* günstig ist, die aber in der That und vernünftiger Weise nicht zu rechtfertigen steht. Die Mutterwuth der Weiber, (*furor uterinus*) ist ein Zufall, der dem seinigen völlig gleicht, der auch mit einer Begierde nach dem andern Geschlecht verbunden ist; aber die Weiber haben keinen Saamen, der ihnen das Hirn verrücke, daher ist hier blos die Einbildungskraft und ein reitzbarer, in Aufruhr gebrachter Zustand der Nerven zu beschuldigen; diese allein war es auch unstreitig, was den Blanchet rasend machte."

„Sobald es wahr ist, daß kein Mann durch die blos physischen Folgen der Enthaltsamkeit um die Gesundheit kommen könne, so ist sie etwas Unnatürliches, und man muß ihr das Wort nicht reden. Aber es ist nicht wahr. Wenn die Zurückhaltung des Saamens physisch etwas schaden könnte, so

sollten sich die nachtheiligen Wirkungen davon zuerst in den Saamenwerkzeugen und Behältnissen durch Ueberfüllung, Stockungen und Entzündung äußern, aber dergleichen sieht man weder bei Menschen, noch bei Thieren, und selbst Blanchet spürte nichts davon."

„Ich kenne verschiedene zuverlässige Beispiele von gesunden und jungen Männern, die in vielen Wochen, in zwei bis drei Monaten, zuverlässig gar keinen Saamen verloren hatten, die sonst wohl an mäßige Ausleerungen gewohnt waren, und die nach etlichen Monaten, die unter besondern Richtungen des Gemüths auf gewisse dasselbe sehr beschäftigende Gegenstände, verstrichen waren, auch nicht die kleinste Spur von Beschwerden einer Art daraus litten. Diese Beobachtungen sind unwidersprechlich wahr und richtig. Da nun aber doch bei gesunden Männern die Saamenbehältnisse in wenigen Tagen nach einer Ausleerung schon ziemlich wieder angefüllt sind, wenn auch keine Reitze auf diese Theile, die aus wollüstigen Vorstellungen herkamen, diese Anfüllung beschleunigen; so darf ich wohl sagen: was in etlichen Monaten nicht Uebels daraus widerfährt, das widerfährt nie. Ich darf behaupten: stockt und verdirbt nichts in so langer Zeit, so müssen Wege sein, welche diesen Saft auf andere Weise aus seinen nicht gar zu großen Gefäßen wieder hinwegführen. Ich darf aber dieses um so viel dreister sagen, weil wir vollkommen wohl begreifen, warum die gefürchtete Gefahr ein Hirngespinst sei."

„Wir wissen ja genugsam, welcher Wege sich die Natur bedient, um Säfte aus den Höhlen, worin sie behalten werden, wieder in den Umlauf zu bringen; und sollte wohl der weise Schöpfer dieses bei einer Gelegenheit versäumt haben, wo es wegen der Ordnung und zum Besten der Gesellschaft so höchst nothwendig war, und wo durch diesen Mangel der Tugend ein Riegel vorgeschoben oder gar eine Strafe zubereitet würde? Nimmermehr! Die Zergliederung zeigt deutlich, daß es in diesem Stücke gehe, wie in andern; und der berühmte Meckel hat es von den Saamenbläschen besonders gewiesen, wie sie die enthaltene Feuchtigkeit, wenn sie nicht vergossen wird, wieder den zirkulirenden Säften zuführen, und solchergestalt mit dem Blute vereinigen. Nicht allein geschieht dieses in den Saamenbläschen, sondern in der ganzen Strecke der

Saamengänge und in den Hoden selbst schon. Hieraus begreift man denn, wie einige Thiere, denen die Natur hierin weit größere Kraft gegeben hat, als dem Menschen, vornämlich die Pferde, ohne Ausleerung dieser Art doch sehr gesund und munter sind. Man sieht niemals bei den Hengsten, die man nicht decken läßt, geschwollene Geilen aus der Verhaltung des Saamens entstehen, und es erfolgt bei ihnen keine Wuth daraus, vielmehr wird das Thier dadurch munterer und kräftiger."

„Wenn wir aber auch hierüber beruhigt sind, sagen die Blanchete, und aus dem stockenden Saamen in unsern Zeugungstheilen keine Gefahr befürchten; so entsteht gerade das, was uns schreckt, nämlich der Saame geht in's Blut über, steigt in's Gehirn und macht uns toll. Freilich hat dieses noch niemand behauptet, außer dem Priester Blanchet, und niemand wird so etwas sagen, der die Natur des thierischen Körpers kennt. Schon die alten Aerzte behaupteten, daß der Saamen mit Nutzen im Leibe zurückbehalten werde, daß er den Körper stärke, munter, muthig, kühn, unternehmend und dauerhaft mache. Die Alten sahen also gerade das Gegentheil von dem, was Blanchet besorgt, und wir können uns täglich überzeugen, daß sie recht beobachteten. Sehen wir nicht allenthalben, daß unter den Gesunden diejenigen am gesundesten sind, die am keuschesten leben, und daß sie am spätesten alt werden?"

„Die Beobachtung der Thiere läßt hierüber keinen Zweifel zurück. In England erlaubt man niemals, daß einer von den Hengsten, die zum Wettrennen gebraucht werden, eine Stute decken darf, weil die Erfahrung zeigte, daß ihnen dieses im Rennen schadete. Und diese Thiere sind unter allen unstreitig diejenigen, welche die größte Stärke, Anstrengung, Gewalt und Schnelligkeit im Spiel ihrer Muskeln ausüben. Wer es nicht selbst gesehen hat, der begreift es kaum; und doch ist es wahr und zuverlässig, daß diese Hengste (andere Pferde braucht man dazu nicht), in einer Minute und etlichen Sekunden eine englische Meile zurücklegen, und ungefähr in etwas über fünf Minuten eine deutsche Meile. Dieses außerordentliche Vermögen eines Thieres setzt doch gewiß die höchste Vollkommenheit der Organe und der ganzen Maschine voraus. Es beweist auch, wie mir däucht, ganz unläugbar, was freilich diejeni-

gen Engländer, die dieses Hazardspiel mit Wettrennen treiben, aus Erfahrung lange wissen, daß die größte Enthaltsamkeit diesen Thieren nicht nur nicht schade, sondern vielmehr sie vollkommener mache. Nur erst, wenn sie vor Alter nicht mehr laufen können, braucht man sie zur Zucht, um ihre Art zu behalten."

„Ach! wie oft sah ich jeden Sommer in Pyrmont einen betrübten Zustand des Kopfs, des Magens und des ganzen Körpers aus der Verschwendung dieses Safts, bei solchen, die gewiß heiter und gesund gewesen wären, und eine lange Jugend hätten hoffen können, wenn sie an die Keuschheit geglaubt hätten. Aber nun mußten sie nach Pyrmont kommen, um ihre arme Natur wieder ein wenig aufzurichten."

„Es ist seltsam, daß man bei so vielen Menschen, und zumal auch bei vielen Aerzten, eine Art von Hartgläubigkeit findet, die durchaus die häufige Vergießung des Saamens für ein ganz gleichgültiges Ding erklärt. Aber was kann man von einer Sache wissen, um die man sich nicht bekümmert, und wonach man nie fragt. Dieses ist wirklich der Fall mit sehr vielen Aerzten, die sich bei keiner langwierigen Krankheit, zumal junger Leute, nach diesem Umstand erkundigen; die immerhin ihre gewöhnlichen Recepte gegen den schwachen Magen, gegen Schwindel und Gedächtnißschwäche verschreiben, ohne sich zu bekümmern, aus welchem Grunde diese Schwachheiten eigentlich herrühren."

„Nur Aerzte, die von den gemeinen Vorurtheilen nicht eingenommen sind, und die auf solche Dinge Acht geben, können wissen, wie unsäglich viele lange, drückende und quälende Krankheiten und Beschwerden ihre einzige und wahre Ursache in der, nach Verhältniß der Kräfte zum Uebermaaß befriedigten Wollust haben. Das Ehebette macht hier keine Ausnahme. Im Schooße der Ehe liegt die ganze Quelle des Elends von manchem Ehemanne, ohne daß er es argwöhnt. Sein Unglück ist, daß er eine Regel befolgen will, die Luther gegeben haben soll, und die für den kernfesten Doktor Luther leidlich sein mochte, aber nicht für ihn."

„Ich weiß es recht wohl, daß nicht der Eine wie der Andere sei, daß die Natur manches Menschen viel aushalte, und daß es einst auch einen Herkules gab. Indessen habe ich einen solchen wahren, berühmten und bekannten Herkules,

dem Körper und den Kräften nach, gekannt, der von Rechtswegen neunzig Jahre gesund hätte leben müssen, der schon im sechs und vierzigsten Jahr ein kraftloser hinsinkender Greis war, und im acht und vierzigsten an Entkräftung des Leibes und der Seele starb. Die menschlichen Kräfte sind endlich, und ganz besonders in diesem Stücke. Wer sagt uns auch immer, daß das schlaffe, träge, unmännliche Wesen, das elende Aussehen, die matten, todten Augen und tausenderlei andere Schwachheiten bei Leuten die wir kennen, einen andern Grund habe, als Uebermaaß in diesem Stücke? Die häufige Ausleerung eines Saftes, auf dessen Zubereitung die Natur offenbar außerordentlich viel Arbeit wendet, der das Blut seiner feinsten, geistigen und balsamischen Theile beraubt, und die mit so großer Anstrengung und Erschütterung der Maschine geschieht, kann unmöglich dem Körper ganz gleichgültig sein. Die Gewohnheit macht hierin nicht viel gut. Bekanntlich hält niemand besser aus, als wer vorher enthaltsam gelebt hatte, folglich nicht gewohnt war. Nicht leicht stelle sich auch jemand zum Beispiel auf, und sage: Mir schadet es nicht. Man sieht immer, daß diejenigen am schwersten für ihre Ausschweifungen büßen, bei denen die Folgen am längsten ausbleiben; und die Ursache ist sehr begreiflich."

„Ich habe doch schon manchen Kranken gesprochen, und darunter auch zuweilen sonderbare und seltene Fälle kennen lernen; aber noch soll der erste kommen, der über die physischen schlimmen Folgen der Keuschheit geklagt hat. Gewiß nicht, weil es keine Keuschheit in der Welt giebt; dieses weiß ich besser: sondern weil sie keine physisch üble Folgen hat. Niemand klagte mir noch: dieser erbärmliche Zustand des Kopfs, mein elender, schwacher Magen, diese zerrütteten Nerven sind Folgen der Enthaltsamkeit, und ich zweifle auch, daß irgend ein andrer Arzt glaubwürdig eine solche Klage je gehört habe."

„Was hier angeführt ist, sind fast alles Erfahrungsgründe. Die Natur des milden Safts und ähnlicher Wirkungen des menschlichen Körpers beweist aber ebenfalls, und zur Ueberzeugung, theoretisch, die Thorheit von Blanchets Furcht. Schadet doch nicht einmal der Klapperschlange ihr fürchterliches Gift, wenn es nicht vergossen wird, sondern wieder zurück in ihr Blut geht."

„Es ist auch nicht gegründet, daß bei den Thieren eine

unbändige Brunst aus dem in's Blut zurückgeführten Saamen entstehe; denn diese Brunst kommt nur zu gewissen Jahrszeiten, da doch die Absonderung des Saamens ununterbrochen fortdauert, und durch Frühling und sanfte liebliche Luft etwas vermehrt wird. Angenehme Eindrücke der Wärme und des Frühlingsgefühls, die den Werkzeugen der Empfindung schmeicheln, sind die wahren Ursachen der aufwachenden Triebe, wenn sie ruheten; und diesen folgen natürlich, wie jedem Reitze, stärkere Absonderungen, da, wo er hinwirkt. Heißes Klima reitzet beständig, aber entmannet."

„Man zieht viele, aber gewiß irrige Schlüsse gegen die Enthaltsamkeit aus den freiwilligen nächtlichen Ergießungen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, und will daraus beweisen, daß die Entledigung von dem Saamen ein eben so nothwendiges Bedürfniß sei, als andere Ausleerungen. Eben darin, daß die Thiere diese Ergießungen nicht haben, liegt schon ein wichtiger Grund gegen die physische Nothwendigkeit derselben. Wenn man betrachtet, daß die schwächsten und der Wollust am meisten fröhnenden Menschen diesen nächtlichen Pollutionen am meisten, und oft zur völligsten Entkräftung, unterworfen sind, hingegen gesunde, die nicht etwa sehr an diese Ausleerungen gewöhnt sind, weit weniger und oft gar nicht; daß diejenigen, welche eine lebhafte, und auf solche Vorstellungen gerichtete Einbildungskraft haben, ihnen häufiger unterworfen sind, als solche, die weniger lebhaft sind, oder deren Gemüth von andern Gegenständen voll ist; wenn man erwägt, daß ein Gesunder niemals eine solche nächtliche Ergießung hat, ohne daß dabei wollüstige Vorstellungen oder Träume sind, so kann man fast nicht anders als annehmen, was ich schon vorlängst, und so viel ich weiß, zuerst behauptet habe: daß diese Ergießungen, in so fern sie nicht Krankheit sind, mehr für eine Wirkung der Einbildungskraft angesehen werden müssen, und mehr zu deren Bändigung dienen, als daß sie einen physischen Nutzen hätten. Und daher erklärte sich denn, warum die geilsten Thiere, wie Sperlinge und Hähne, die eingesperrt sind, hiervon nichts wissen, selbst die Affen nicht, so viel mir bekannt ist, die man doch sogar sich beflecken sieht."

„Ueberhaupt wird es nicht genug erwogen, von wie ausnehmend großem Einflusse die Einbildungskraft auf diese Dinge sei. Wie ganz gewöhnlich ist alles das blos das Werk der

Einbildungskraft, was man für Naturtrieb ansieht, und aus dem Grunde zu befriedigen trachtet. Sieht man nicht so oft bei ganz Gesunden aller Triebe dieser Art völlig und auf lange Zeit schlafen, wenn die Seele von andern Vorstellungen, die sie an sich ziehen, erfüllt ist? Hingegen der müßige Kopf, dessen Imagination freies Spiel hat, empfindet jeden Augenblick sogenannte Naturtriebe. Wer unter einer anhaltenden Aengstlichkeit, Furcht und Sorgen lebt, bei dem sind, wenn er auch das wollüstigste Temperament hat, alle solche Triebe völlig getödtet, so lange dieser Zustand dauert. Kann man dieses auch auf was anders, als auf die Einbildungskraft schieben? Denn die physischen Wirkungen gehen ihren Gang, und die Absonderungen der Säfte werden dadurch nicht unterbrochen, wie sich das genug zeigt, sobald der leidenschaftliche Zustand ein Ende hat."

„Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, daß ich gewisse, in der Welt sehr nützliche und nothwendige Uebungen verschreien wolle. Auch würde man mir das größte Unrecht thun, wenn man mir aufbürdet, ich läugne die physischen Triebe und Reitze aus angefüllten Saamengefäßen ab. Diese sind allerdings stark genug, und wirken bei dem Einen viel heftiger als bei dem Andern. Aber daß demungeachtet diese vermeinten physischen Triebe zur Wollust oftmals in der Imagination sitzen, und ganz allein darin sitzen können, das beweiset endlich die bekannte Geilheit der Verschnittenen unläugbar genug, bei denen doch nun die physische Ursache ganz ausgerottet und getödtet ist."

„Ob es mir gleich nie einfallen wird, den Coelibat der römischen Geistlichen zu vertheidigen, weil er den natürlichen und rechtmäßigen Wünschen der Menschen widerstrebt, und sonderlich, weil er alle Hoffnung abschneidet, so kann ich doch niemals die physische Schädlichkeit der Enthaltung zugeben. Wer nun Lust hat, es zu versuchen, wer sein Gemüth wohl beschäftigt und den Leib übt, oder, wo es nöthig ist, ermüdet, der wird bald überzeugt werden, daß die Religion, durch das strengste Gebot der Reinigkeit, in diesem Stücke weder etwas Unmögliches, noch etwas Schädliches fordere, und daß Enthaltsamkeit keine so gefährliche Tugend ist, als man es geglaubt hat."

So wahr die meisten dieser Behauptungen, und so beher-

zigungswerth sie gewiß sind, so ist es doch auch gewiß, daß Markard mit etwas zu grellen Farben mahlte. Es fehlt, auch wenn wir Blanchet nicht ganz gelten lassen wollen, doch nicht an Beispielen, wo bei ganz gesunden Menschen, mit lebhafter Phantasie, eine zu rigoröse Enthaltsamkeit nicht gesund war. Galen erzählt die Geschichte zweier Eheleute, die sich plötzlich die gewohnten Genüsse versagten, dadurch in einen üblen Zustand verfielen, und nur geheilt wurden, da sie das System der Enthaltsamkeit aufgaben. Tissot hat eine kräftige, vierzigjährige Wittwe gesehen, die lange Zeit das Vergnügen der physischen Liebe genossen, und es nun viele Jahre lang entbehrt hatte, und die darauf in eine so heftige Hysterie verfiel, daß sie den Gebrauch ihrer Sinne verlor. Kein Mittel konnte die Anfälle abkürzen, und nur wenn man die Sexualtheile ihr rieb, so daß ein krampfhaftes Zittern entstand, so kam sie wieder zu sich. Derselbe Arzt erzählt mehrere ähnliche Beispiele, und auch Haller und Zimmermann theilen Krankengeschichten mit denselben Verhältnissen mit. Aber in den meisten Fällen entstanden solche Zufälle doch nur, wenn die an Befriedigung bereits gewöhnte Natur wieder entwöhnt wurde. Unter solchen Verhältnissen ist der Mensch nicht das einzige Geschöpf, dem dann eine erzwungene Enthaltsamkeit nachtheilig oder gar schädlich ist; auch die übrigen Thiere empfinden dann die Folgen des ungestillten Bedürfnisses, und von ihren Weibchen getrennt, suchen sie oft naturwidrige Befriedigung. Pfauen begatten sich mit Enten, ja der eingezwängte Trieb reißt wohl noch weiter entfernt stehende Gattungen in wilder Brust an einander, und das Leiden der Liebenden, jetzt im einsamen Käfig seufzenden, Turteltaube hat keinen andern Grund, als solche unfreiwillige Wittwen-Enthaltsamkeit!

Andre Thiere finden andre Mittel ihren Drang zu beschwichtigen. Die schmutzige Selbstbefleckung der Affen ist berüchtigt und bekannt genug; Hunde reiben sich gegen irgend einen Körper, oder sie stoßen die Ruthe oft und wiederholt aus ihrer Scheide, um sich zu kitzeln; auch Pferde treiben zuweilen ein ähnliches Manövre, und das Kameel ist so wenig enthaltsam, daß das ungeschickte Thier sich in der Brunstzeit auf Alles wirft, was ihm vorkommt, und es so lange unter seinem Leib drückt und preßt, bis es befriedigt ist. Ja man er-

zählt, daß Einer von den Elephanten, die in den letzten zehn Jahren in Paris gestorben sind, seinen Körper so geschickt zu drehen wußte, daß er sich dadurch häufige Ejaculationen machte, denen man sogar seinen frühen Tod zuschreibt.

Bei dem Menschen aber, der nicht, wie die Thiere, auf bloße Vegetation und Reproduktion angewiesen ist, und den ein veredelter Geist, eine höhere Vernunft meistens vor der Einwirkung der sinnlichen Triebe bewahrt, und ihn von den erotischen Gedanken abzieht, namentlich bei dem Manne, ist, wenn er nur einmal in den ersten Aufwallungen das Feuer des Geschlechtstriebes zu unterdrücken gelernt hat, und wenn er nicht durch frühere Genüsse seinen Körper an erotische Reitze gewöhnt hat, dann, sagen wir, ist bei dem Manne eine strenge Enthaltsamkeit gewiß nicht so schädlich, als die Blanchete behaupten. Bei dem Weibe ist dies schon eher der Fall, und ein Weib verträgt schon seltener ohne allen Nachtheil eine strenge, vollständige Enthaltsamkeit ihr ganzes Leben hindurch.

Alle langen Feuerhütungen schaden der Gesundheit, und wohl keine mehr, als die vestalischen.

Die vestalische Hüttenkatze reißt wohl so viele Herzensschmelzerinnen weg, als die gemeine Metallschmelzer.

Lichtenberg.

Und diese Sätze dürften denn nach unsern, und den Erfahrungen der berühmten Aerzte, die wir in dieser Abhandlung citirt haben, das Resultat über diesen wichtigen Gegenstand ausmachen, das aber nun noch durch die Individualität des einzelnen Menschen sehr geändert wird. Folgern wird sich auf jeden Fall daraus lassen, daß eine strenge Enthaltsamkeit nicht naturgemäß ist, und daß es daher überall gewisser heilsam ist, wenn man dem süßen Drange der Natur nachgiebt, aber auch, wir wiederholen es, nur dann nachgiebt, wenn die Natur, nicht wenn eine künstlich erhitzte Phantasie, eine verderbte, wollüstige Seele drängt; das heißt also, wenn der jugendlich kräftige Mensch den Becher der Freude, wenn er ihm dargeboten wird, mit Maaßen und bedächtig-schlürfend leert, nicht aber, wenn er ihn wild-lüstern vom heiligen Altar der Natur hinwegreißt, und ihn in viehischer Hitze hinunterstürzt. Un-

vermeidlich wir ihm dann der Labetrank zum zerstörenden Gift! (Vgl. Geschlechtstrieb, Unmäßigkeit, Wollust.)

Entjungferung.

Ein hochwichtiger Akt in dem großen Drama der physischen Geschlechtsliebe! So lange er nicht gespielt ist, dieser Akt, so lange ist die Intrigue nur noch geschürzt, nicht gelöst, und auch in diesem Drama muß die Katastrophe vor sich gegangen sein, wenn das Stück zu Ende gespielt werden soll. Ein heiliger Schauer bemächtigt sich des ernsten Beobachters und Erforschers der Natur, wenn er die Ueberschrift dieses Kapitels siehet! Von diesem Akte ist die fortdauernde Erzeugung der Menschengattung auf der Erde bedingt! Darum waren auch die meisten Völker zu allen Zeiten von dem Heiligen in der Idee der Jungfrauschaft durchdrungen, und wie die rohesten unter ihnen fast eine religiöse Feier derselben, und eigene Gebräuche und Ceremonien zu ihren Ehren ersonnen hatten, so haben die civilisirten Nationen und ihre Dichter ihrerseits mit poetischem Blicke die Erhabenheit, die Würde der Jungfrauschaft angeschaut.

Ut flos in septis secretus nascitur hortis,
Ignotus pecori, nullo contusus aratro,
Quem mulcent aurae, firmat sol, educat imber:
Multi illum pueri, multi optavere puellae;
Idem cum tenui carptus defloruit ungui
Nulli illum pueri, nullae optavere puellae,
Sic virgo dum intacta manet — —

Catullus.

Wie die Blume, die heimlich erblüht im umgitterten Garten,
Nicht von der Heerde gekannt, von keinem Pfluge zerstampfet,
Sanft von den Lüften gewiegt, von Sonn' und Regen erzogen:
Viele Knaben begehrten sie schon und Viele der Mädchen —
Aber wie sie, gepflückt mit zartem Finger, verwelket,
Und nun jetzo sie Keines begehrt der Knaben und Mädchen —
Also die Jungfrau, so lange sie unberührt — —

Nur Büffon hat bei dieser Gelegenheit einmal zeigen wollen, daß geistreiche Köpfe auch gewaltige Paradoxen sagen können, und erklärte deshalb die physische Jungfrauschaft für

eine Narrheit. Es giebt nach ihm nur eine moralische Jungfrauschaft, und eine Mutter kann daher eben so gut Jungfrau sein, als ihre Tochter! Es ist klar, daß Büffon hier Jungfrauschaft und Reinheit des Herzens für identisch genommen hat, und allerdings ist die moralische Jungfrauschaft nichts anders als die Keuschheit, (s. diesen Artikel;) allein trotz seiner Autorität, werden wir doch wohl auch eine physische Jungfrauschaft statuiren müssen, die auch im Kapitel von der Entjungferung vorzüglich in Anregung kommt.

Wenn im Allgemeinen Entjungferung der Akt ist, durch welchen diese physische Jungfrauschaft (s. diesen Art.) des Mädchens vernichtet, und dadurch die Emmission des männlichen Theiles in den weiblichen Körper, folglich Befruchtung, möglich gemacht wird, so bezeichnet der Sprachgebrauch ganz eigentlich unter diesem Wort auch noch die physische Uebereinstimmung des Willens bei den Individuen beiderlei Geschlechtes in diesem Akte, dagegen eine von Seiten des Mannes erzwungene Entjungferung: Nothzucht genannt wird. (S. Jungfrauschaft.)

Wir ersparen eine kurze Belehrung über die Zeichen der unverletzten und die der verletzten Jungfrauschaft, also der Entjungferung, auf die Abhandlung: Jungfrauschaft, und wollen dafür hier mit dem Leser verschiedene Zeiten und Völker durchwandern, um ihm zu zeigen, wie die Idee der Entjungferung in ihnen auf den menschlichen Geist eingewirkt, und wie er nach dem verschiedenen Grade seiner Ausbildung durch Ceremonien und Gebräuche sich über diese Idee, und ihre Wirkung auf ihn, ausgesprochen hat, welche Zusammenstellung wir für keinen unbedeutenden Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes halten.

Wenn bei den Kamschadalen ein junger Mann von seiner Schönen Zeichen ihrer Gunst, und später auch von dem Vater der jungen Dame die Erlaubniß sie zu freien erhalten hat, so berechtigt diese Erlaubniß den Bräutigam, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen, und sich ihrer auf irgend eine Art zu bemächtigen. Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig vorsieht, daß sie mit diesem nicht allein, weder in noch außer der Wohnung zusammenkomme, so wendet der geduldige

duldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommeu. Ueberdies verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestiget, und mit Fischernetzen umwindet.

Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hosen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entzwei. Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches, als ein Zeichen seiner Eroberung, in die Hosen des Mädchens. Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei; kommen andere Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr schwer gemacht. Sie schlagen ihn mit Fäusten, reißen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, daß ihm auf lange Zeit zu wiederholten Angriffen der Art die Lust vergeht. Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeachtet stark genug, mit seiner Hand das *non plus ultra* zu erreichen, so hat er gewonnen. Die Braut selbst verkündiget diesen Triumph durch den weinerlichen Ton: *Ni! ni!* Alle laufen sogleich hinweg, und lassen das glückliche Paar allein. Oft erleichtert Temperament und Liebe des Mädchens ihrem Bräutigam den Sieg; doch darf jener nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, daß Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben, und fast ganz zu Krüppeln geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben. Die Kamtschadalinnen sind übrigens in den Geheimnissen der Venus Pandemos gar nicht unerfahren; sie geben sich ihren jungen Männern nie auf einmal ganz hin; stufenweise müssen sie immer weiter zu kommen suchen, immer feuriger werden, um durch Verlängerung des Genusses, durch längere Züge aus dem Zauberbecher der Wollust, die unersättliche Liebeskraft ihrer Weiber zu befriedigen. Bei den Esthen ist die Braut bei der Ankunft ihres Bräutigams versteckt, und mit einem Gürtel umgeben. Sie wird aufgesucht, und alsdann fängt sogleich das Tanzen an. Hierauf setzt man sich zu Tische und speist Suppe, Fleisch nnd Braten. Die Braut wird mit einer wollenen Decke, die ihr auch schon nach der Trauung auf das

Gesicht gelegt wurde, verhüllt, und der sogenannte Brautvater steckt ihr einige Bissen unter der Decke in den Mund. Nach dem Essen tritt der Bräutigam seinen und der Braut Löffel in Stücken, wahrscheinlich um einer zu befürchtenden Zauberei vorzubeugen. Nachdem nun die ganze Nacht mit Tanzen, Schmausen und Trinken zugebracht worden, wird die Braut gegen Morgen in einem feierlichen Zug in das Haus des Bräutigams geführt. Sie hat ihren Bruder oder unter dessen Namen einen Fremden zum Fuhrmann. Ihr Kasten und einige gefüllte Trinkgeschirre, zuweilen auch ihre Aeltern, folgen der Gesellschaft. Sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, wird sie gehaubet. Bei dieser Ceremonie muß sie sich auf ihres Bruders Schoos setzen. Der Bräutigam, der Bräutigamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schoos, dem sie ein Paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber mit Beihülfe anderer die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern, und giebt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihr Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut giebt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden. Sie bestehen in Hemden, Gurten, Strümpfen und Handschuhen.

Endlich bringt man das neue Paar zur Feier der Brautnacht in den Viehstall, wo die Frau beim Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein Gleiches geschieht, wenn sie am Morgen im Hause herumgeführt wird, und zum erstenmal als Frau den Ofen fegt. In gewissen Gegenden wird am Morgen nach der Brautnacht dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten, und ihr ein besonderes Band vor die Stirne gebunden, woran Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Bemerkt man den Ehestandssegen zu früh bei ihr, so wird ihr dieser Schmuck genommen. —

Ehemals bestand in Rußland die Vollziehung der Hochzeit in der wirklichen Feier der Umarmung; die Verlobten begaben sich bei hellem Tage in die Brautkammer; vor derselben stand

ein Bedienter, der durch ein Zeichen den Augenblick der Hochzeit verkündigen mußte, um denselben mit Trompeten und Pauken zu feiern.

Bei den Tatarn in Sibirien versammeln sich die zur Hochzeit geladenen Gäste in dem dazu bestimmten Hause. In dem Zimmer der Braut wechselt Musik mit muntern Hochzeitliedern. Das Trinken wird dabei nicht vergessen. Sind die Gäste beisammen, so führen die Verwandten der Braut den Bräutigam in den Hof, den er dreimal umgehen muß; kommt er bei dem Zimmer der Braut vorbei, so wirft man ein Stückchen von Tuch zum Fenster heraus, worüber das Volk unter lautem Jubel herfällt. Hierauf begiebt sich der Bräutigam in das Zimmer, worin der Priester ist; dieser fragt ihn, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schickt man zur Braut, und läßt eben dieselbe Frage an sie thun. Haben sie nun beiderseits mit Ja geantwortet, und auch die Eltern ihre Einwilligung gegeben, so erklärt der Priester dem Bräutigam die im Lande üblichen Ehegesetze, von denen die Pflicht, ohne Bewilligung der ersten Frau nicht noch eine andere zu nehmen, ein Hauptartikel ist. Darauf segnet er das junge Paar ein, und endigt diese Ceremonie mit einem lauten Gelächter, worin alle Umstehende mit einstimmen. Den Tag nach der Hochzeit versammeln sich bei der Neuvermählten ihre Verwandten und Freundinnen, und beklagen den Verlust eines Gutes — das ja erst durch den Verlust ein Gut wird!

Ein Spiel, wo man verliert, um zu gewinnen;
Shakespeare.

Wenn sich am Abend ein junges türkisches Paar in die Brautkammer begeben hat, so kleidet der Bräutigam die Braut aus. Zur Keuschheit einer türkischen Braut gehört vorzüglich die Sorgfalt, ihren Leibgürtel mit einer Menge Knoten zu befestigen. Diese löset der Bräutigam auf, während die Braut ein andächtiges Gebet verrichtet. Da jene mühsame Arbeit oft eine stundenlange Beschäftigung ist, so läßt es sich denken, welche Probe dies für die Geduld des Bräutigams und die Andacht der Braut sein muß. Den Tag nach der Hochzeit erscheinen die jungen Hochzeitsgäste wieder bei den Neuvermählten. Findet sich, daß der Mann mit der unentweihten körperlichen Keuschheit seiner Braut zufrieden ist, so werden die

hochzeitlichen Feierlichkeiten verdoppelt. Hat der Mann hingegen keine Merkmale der unbefleckten Keuschheit gefunden, so wird die Braut mit Schimpf behandelt, und ihren Eltern wieder zurückgeschickt. Die Rache dieser geht oft so weit, daß sie wegen solcher auf sie zurückfallenden Schande ihre Tochter auf der Stelle ermorden.

Die Perser haben, wie die Türken, dreierlei Arten von Ehen, welche von den Gesetzen begünstiget werden. Sie heirathen nämlich entweder förmlich, oder miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sklavinnen. Die Braut wird des Nachts unter einer rauschenden Musik, ganz verschleiert, und von zwei Frauen und Verschnittenen begleitet, in das Haus des Bräutigams geschickt. Eine Stunde nach ihrer Ankunft führen sie zwei Matronen in das Schlafgemach, ziehen sie aus, und legen sie in das Bette. Bald hierauf erscheint der Bräutigam, von Verschnittenen oder alten Weibern begleitet, und erblickt nun seine Verlobte zum erstenmal, da bis dahin die Perserinnen sich vor keinem Mann sehen lassen dürfen.

Bei den herumstreifenden Arabern, den Beduinen, herrschen andere, seltsame Gebräuche. Nach geschlossenem Ehevertrage wird die Braut von Weibern in das Bad geführt, wo sie dieselbe waschen, ihre Haare salben und ihr die besten Kleider anziehen. Dann wird sie auf ein mit Decken, Blumen und Zweigen geschmücktes Pferd oder Kameel gesetzt, und mit Musik in das Zelt gebracht, wo die Hochzeit gefeiert werden soll. Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam auch in das Bad, ziehen ihn auf das Beste an, und führen ihn zu Pferde in einem feierlichen Zuge wieder zurück. Die Männer machen sich bei dem Bräutigam, die Weiber bei der Braut lustig; diese tanzen, singen, spielen auf kleinen Trommeln, und sagen der Braut über ihre Schönheit und Verdienste tausend Schmeicheleien. Hierauf beten alle und bitten Gott, daß er die Eheleute vor den Augen des Neids, d. h. vor Bezauberung, welche böse Leute an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle. Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Kompliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort

spricht, und sich nicht eher beweget, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr dann ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Ceremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein, und opfern die Erstlinge ihrer Liebe; hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser, und kleiden sich um. Die junge Frau begiebt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der unbefleckt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu.

Unter allen Nationen ist vielleicht keine, bei denen die eheliche Verbindung für eine wichtigere Handlung gehalten würde, als bei den Hindus; diese sind so sehr überzeugt, daß ihnen die Götter, nur der Fortpflanzung ihres Geschlechts wegen, das Dasein gegeben haben, daß sie die Unfruchtbarkeit als das größte Unglück ansehen. Sie verheirathen sich oft von Neuem, bis sie eine männliche Nachkommenschaft erzielen; und wenn alle ihre Weiber unfruchtbar sind, so adoptiren sie einen Knaben aus ihrer nächsten Verwandtschaft, damit Jemand da ist, der die kindlichen Pflichten bei ihrem Leichenfest an den Tag legen könne. Dies ist der mächtige Beweggrund, sich eine zahlreiche Nachkommenschaft zu wünschen, der unter allen Nationen ihnen nur allein eigen ist. So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das Band der Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erlangt haben; sie verachten die mannbaren Jungfrauen, weil sie von ihrer noch unentweiheten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben. Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu sein, so ist es gleichwohl keine für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht

man nicht selten sechzigjährige Greise, die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wenn nun der Tag der Hochzeit bestimmt ist, so fängt man an, den Kal in dem Hofe der Wohnung der Braut oder des Bräutigams zu pflanzen, d. h. einen Pfahl von dem Zelt in die Erde zu setzen, welches hier aufgerichtet wird. Die Freundinnen bringen den Verlobten Betel zum Geschenk, und sitzen unter einem Dach. In der Mitte des Hofes errichtet man einen steinernen Pollear, so heißt der Gott der Ehen, der mit einem Elephantenkopf und einem dicken Bauch vorgestellt wird. Die Braminen opfern ihm Kokosnüsse, Bananen und Betel, und bitten ihn, durch seinen Schutz die Heirath zu begünstigen. Hierauf wird ein Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baume in die Erde gesteckt; der Kal wird in einer Ecke des Hofs errichtet; sobald aber das Zelt aufgeführt wird, entfernt man den Pollear. Unter dem Zelt werden alle Feierlichkeiten der Hochzeit vollzogen. Man bringt vor dem Hause Verzierungen und Gemälde an, worauf zuweilen die Geschichte des nicht sehr züchtigen Gottes Guichena zu sehen ist. Täglich erscheinen die Tänzerinnen, um die Verlobten durch ihre Ballets, und durch auf ihre Verbindung abgefaßte Hochzeitlieder zu ergötzen. Am Morgen und Abend reiben sich dieselben in dem Innern des Gezelts mit Beeren von einer der Ehe geweiheten Pflanze. Reiche Leute lassen am Abend das junge Paar in prächtigen Palankins auf den Straßen und Spaziergängen beim Glanze zahlreicher Lichter herumtragen, von Musik, von tanzenden und singenden Bajaderen, den reich geschmückten Kindern der Verwandten und Freunde, von Elephanten, Kameelen und Pferden ꝛc. begleitet. In diesem feierlichen Zug führt man den Bräutigam in die Wohnung der Braut. Wenn er in die Thüre tritt, wird er auf eine gewisse Art entzaubert, denn die Indier glauben, daß boshafte Blicke neidischer Menschen die verderblichsten Folgen über andere bringen können. Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übri-

gen Raum ein. Nun fangen die Braminen ihre Gebete an, mit denen sie den Gott und die oberste Göttin in die zwei großen Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den Schiwen und Parwadi, wenn die verheirathende Familie von der Secte dieser Götter ist. In die kleineren Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Nach vielen Ceremonien schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart der Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann einen Fuß seines Weibes, und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben auf dem Zelt ist eine Oeffnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese Oeffnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: Betrachtet die Arindody (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und folget ihrem Beispiel! das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Die Weiber vom Hause bringen nun mit rothem Palmzucker vermischte Milch und Bananen, die sie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas Weniges kosten müssen. Die übrige Zeit des Tags wird mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht. Am Abend lassen sich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentlichen Spaziergängen von dem prunkreichsten Gefolge begleitet, herumtragen. Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, stellt man neue Opfer an, und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten, wie am Hochzeitfeste. Man erhält von Jedermann neue Glückwünsche und ladet seine Verwandten zu Gast. Diese Feierlichkeit heißt die kleine Hochzeit oder die zweite Hochzeit. Die erste Schwangerschaft ist ein Anlaß zu einem neuen Fest, den Göttern für das geschenkte Kind zu danken. Im siebenten Monat der Schwangerschaft dankt man abermals den Göttern auf das feierlichste für den der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz. Der Geburtstag ist vollends ein Tag der höchsten Freude und Dankbarkeit. Die Frau darf nie bei ih-

rem Manne schlafen, außer wenn es ihr die Schwiegermutter bewilliget, und selbst dann muß sie sich ganz unbemerkt in seine Schlafkammer schleichen. Wahrscheinlich will man hierdurch den unmäßigen Genuß der Liebe bei den Neuvermählten verhüten, oder vielleicht glaubt man auch, das Weib empfange desto leichter, wenn sie die Umarmung ihres Mannes nur verstohlnerweise genieße. Sobald sie aber einmal Mütter sind, haben sie hierin eine uneingeschränkte Freiheit. —

In Macassar führt man das Brautpaar in eine dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Hier werden sie drei Tage und drei Nächte allein gelassen, ohne daß sie heraus noch andere hineingehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau, welche ihnen dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Damit sie unter keinem Vorwand herausgehen dürfen, befindet sich zur Entledigung der natürlichsten Bedürfnisse in der Kammer ein kleines Kabinetchen.

Auf den Philippinen, wo man nur entjungferte Mädchen heirathet, und wo, ehe die Spanier in's Land kamen, das Geschäft der Entjungferung ein öffentliches Amt war, sind die Heirathen mit unmäßigen Kosten verknüpft. Zuerst muß der Heirathslustige die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Geliebten in das Haus gehen darf, dies heißt Passava; hierauf erlegt er das Patignog, und darf mit ihr sprechen; alsdann folgt das Passalog, für die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich zahlt er den Eltern für die Freiheit bei ihr zu schlafen, das Ghina-puang, welches nach Stand und Vermögen bestimmt wird. —

Auch im Königreiche Pegu überlassen wenigstens die Vornehmen die Feier der Brautnacht einem Andern, als ein sehr mühsames Geschäft, und bezahlen ihn dafür.

Wenn in Bantam der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gastmahl geendiget worden ist, so wird das junge Paar von den Anwesenden unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Eine chinesische Braut wird nach monatelangem Fasten und Ceremonien endlich von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer wird als heilig angesehen. Keiner Mannsperson wird der

Eingang in dasselbe verstattet. Weder der Schwiegervater, noch des Bräutigams Brüder dürfen dasselbe betreten. Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau auf eine Zeit lang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die Wiederkehr zur Ruhe genannt wird. —

In der Bucharei sehen sich die Verlobten während der Hochzeitceremonie gar nicht; der Jüngling begiebt sich unentkleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut in's Bette; er darf aber nur einen Augenblick darin verweilen. Diese Farce wird drei Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin gehuldigt haben, sind die Sineser sehr unbarmherzig; sie werden auf den öffentlichen Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sklaverei verkauft. —

Im Königreiche Japan erhebt sich am frühen Morgen die zum Hochzeitfeste gebetene Gesellschaft, und holt die Verlobten ab. Braut und Bräutigam besteigen jedes seinen besondern Wagen, der mit vier Ochsen bespannt ist. Der Zug geht vor die Stadt und ist mit Musik begleitet. Die Hochzeit selbst wird auf einem Hügel gefeiert. Wenn beide bei dem Hügel auf verschiedenem Wege angekommen sind, so gehen sie, die Verwandten und Musikanten, alle auf verschiedenen Seiten den Hügel hinan. Auf demselben nehmen die Verwandten ihren Platz, zwei und zwei, unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirm hinter der Braut; die Musikanten stellen und lagern sich hinter dem Bräutigam; einige spielen auf Instrumenten, andere schlagen auf messingene Kugeln, die an zwei Stücken Holz mit Ketten hängen, und noch andere tanzen nach dieser seltsamen Musik. Die feierliche Verbindung oder die Trauung geschieht in einem Zelte, welches auf dem Hügel errichtet ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben erheben sich Pyramiden, welche zur Bedeckung dienen. Die äußern Wände des Gezelts sind mit in Oel getränktem Papier überzogen, die innern mit reichen Stoffen ausgeschlagen. In der Mitte des Zelts befindet sich ein schön geschmückter Altar; auf demselben steht das Bild des Gottes der Ehe. Er ist mit einem Hundskopf abgebildet, um Treue und Wachsamkeit, gleich wichtige Eigenschaften im Ehestande,

anzuzeigen. Der Götze breitet seine Arme auseinander, und hält, die Festigkeit des Ehestandes anzudeuten, in den Händen einen messingenen Draht. Vor dem Altar steht ein Priester, an beiden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten und der Bräutigam zur Linken. (Die linke Hand hat bei diesen Nationen den Vorzug.) Jedes hält, nach altgriechischer und römischer Sitte, eine Hochzeitfackel in der Hand. Während der Priester einige Gebete hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, hierauf der Bräutigam die seinige an der Fackel der Braut. Der Priester ertheilt ihnen seinen Segen; alle Umstehende erheben ein Freudengeschrei, singen Hochzeitlieder, und bringen den Neuvermählten ihre Glückwünsche dar. Unterdessen die Ceremonieen auf dem Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein Theil der am Fuße desselben gebliebenen Hochzeitgäste mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen. Einige werfen die Puppen und dergleichen Gegenstände der jugendlichen Spiele der Braut in's Feuer; andere haben ein Spinnrad und einen Rocken in den Händen, und machen damit verschiedene Wendungen, um anzudeuten, daß die Neuvermählte die scherzenden Spiele der Kinder mit den ersthaften Geschäften einer Hausfrau vertausche. Zum Beschluß opfern die Priester am Fuße des Hügels zwei siamische Ochsen und einige Hammel dem Heirathsgotte. Hierauf führt man die Braut wieder zurück, und begleitet sie unter dem jauchzenden Zurufen und Glückwünschen des Volks in die Wohnung des Bräutigams. Jünglinge und Mädchen, mit Blumenkränzen geschmückt, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und bestreuen mit Blumen alle Zimmer. Das Fest dauert gewöhnlich acht Tage und verursacht ungeheure Kosten. —

Bei den Mauren wird der Bräutigam in die ganz finstre Kammer seiner Braut begleitet. Wenn das Brautpaar aber von Stande ist, so findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammetnen Polster hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter brennen, mit den Händen vor den Augen. — Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien Abduln, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlornen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut

überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument, zum Beweis bei einer etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eine heilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird. Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmal zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden sein, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstoßen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und Alles, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt hat, zurück zu geben. Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Während dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber Mulei Abd Allah einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Mauleseln binden, und sie so lange auf den Straßen umherschleifen ließ, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit der Königswürde. —

Wenn die Braut bei den Negern in Senegambien sich für eine unentehrte Jungfrau ausgiebt, (Jungfrauen giebt es aber hier selten); so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die Quirioten einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen. Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Aeltern nackend empfängt, und mit ihr zu dem Priester oder Marbuten geht, der sie unter allerlei Ceremonieen ein wenig Sand verschlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, ihre Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Manne verstoßen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenschaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch

sind die betrogenen Männer an dem Gambia sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Bei den Negern auf Sierraleona stellt der Bräutigam am Tage der Hochzeit in eine gewisse Entfernung mit Getränken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen; der ganze Troß bezeugt seine Freude durch Schießen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird. Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt, und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begiebt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer, und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dies ihre Verwandten erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr. Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel dnrch die Straßen der Stadt. —

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der Goldküste in Guinea in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei. Ihre Hochzeiten sind mit sehr wenigen Ceremonieen verbunden. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst, oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der Braut, und kommt mit ihnen über das überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist, wird ein Fetischier geholt, um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört ihren Mann zu lieben, und ihm getreu zu sein; der Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben;

den Punkt der Treue übergeht er aber. Nach dieser Ceremonie beschenken die Eltern von beiden Seiten einander, und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut, in Begleitung einiger Frauenspersonen, welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. Müller sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander berühren. Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen Hause der Braut zusammen und machen sich lustig. Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt, und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um eben zu verhindern, daß er sie berühre. Diese Ceremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann ihren Eltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki, (den sechszehnten Theil von einer Unze) Gold geben. Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, uud wenn jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um für groß und reich angesehen zu werden.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu Fidah, (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerinn anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird,) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land, und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen — die unsern Nonnenklöstern gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem sie solche tettauiren, d. h. ihnen Figuren von Blumen, Thieren und besonders von Schlangen in den Leib schneiden. Unter den fürchterlichsten Drohungen müssen die Eingeweiheten

die Sage verbreiten, die große Schlange selbst habe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre Eltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres Unterhalts in dem Schlangenhause den Priesterinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn theilen sie mit den Priestern. Die jungen Priesterinnen bleiben dann bei ihren Eltern und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweihet worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen. Sobald sie mannbar sind, nämlich in ihrem vierzehnten oder funfzehnten Jahre, wird die Feier ihrer Verehelichung mit der großen Schlange vollzogen. Sie werden mit Ceremonieen in den Tempel der großen Schlange geführt; hier steigen bei Nacht zwei oder drei auf einmal in eine gewölbte Grube hinab, worin sich, wie man sagt, zwei oder drei Schlangen, als Anwälde der großen Schlange, befinden. Wenn sie darin sind, tanzen und singen die Priesterinnen und ihre Gefährtinnen nach dem Klange von Instrumenten um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder herausgerufen, und dann als Frauen der großen Schlange betrachtet. — Selbst die Klügeren der Nation vermuthen, diese Stellvertreter der großen Schlange möchten wohl andere Wesen sein, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen weit mehr Geschick haben, als jene kriechenden Thiere. Die nach einer gewissen Zeit in menschlicher Gestalt erscheinenden Früchte dieser heiligen Weihe beweisen, daß sie sich nicht geirrt haben!! Wahrlich, eine Ceremonie, die an die Schändlichkeit des Fronsac'chen Fauteuils erinnert! (S. Sopha.)

In Kongo und Loango werden die Heirathen ohne besondere Ceremonieen vollzogen. Hier herrscht jedoch der Unterschied, daß es in Kongo den Männern erlaubt ist, ihre Braut einige Zeit auf die Probe zu nehmen, um ihre Eigenschaften zu prüfen, und sich von ihrer Fruchtbarkeit zu überzeugen. Das Fortschicken gereicht den Mädchen keinesweges zur Schande; aber auch die Mädchen haben die Freiheit, die Männer zu proben, und sind gemeiniglich eigensinniger und unbeständiger als diese.

In Loango hingegen findet diese Sitte nicht statt, und es wird hier vielmehr für das größte Verbrechen angesehen, ein Mädchen vor der wirklichen Heirath zur Frau zu machen. Zur

Strafe muß das liebende Paar vor dem König erscheinen, und vor seinen Augen dasjenige wiederholen, wozu beide wahrscheinlich vorher keinen Zeugen gerufen hatten.

Bei den Hottentotten herrscht u. A. ein ganz eigener Gebrauch. Gefällt der junge Freier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie legt sich nämlich mit ihm zu Bette, und bringt eine Nacht an seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüngling nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet er sie aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß sie ihn heirathen.

Die Bewohner des Königreichs Arrakan sehen die Entjungferung eines Mädchens als ein niedriges, ihrer unwürdiges Geschäft an. Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom niedrigsten Pöbel, um diese für einen Indier so beschwerliche Verrichtung zu übernehmen. Nur dann, wenn ein Mädchen sich rühmen kann, nicht mehr Jungfrau zu sein, darf es sich Hoffnung machen, einen Mann zu bekommen; je mehr Buhler sie gehabt hat, desto eifriger betreiben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre Hand; und ist sie schwanger, oder hat gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbarkeit aufzuweisen, so sind mit ihrem Besitz die ehrenvollsten Vorzüge verbunden!! Jedoch scheint der König von Arrakan einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von Sina. Er läßt in dem Königreiche zwölf keusche Jungfrauen aussuchen, so schön man solche nur finden kann. Diese Mädchen werden in weißen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraume vbn sechs Stunden den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab, und giebt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch derselben zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die Gesündesten betrachtet, und haben das Glück, den König als Beischläferinnen überliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in Nordamerika einen Liebesbesuch machen, nennen die Wilden, sein Hölzchen anzünden, eine maliciöse Allegorie, die in den Gallerieen des *Palais royal* erfunden sein könnte! Bei Tage nehmen es die Schö-

nen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abentheurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an, und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewährt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der in den Augen des Mädchens einen Vorzug vor ihm hat, verdrängt wird, und ganz kaltblütig die Hütte verläßt.

Obgleich die morlackischen Schönen einen freien Umgang mit dem männlichen Geschlechte genießen, so steht bei ihnen doch die jungfräuliche Ehre in hohem Preise. Man sieht an Festtagen alle Frauen und Jungfrauen, alle Männer und Jünglinge von mehr als einer Stadt sich unter einander küssen, wenn sie auf dem Kirchplatze zusammenkommen. Dies sonderbare Schauspiel bringt jeden fremden Zuschauer auf die Vermuthung, alle gehörten zu einer Familie. Man erblickt sogar noch andere kleine Freiheiten, die sich der kühne Jüngling bei seiner Schönen ungestraft herausnimmt. Indessen verliert mit der Keuschheit ein Mädchen zugleich das Recht, den jungfräulichen Schmuck zu tragen, der in einer scharlachenen Mütze besteht, von der ein Schleier über die Schultern herunter hängt, und an dem sich noch einige Schnüre von Silbermünzen befinden, wenn eine vornehme morlackische Jungfrau in glänzendem Putze erscheint. Es ist so schändlich für eine Morlackin, ihre Keuschheit verloren zu haben, daß sie sich ihrer Familie entzieht, und aus ihrem Vaterlande flieht. Abbate Fortis sah den barbarischen Auftritt in einer Kirche, daß der Priester einem Mädchen, das sich einen schlimmen Ruf zugezogen hatte, und durch ihre Gegenwart diesen Ort entweihete, den jungfräulichen Schmuck abriß, und daß einer ihrer Verwandten ihr zum Zeichen der Schande das Haar abschnitt.

Ist dei den Morlacken eine Ehe beschlossen, so wird nach vollbrachten Kirchenceremonieen und einem unmäßigen Mittagsessen, der Nachmittag mit Tanzen, mit Singen alter Volkslieder, mit körperlichen und andern scherzhaften Spielen zugebracht.

bracht. Nach dem Abendessen wird das Brautpaar in das Brautgemach geführt, welches gewöhnlich der Keller oder der Viehstall ist. Einer von den Suaten oder Verwandten führt die Braut zu Bette, und löst ihr den Gürtel auf, das übrige Auskleiden verrichten einander Braut und Bräutigam. Sobald sich das Brautpaar im Hemde befindet, entfernt sich der Suate und horcht an der Thüre, um den glücklichen Erfolg der ersten Umarmung mit einem Pistolenschuß bekannt zu machen, worauf sogleich einige andere von den Suaten antworten. Macht der Bräutigam aber die unangenehme Entdeckung einer nicht verwahrten Keuschheit, so hat die Feierlichkeit augenblicklich ein Ende.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten bei den Wallachen, nachdem vorher einige Becher Wein ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet. Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gemachten Entdeckungen verhehlt der Mann, besonders vor seinen Schwiegereltern, in den ersten Tagen sehr sorgfältig, denn dieselben müssen drei Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der große Weg genannt wird, weil auf demselben den Eltern entweder viele Ehre oder Schande widerfährt. Wird die Tochter als unbefleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie die ausgelassenste Freude, sondern die Eltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet, und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, erscheint auf einer Schüssel das Brauthemd, mit den ehrenvollen Zeichen der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugerichte geht von Hand zu Hand, und keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dies nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht. Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so sammelt er am andern Tage alle seine Verwandten, und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Eltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen die junge Frau auf denselben, spannen ihre Eltern statt der Pferde daran, und zwingen sie

unter Schlägen ihre darauf gesetzte Tochter als eine H — nach Hause zu ziehen. Dieses darf Niemand auf der Straße oder unterwegens verhindern, oder eine derbe Tracht Prügel, und außerdem noch eine Strafe die auf Uebertretung der Gesetze steht, warten seiner!

Unter den übrigen Nationen des heutigen Europa herrschen mit wenigen Ausnahmen und Abänderungen überall dieselben, bekannten Gebräuche für die Feier der ersten gesetzlichen Umarmung; der Akt der erlaubten Verletzung der Jungfrauschaft wird bei uns meist in stiller Clause, ohne Aufhebens gefeiert, und keine barbarische Sitte zwingt uns, Gottlob!, von unserm Thun und Lassen, oder gar von den Ergebnissen unserer Expedition neugierigen Pathen und Muhmen und Kaffeeschwestern Rechenschaft abzulegen. Selbst wenn

Pris au trebuchet
L'époux, quelle disgrace!
De l'oiseau qu'il cherchait
N'a trouvé que la place —

Béranger.

selbst in solchem ominösen Falle bleibt dem europäischen Manne Nichts übrig, als sich mit den Männern auf den philippinischen Inseln oder im Königreiche Arrakan (s. oben) zu trösten. —

Qu'à tout il se fasse!
Du livre des époux
Il n'est qu'à la préface!

Béranger.

Sonst gab es auch in Frankreich eine solche, förmlich zum Gesetz constatirte Sitte, wie sie etwa in Arrakan ist, die Sitte, gegen die der kluge Figaro so sehr protestirt, daß der Gutsherr (*seigneur*) bei einer Verheirathung von einer der ihm als Vasallen untergebenen Bäuerinnen mit dieser die erste Nacht zubrachte, und dem armen Bräutigam die ihm rechtmäßig gehörende Blume vor der Nase weg pflückte. Dieses sogenannte *jus primae noctis* (das Recht der ersten Nacht) mag den vornehmen Herrn keines ihrer liebsten Vorrechte gewesen sein! Jetzt giebt es in Frankreich keine *seigneurs* mehr, und so ist denn auch dies „*droit de seigneur*“ abgeschafft,

gegen das die gesunde Vernunft und die Moral gleich sehr empört sein müssen:

Oh! le joli droit du seigneur!

S. Begattung, Brautnacht, Ehe, Hochzeit.

Entwicklungsjahre.

Die verschiedenen Lebensalter des Menschen zeigen eine Reihe von Erscheinungen, die deren unterscheidenden, eigenthümlichen Karakter ausmachen. Unter allen diesen Erscheinungen des Lebens sind keine wunderbarer als die, die sich um die Jünglingsjahre herum entwickeln, und die eben die Lebenszeit bilden, die man die Pubertät oder die Entwicklungsjahre des Menschen nennt. Man sieht dann in beiden Geschlechtern eine Revolution entstehen, die die wunderbarsten Folgen für den ganzen Organismus hat, und wenn schon Jeder im Allgemeinen weiß, welcher Unterschied sei zwischen dem Knaben und dem Jüngling, dem kleinen Mädchen und einer herangereiften Jungfrau, so werden unsre Leser noch mehr erstaunen, wenn wir sie hier ein wenig in das Detail der Folgen dieser wunderbaren Entwicklung einweihen. Die Gesetzgeber derjenigen Völker, welche die merkenswerthen Begebenheiten im menschlichen Leben durch religiöse Ceremonieen zu feiern pflegten, hatten für die Pubertät ganz eigenthümliche aufgestellt. Bei den Römern gab man seiner Familie ein Gastmahl. Den Knaben schnitt man die Haare ab, und warf einen Theil davon in's Feuer, zu Ehren des Apoll, den andern Theil in's Wasser, dem Neptun zu Ehren. Die Mädchen opferten der Venus ihre Puppen, und man nahm ihnen die goldne Kugel ab, die sie bis zu der Pubertät am Halse trugen. Auch bei neuern Völkern wird diese Lebensepoche ausgezeichnet. Kolbe erzählt, daß die Kinder der Hottentotten bis in ihr achtzehntes Jahr unter der mütterlichen Obhut stehen. Dann aber werden die Knaben unter die Männer aufgenommen, mit denen sie bis dahin Nichts gemein hatten; alle Männer des Stammes versammeln sich, und hocken im Kreise nieder: der Candidat kommt an, wohlparfümirt mit Fett und Talg, und der Aelteste der Versammlung eröffnet ihm feierlich, daß er fortan die Gesellschaft der Weiber verlassen, und in die der Männer eintreten solle, worauf der Mannbare sogleich als

fröhlichen Willkommen eine Salve — Urin über den Kopf gegossen bekommt!

Die Schriftsteller über die Pubertät stimmen nicht überein über die Dauer, die man dieser Lebensepoche geben solle. Einige trennen sie von der Mannbarkeit, (s. diesen Artikel) Einige verlängern die Pubertät bis in's zwanzigste, ein und zwanzigste, Büffon (für Männer) sie sogar bis ins fünf und zwanzigste Lebensjahr. Die Hauptantwort ist die, daß sich im Allgemeinen nichts Genaues darüber bestimmen läßt, da auch die Pubertät, wie das Leben und Wachsthum des Menschen überhaupt, nach verschiedenen Einwirkungen der Nation, des Landes, des Klimas, der Sitten, sich verschieden modificirt.

Unter jenen oben angedeuteten Lebensphänomenen, die die Entwicklungsjahre bezeichnen, giebt es Einige, die beiden Geschlechtern eigenthümlich sind. Das Knochensystem bekommt mehr Kraft, und wächst nach allen Dimensionen, und die sie bedeckenden Muskeln treten deutlicher und kräftiger hervor. Die Hautausdünstung wird wahrnehmbarer, und sie verbreitet einen deutlich ausgesprochenen Geruch. (S. Ausdünstung, Geruch.) Die Genitaltheile beginnen zu wachsen und sich zu entwickeln, wie wir dies sogleich beim einzelnen Geschlechte näher betrachten werden, und sie werden ein Heerd, von dem aus ein neues Leben durch die ganze Organisation ausstrahlt. Das Blut der Pulsadern wird heißer, lebhafter geröthet, darum werden alle Secretionen kräftiger, und darum nimmt auch das Wachsthum des Körpers so rasch und bedeutend zu. Das Nervensystem verliert seine kindliche Reitzbarkeit, gewinnt dagegen, eben so wie das Gehirn, an Energie, und die Intelligenz wird immer mehr und mehr ausgebildet. Besonders entwickelt sich auch das kleine Gehirn, und darauf, wie auf ähnliche Beobachtungen an Thieren gestützt, baute Gall seine Hypothese, das kleine Gehirn sei das innere Geschlechtsorgan, sei das *organe législateur* des Geschlechtstriebes. Gall lehrte, das kleine Gehirn sei der wahre Sitz der Geschlechtslust, und wo dies eine vorzügliche Bildung habe, da sei die Vorstellung unwiderstehlich auf Gegenstände derselben gerichtet; hinten im Nacken sitze die brennende Phantasie, die so reitzend male, was Kirche, Gesetze und Sitte so oft vergeblich verpönten. Einen Hauptbeweis seiner Behauptung nahm er von en Veränderungen des Nackens, welche durch die Castration

junger Thiere hervorgebracht werden, dann von der allgemeinen Erfahrung, daß ein starker, breiter Nacken, bei beiden Geschlechtern, bei allen Thieren, Stärke des Geschlechtstriebes verkündige. Den Grund andrer Neigungen und Instinkte wies er an den Wölbungen des Schädels nach, den Grund des allgemeinsten, unwiderstehlichsten von allen im Nacken. Der Natur sei zu viel an der Erhaltung der lebendigen Species gelegen, als daß sie dieselbe an die zufällige Wölbung einer Stelle des großen Gehirns hätte knüpfen sollen; um so weniger habe sie dies gekonnt, da die meisten Thiere nur ein sehr unvollkommnes, ja die niederen gar kein großes Gehirn, alle Thiere aber Geschlechtstrieb besäßen. Aber einen Nervenknoten über dem Rückenmark hätten alle Thiere, die nur ein Rückenmark hätten, und die keins hätten, wären doch nicht ohne den Nervenknoten, welcher dem kleinen Gehirn der größeren sich vergleichen ließe.

Auf den ersten Blick kam es auffallend vor, daß die Ursache des größeren oder geringeren Wollusttriebes nicht in der Bildung der Organe desselben, sondern des Hirns zu suchen sein solle. Allein ein wenig Ueberlegung zeigt bald, daß Gall hierin wohl Recht haben mag. Denn der Wille bestimmt offenbar mehr und stärker die Geschlechtsorgane, als diese den Willen, und selbst temporaire Krankheit und Schwäche derselben mag das innere Feuer der Phantasie nicht dämpfen, zu deren großem Verdruß die Stärke des Fleisches oft der Willigkeit des Geistes nicht gleich kommt. Ob aber das ganze kleine Gehirn nichts weiter sei, als das innere Geschlechtsorgan, das ist gar sehr zu bezweifeln, vielmehr mag es wohl einen viel ausgedehnteren Zweck haben; aber je größer es ist, desto stärker ist das ganze Rückenmarksystem, desto stärker folglich auch das untere Ende desselben, von welchem alle Geschlechtsnerven ausgehn. In so fern hat denn Gall allerdings Recht, daß ein gut gebautes Cerebellum starken Geschlechtstrieb verräth, und die Bemerkung ist richtig, daß ein dicker und starker Nacken hiervon das physiognomische Zeichen ist, wie im Gegentheil ein dünner Nacken geringes Temperament beweist. Ein Stier hat einen ganz anderen Hals, als der als Kalb gerissene Ochse, der Hengst einen andern, als der Wallach. Die Stärke der Geschlechtsnerven bestimmt auch die Kraft der Geschlechtsorgane, und wo die Nerven energisch wirken, da

ist der Wille lebhaft und die Kraft unterstützt ihn. Hat aber die Kraft schon bei der Ausbildung gefehlt, wie im früh castrirten Thiere, so haben sich auch die Nerven anders entwikkelt, und wir sehn die Formen nicht, die die Stärke des Zeugungstriebes verkündigen.

Nach dieser kleinen Digression über das berühmte kleine Gehirn zurück zu den Revolutionen der Entwicklungsjahre. Das System der Drüsen, des Zellgewebes, der absondernden Häute, das System der Haare, Alle zeigen größeres Leben, größere Thätigkeit; die Haare werden länger, dunkler, und es entsteht neuer Haarwuchs an bis dahin unbehaarten Stellen. Das Gesicht bekommt einen ganz neuen Karakter; der Hals wird stärker, und alle seine Organe entwickeln sich, daher denn auch die bekannte Veränderung der Stimme bei Männern, die vom Knaben-Discant, freilich durch viele sehr dissonirende Tonleitern, endlich zum Tenor oder Baß übergeht. Auch die Thätigkeit der Lungen wird vermehrt, ja grade die respiratorische Funktion steht in solcher nahen Beziehung zu der Entwicklung in der Pubertät, daß grade in diesen Jahren alle Brustkrankheiten am häufigsten ausbrechen, und die Pubertät für alle Schwindsüchtige der gefährlichste Paß ist, den sie im Leben zu passiren haben. Mit dem Andrange der Säfte nach der Brust hängt ja überdies auch die Entwicklung des Busens in der Pubertät zusammen, wovon wir später sprechen werden, nachdem wir erst die dem Manne, außer diesen allgemeinen Veränderungen, noch eigenthümlichen, speciellen Entwicklungsphänomene auseinander setzen wollen.

Vor allen gehört zu diesen das starke Produciren von Haaren. Das Kinn wird mit einem daunenartigen Wollhaar bedeckt, das dann bald einem ordentlichen Barte Platz macht, (s. Bart) an den Sexualtheilen wachsen Haare, und je nach dem verschiedenen Teint und der kräftigern oder schwächern Constitution wird auch der Körper mehr oder weniger überall mit kleinen Haaren bedeckt. *Vir pilosus et libidinosus et fortis*, sagten schon die Alten; ein behaarter Mann ist auch ein kräftiger und feuriger Mann. Das Gesicht des jungen Mannes wird ernster, und läßt die künftigen männlichen Züge ahnden. Die Brust erweitert sich, aber ganz besonders deutlich wird die rasche Entwicklung der Geschlechtstheile. Der Teint derselben verliert die kindliche Weiße; er wird dunkler;

alle einzelnen Theile der Geschlechtsorgane werden fast um das Doppelte ihres bisherigen Umfanges größer; es ist ein Andrang von Säften nach diesen Theilen, ein sogenannter Orgasmus, der sie zu einer großen Reitzbarkeit heraufstimmt. Erotische Träume verfolgen den schlafenden Jüngling —

> *La jeunesse s'échauffe si avant dans son harnais toute endormie, qu'elle assouvit en songe ses amoureux désirs.*
> *Montaigne.*

und die Bereitung des männlichen Saamens tritt jetzt bei ihm ein. Diese mächtigen Veränderungen in seinem Körper wirken eben so mächtig auf seinen Geist zurück. Ein namenloses Gefühl bemächtigt sich des jungen Mannes, das Leben, die Welt stellen sich ihm in einem neuen Lichte dar, er fühlt, empfindet, und weiß doch noch nicht klar, was er fühlt, wofür er empfindet. Liebliche Bilder umgaukeln seine Phantasie, und die Knabenspiele werden verdunkelt durch den Lichtglanz dieser schönen Bilder; schon dünkt es ihm, als müsse er ein wenig mehr auf sein Aeußeres geben, als es bisher geschah, und schon nimmt er sich ältere Jünglinge zum Maaßstab seines äußern Treibens. Da plötzlich

Herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt.
Das schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
Schiller.

Er liebt! Schüchtern und verschämt entdeckt er seinem Busenfreunde, daß er liebt! Da gewinnt sein innres Leben nun einen gewissen, sentimentalen Anstrich, er kritzelt Verschen und Sonnettchen „an die Geliebte, an Sie, an meine Lina, für mein Mädchen, Ihr zum Geburtstage", und so

weiter — mit Grazie *in infinitum*, bis endlich die sich mehr und mehr vollendende Entwicklung ihm wieder einen mehr thierischen Impuls giebt, und seine Empfindungen den Gang gehen, den wir im Eingange dieses Werkes (s. Amor) *ad naturam* zu zeichnen versucht, und der Kritik der erfahrnen Leser und Leserinnen unterworfen haben. — — —

Die Pubertät, die das junge Mädchen zu ihrer würdigen Bestimmung, der Mutterschaft, vorbereitet, ist auch bei dem schönen Geschlechte von fast unbeschreiblichem Einfluß.

Was auch hier zuerst die körperlichen Wirkungen betrifft, so gehen der merkwürdigen Revolution in den innern Geschlechtstheilen des Mädchens zunächst physisches Unwohlsein, oft deutlich ausgesprochene Schmerzen, Schauder, Kopfweh, Appetitlosigkeit u. s. w. voraus. Die Formen werden runder, mehr eigenthümlich weiblich, das Becken wird größer, daher treten die Hüften weiter heraus, und der Schwerpunkt beim schnellen Gehen oder beim Laufen wird schwankend, weshalb auch die Weiber beim Laufen fast immer genirt sind.

> *Les femmes ne sont pas faites pour courir; quand elles fuient, c'est pour être atteintes; la course n'est pas la seule chose qu'elles fassent d'un air géné, mais c'est la seule qu'elles fassent de mauvaise grace.*
>
> *Rousseau.*

Der Busen entwickelt sich, und die früher schlummernde Knospe erwacht zur reitzenden Blume. Alle Contoure des Mädchens werden zart, weich, die Formen rund, elastisch, markigt, der Schooß bedeckt sich mit Haaren, das Haupthaar wird stärker, länger und bildet eine der schönsten Zierden des Weibes, die Augen bekommen einen neuen, eigenthümlichen Reitz durch den Ausdruck einer gewissen schwärmerischen Melancholie, die aus ihnen strahlt, oder bei Lebhaftern durch den Abglanz eines Verlangens, das sie nur schlecht zu verbergen wissen, und das sich bei solchen Temperamenten durch ein rascheres Leben im Auge, durch einen viel feurigern Blick, dem Kenner deutlich genug offenbart. Die Gebärmutter, die bis dahin als ganz unbrauchbares Organ tief im Innern des Körpers schlief, wird jetzt durch den Zustrom eines warmen, auf-

reitzenden Blutes geweckt, und die monatliche Krise beginnt ihren Lauf, der dann bis in's vierzigste, fünf und vierzigste, auch wohl funfzigste Jahr hinaus geht. Oft tritt die erste Krise dieser Art so plötzlich ein, daß das erschreckte Töchterchen, den nahen Tod wähnend, zur Mutter läuft, die überglücklich über dieses Omen der Mannbarkeit, sie lächelnd beruhigt; öfters aber kündigt das Blut sein Erscheinen durch monatelange, vielleicht jahrelange Vorboten an, die zuweilen beunruhigend für die Gesundheit werden. Auch die äußern Sexualtheile halten mit der Entwicklung der inneren gleichen Schritt. Der sogenannte Venusberg erhebt sich zu der schönen, jungfräulichen Ründung, und wird von Haaren beschattet, und auch in den tiefer liegenden Partieen entwickelt sich ein freudeverkündendes Wachsthum und Leben.

Eben so wie bei den Männern wirkt diese körperliche Revolution auch sehr mächtig auf den Geist des jungen Mädchens, und sie kann sogar hier Veranlassung zu den seltsamsten, wunderlichsten Geisteskrankheiten werden. Verliebt sich das junge, eben entwickelte Mädchen, so hat ihre Liebe meist mehr einen idealischen, schwärmerischen Karakter, aber bald „laufen doch, wie Sterne sagt, einige Fäden von Verlangen mit durch das Gewebe der zärtlichen Empfindungen." Ganz unübertrefflich zeichnet Göthe mit gewohnter Meisterhand solche gemischte Empfindung eines jungen, kleinen, eben erwachten Mädchens:

Meine Ruh' ist hin
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluß
Sein Händedruck,
Und ach! sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich ihn fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Wäre es erlaubt, neben dies psychologisch, wie poetisch gleich vortreffliche, kleine Meisterwerk noch überhaupt Etwas zu stellen, so würden wir ein Wort von — — Piron citiren, der, um den ähnlichen Seelenzustand auszudrücken, einmal eben so lakonisch als witzig sagt:

Rosine prit garde à ses charmes
Et sentit ses petits besoins!

Die Zeit des Eintritts der Entwicklungsjahre variirt erstens nach dem Geschlechte. Der Mann bedarf einer längern Zeit, um zu reifen, als das Weib, und er wird gewöhnlich zwei bis drei Jahre später mannbar, als die Frau.

Zweitens: nach dem Klima.

Individuen, die dem Einfluß eines heißen Klimas ausgesetzt sind, werden sehr früh entwickelt. In gewissen Ländern Afrika's, Asiens und Amerika's sind die Männer schon im zwölften, elften, ja zehnten Jahre mannbar, die Mädchen zu acht, neun Jahren geregelt. Mandeshof sah in Indien ein Mädchen, die zu zwei Jahren schon gut geformte Brüste hatte, zu drei Jahren heirathete, und zu fünf Jahren Mutter wurde. (?) In sehr kalten Ländern dagegen zögert die Zeit der Entwicklungsjahre sehr. Die Genitalien werden nicht so aufgereizt, und wirken langsamer auf den Organismus zurück. Unter solchen Verhältnissen (wie z. B. in Rußland, Holland, Dänemark) wird das Mädchen etwa zu dreizehn, vierzehn, die Knaben zu funfzehn bis siebenzehn Jahren mannbar. Länder, die in ihren klimatischen Verhältnissen zwischen solchen Extremen des Nordens und Südens mitten inne liegen, wie z. B. Deutschland und Frankreich, entwickeln die Jugend in ähnlichem Verhältniß, so daß sie später mannbar wird, als in sehr südlichen, früher als in sehr nördlichen Ländern. Bei uns zu Lande sehen wir die jungen Mädchen sich etwa zu dreizehn, die Knaben ungefähr zu funfzehn, sechszehn Jahren entwickeln. Einzelne Ausnahmen finden sich auch hier, wie bei jeder Regel, und man hat auch in Frankreich und England mannbare Kinder von vier, fünf und acht Jahren gesehen.

Die Entwicklung ist auch, der Zeit ihres Eintrittes nach verschieden, je nach den verschiedenen Sitten, Gebräuchen und Lebensart der Menschen. Der Arbeiter, der Bauer, der Handwerksmann üben kräftig ihren Körper, und bilden ihre Muskeln auf Kosten ihres Nervensystems aus; eine derbe, aber nicht aufreitzende Nahrung, erhält ihre Kräfte; immerwährende Arbeit bewahrt ihren Geist vor Exaltationen. Die Frauen theilen die Arbeiten der Männer, und sie kennen kei-

nen Müßiggang; meistens werden sie im vierzehnten, die Männer im sechszehnten Jahre entwickelt. Bei dem verzärtelten Städter aber wird die Nervensphäre früh angeregt; schwache Körperanstrengungen, langes Ruhen in weichen Betten, geistige Getränke, gewürzte Speisen, Schauspiele, die die Liebe unter der reitzendsten Gestalt mahlen, Bälle, Romane, Gemälde — Alles erweckt früh die Phantasie und regt den Geist, und durch ihn den Körper auf, und daher treten die Entwicklungsjahre immer in großen Städten früher ein, als in der Provinz und auf dem Lande. Wie Sitten und Lebensart auf die Pubertät wirken, das sehen wir endlich noch bei Schauspielern und Tänzern, die meist sehr zeitig mannbar werden.

Wir haben oben erwähnt, wie mächtig diese ungeheure Revolution der Entwicklungsjahre auf den Geist zurück wirkt. Die gewöhnlichsten Folgen der durch sie erhitzten Phantasie sind das unglückliche Laster der Selbstbefleckung, und ein zu vorzeitiger Genuß eines mehr erlaubten Vergnügens. Wir müssen jenes Laster in allen seinen Verhältnissen in einer eignen Abhandlung betrachten, (s. Selbstbefleckung) so wie wir den frühzeitigen Geschlechtsgenuß in seinen Folgen schon geschildert haben. (S. Begattung, Ehe ꝛc.) Aber wir können uns nicht enthalten, dem Leser hier noch einige pathologische Erscheinungen mitzutheilen, die häufig in den Entwicklungsjahren, namentlich bei Mädchen, auftreten, weil sie den kräftigsten Beweis von der Macht dieser Entwicklung auf den Geist abgeben, und weil sie für den Beobachter des menschlichen Geistes von unendlicher Wichtigkeit sind, weshalb wir auch gern mit ihrer Erzählung in diesem Werke eine Ausnahme machen wollen, von dem die Pathologie, aber wieder vorzugsweise nur die physische Pathologie eigentlich ausgeschlossen bleibt.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dieser Hinsicht bei den weiblichen Entwicklungskrankheiten ist die Nachahmungssucht, nämlich die Geneigtheit durch die Erinnerung oder die Ansicht von krankhaften Zufällen bei Andern mit Aehnlichen befallen zu werden, oder der unwiderstehliche Hang, offenbare Thorheiten von Andern nachzuahmen. So ist das Entstehen von epileptischen oder andern krampfhaften Anfällen durch bloßen Anblick solcher Kranken, bei jungen Mädchen keine gar seltne Erscheinung. In einer Baumwollenfabrik in England steckte im Jahr 1787 ein muthwilliges junges Mädchen einer

Andern eine Maus in den Busen. Sogleich wurde dieses von Zuckungen befallen, die vier und zwanzig Stunden lang auf das Heftigste anhielten. Den folgenden Tag bekamen drei, am dritten Tage sechs andre Mädchen denselben Anfall; ehe ein Arzt am vierten Tage kam, waren ein und zwanzig junge Frauenzimmer von den Krämpfen ergriffen. In der Berliner Charité besuchte ein junges Mädchen eine Bekannte, und ward dort von Zuckungen ergriffen: sogleich bekamen vierzehn anwesende junge Frauenzimmer, auf die der Schreck über diesen Anfall wirkte, ähnliche Zuckungen. In einem zahlreich besetzten Nonnenklöster in Frankreich fiel es einer Nonne ein, nach Katzenart zu miaun: bald darauf miauten auch andre Nonnen, und endlich machten alle Nonnen im lieblichen Tutti ein Katzenconcert! In einem deutschen Nonnenkloster fiel es einer Nonne ein, alle ihre Mitschwestern zu beißen; es verging eine kurze Zeit, und alle Nonnen des Hauses bissen einander. Bald verbreitete sich das Gerücht von dieser Nonnenwuth, aber nun ging sie auch von Kloster zu Kloster durch einen großen Theil von Deutschland. Nachher kam sie auch in die Nonnenklöster von Holland, und endlich bissen sich die Nonnen bis Rom! Es ist der berühmte, glaubwürdige Leibarzt Zimmermann, der diese curiose Geschichte erzählt. Solche ansteckende Thorheiten wurden überall in den vorigen Jahrhunderten in Nonnenklöstern beobachtet, und der Einwirkung des Teufels und seiner Trabanten zugeschrieben, denen man durch Exorcismen und allerhand Spuk zu begegnen suchte, obgleich sich oft genug zeigte, daß hier die unbefriedigten „*petits besoins*" die tollen Streiche angerichtet hatten. In einem Kloster der Grafschaft Horn fanden die Nonnen auf dem Corridor der Schlafzimmer kleine Küchelchen, welche sie für Zuckerplätzchen hielten, und von deren Genuß alle wie bezaubert wurden. Bald glaubten sie eine Stimme zu hören, die ihnen zurief; wenn sie aber kamen, war Niemand da; wollten sie des Nachts thun, was Madame de Rambouillet that, als sie aus dem Wagen stieg, und worüber sie sich so naiv gegen Yorik aussprach, so riß ihnen eine unsichtbare Hand das dazu nöthige Geschirr weg; zuweilen wurden sie bei den Füßen aus den Betten gezogen, ein andermal so in die Fußsohlen gekitzelt, daß man fürchtete, sie würden vor Lachen sterben. Einigen wurden Stückchen Fleisch aus dem Leibe gerissen, andre fielen plötzlich

rückwärts nieder, und bekamen fürchterliche Verdrehungen und Zuckungen. Wieder andre wurden mannshoch in die Höhe gehoben, und fielen dann wie todt nieder; einige rutschten auf den Knieen, andere kletterten auf die Bäume. Diese Auftritte dauerten drei Jahre in dem Kloster. In einem andern Kloster der heiligen Brigitte, bei Xanthen, waren ähnliche Zufälle unter den Nonnen. Ein Mädchen außerhalb des Klosters ward melancholisch aus Liebe zu einem Jüngling, den ihre Eltern haßten. Der Teufel erschien dem Mädchen, und quälte sie in's Kloster zu gehen. Kaum war sie drinn, so machte sie das tollste Zeug; bald aber machten alle andre Nonnen eben so tolle Streiche; sie hüpften, schrieen, brüllten, rissen ihre Schleier ab, bekamen Erstickungszufälle u. s. w. Die Nonne, die alle Andere angesteckt hatte, wurde viel früher gesund, und dies verhielt sich folgendermaßen. Man nahm sie aus dem Kloster, und sperrte sie in ein Gefängniß, worin sie ihre Gesundheit so befestigte, daß sie — — zweimal ihre Entbindung hielt, und der Teufel sie nun in Ruhe ließ. Im J. 1564 entstand im Nonnenkloster Nazareth in Kölln ein gewaltiges Scandal durch eine gewisse Gertrudis. Diese kam in ihrem vierzehnten Jahre, also in ihrer Entwicklungszeit, in's Kloster, und machte alle Nacht unter erschütterndem Gelächter Bewegungen mit dem untern Theile ihres Körpers im Bette, wie sie einer Nonne am wenigsten ziemen — *infima corporis parte succusata ad eum modum, qui veneri solet adscribi, oculis interim clausis.* — Diese Bewegungen steckten an, und bald waren sie bei allen Nonnen des Nachts wahrzunehmen!

Eine andre geistig-krankhafte Erscheinung bei der Entwicklung des Mädchens zur Jungfrau ist die mystische Melancholie. Eine gewisse verliebte Schwärmerei in diesen Jahren kennt man bei den heißen, sanguinischen Italienern so genau, daß man nach Düpaty oft eine Mutter sagen hört: meine Tochter ißt nicht, trinkt nicht, schläft nicht — sie hat die Liebe! *A L'amore!* Jene mysteriöse Schwärmerei soll auch, wie ein neuerer Arzt, Osiander, behauptet, der Bewegtrieb zu der Jungfrau von Orleans Thun und Treiben gewesen sein. Wir wollen, der Curiosität wegen, unsern Lesern jenes berühmten, aber oft paradoxen Gelehrten Meinung, mit seinen eignen Worten mittheilen:

„Eine mysteriöse Schwärmerei in den Jahren der Entwicklung des jungfräulichen Alters war es, welche die junge Johanna d'Arc zu dem wundervollen Mädchen von Orleans machte. Sie war im Jahr 1412 zu Domremy geboren, und daher erst neunzehn Jahr alt, als sie am dreißigsten Mai öffentlich zu Rouen als Zauberin verbrannt wurde. Bei der in ihr nie erschienenen monatlichen Reinigung war es um so weniger zu verwundern, daß das zurückbleibende und wahrscheinlich periodisch aufwallende Blut das sanfte, bescheidne, einfache und fromme Mädchen, von ihrem vierzehnten Jahre an zu einer Erscheinungenseherin, göttliche Reden vernehmenden Prophetin, keuschen Amazonin, schwärmerisch mächtigen Heldin, Grausamkeit hassenden und nie Blut vergießenden Anführerinn des Rettungsheeres ihres Vaterlandes, und endlich zu einer mit Lammesgeduld dem Feuertode übergebenen Märtyrin machte."

Das also ist dein Loos, wunderbares Mädchen! Der Physiker, der Arzt meint, dein stockendes Blut habe dich begeistert, und mit einigen Fußbädern, Blutigeln und bluttreibenden Pillen wärst du vielleicht eine fruchtbare Mutter, aber dann auch nichts weniger als Heldin geworden, während die Dichter dich verherrlichen und dir zurufen:

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen
Er glaubt nicht an den Engel, an den Gott.

* * *

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben!

Schiller.

Zurück zu der mystischen Schwärmerei der Entwicklungsjahre! Die jungen Prophetinnen, begeisterten Seherinnen, verzückten Jungfrauen gehören fast immer in diese Kategorie, und wenn man im alten Würtembergischen Gesangbuch liest:

Ich suchte dich in meinem Bette,
Holdseligster Immanuel,
O daß ich dich gefunden hätte
So freute sich mein Leib und Seel!

Komm, kehre willig bei mir ein,
Mein Herz soll deine Kammer sein.
Kannst du dein Haupt sonst nirgends legen,
So leg' es hier auf meine Brust
So kann ich süßer Wollust pflegen u. s. w.

so sieht man aus welcher Quelle diese Inbrunst, diese Andacht geflossen ist!

Auffallend ist als krankhafte Tendenz der Seele in der Entwicklungsperiode des weiblichen Körpers auch eine unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, eine Freude am Schmerz.

the joy of grief.

Ossian.

Die jungen Mädchen jenes Alters bekommen plötzliche Lust an Kasteiungen aller Art, hungern standhaft, lassen sich einkerkern, verschlucken Nadeln, Instrumente u. s. w. Endlich erwähnen wir noch, der Geneigtheit des Körpers in den Pubertätsjahren zu Ohnmachten, Epilepsie, Veitstanz, Starrsucht, Lungenentzündungen u. s. w., deren Schilderung wir aber hier unterdrücken müssen.

Erection.

Dies Wort, für welches wir kein passendes, in die gebildete Muttersprache eingeführtes, zu setzen wissen, bezeichnet gewöhnlich eine gewisse Congestion, einen Andrang von Blut in die Blutadern des männlichen Gliedes und der weiblichen Clitoris, in Folge welcher Congestion diese Theile an Gewicht und Umfang zunehmen, ein gewisses, bekanntes Wollustgefühl veranlassen, und wodurch namentlich noch das männliche Glied zur Einführung in den weiblichen Körper, zur Ejaculation des befruchtenden Saamens, und folglich zur Zeugung geschickt wird, zu welcher, wie weltbekannt, die Erection *conditio sine qua non* ist. Von ihr hängt die Möglichkeit einer naturgemäßen Begattung ab, wozu, so lange die Welt steht, schon Viele ein wehmüthiges Leider! ausgesprochen haben, denn unglücklicherweise ist die Erection nicht dem Willen unterworfen, wie etwa so viele andre physiologische Verrichtungen. Oft zeigt sie sich ganz gegen unsre Absicht, und wo wir ihrer gar nicht bedürfen: oft wieder schmeichelt sich umsonst die Phantasie

tasie und der Wille, daß sie dies Phänomen hervorrufen würden; die eigensinnige Natur gehorcht nicht, um mit dem Dichter auszurufen:

> Entbehren sollst du, sollst entbehren,
> Das ist der ewige Gesang,
> Der Jedem an die Ohren klingt!
>
> Göthe.

Der Mann fühlt sich dann im Schooße des Glücks, und an der Quelle der Lust machtlos und schwach, elend und ohnmächtig, und Widerwärtigkeiten aus dieser Ursache haben schon manches Unheil in der Welt, und nicht selten Selbstmorde veranlaßt. Dieses böse Geschick ist zwar meist Folge von Schwäche und von Mißbrauch des Geschlechtsgenusses, aber zuweilen entsteht es auch grade aus einem Uebermaaß von Wollust oder Liebe, aus einer tief ergreifenden moralischen Affection, aus Furcht oder Schaam. Ehedem glaubte man an eine geheimnißvolle, magische Kraft, die bei solchen Fällen im Spiele wäre, und sagte, solche Männer ständen unter dem Einflusse von Nestelknüpfern. (S. Nestel.) Bei Montaigne findet man die Geschichte einer Heilung, die er an einem Grafen vollbrachte, *qui avait été saisi de défaillance au giron même de la jouissance.* Montaigne's Regeln, die er bei dieser Gelegenheit für ähnliche Fälle giebt, sind höchst naiv, und — sehr wahr, und wir wollen sie deshalb hier mit anführen. „*Ils ne doivent*, sagt er, *ny presser, ny taster leur entreprise, s'ils ne sont prests; et vaut mieux faillir indécemment, à estreiner la couche nuptiale, pleine d'agitation et de fièvre, attendant une et autre commodité plus privée et moins alarmée, que de tomber en une perpetuelle misère, pour s'estre estonné et désespéré du premier refus.*“ Diese Regeln drücken in der That Alles aus, was man in solchen Fällen zu beobachten hat, und Männer müssen nie eine Umarmung rasch erzwingen wollen, „*s'ils ne sont prests.*“ Zuweilen aber ist die Erection rein unmöglich; so im Alter, wo sie nicht mehr eintritt, wie die ganze Geschlechtsfunction erloschen ist; aber auch im kräftigen Alter sollicitiren Viele vergeblich eine gute Erection, wenn sie sie gemißbraucht, und besonders, wenn sie sie oft durch unnatürliche Reitze erweckt haben. (S.

Selbstbefleckung.) Oft bemerkt man dann wohl noch eine Art von Erection, d. h. das Glied schwillt mäßig an, aber es verändert nicht seine respektive Lage, bekommt nicht genug Consistenz, und schleudert den Saamen nicht so weit, als es zur Befruchtung nothwendig ist.

Der Reitz, der die Erection verursacht, wirkt entweder direct oder sympathisch, d. h. durch Einfluß der Phantasie oder des Nervensystems auf die Sexualtheile. Directe Berührungen der Geschlechtstheile oder der Theile, die zu ihnen gehören, wie z. B. der Brüste, bewirken Erection. Große Anfüllung der Saamenbläschen ist ein Hauptagens in der Erection, daher tritt sie um so häufiger bei Gesunden ein, je seltner sie den Beischlaf üben, und je mehr also die Saamenbehälter angefüllt sind. Auch Kitzeln mehr entfernter Theile, wie der Lenden, der Hüften, der Schenkel bewirkt durch den Nervenreitz Erection. Einige Arzeneimittel, die wir uns wohl hüten werden zu nennen, indem wir an den Schaden denken, den der Mißbrauch solcher Mittel angerichtet hat, einige Medicamente also wirken gleichfalls sehr erigirend. (Vgl. Aphrodisiaca.) Das beste Mittel für einen Gesunden bleibt eine naturgemäße Aufreitzung der Phantasie. Wenn bei dem nähern Umgang mit einem allerliebsten Mädchen, bei dem Anblick eines üppig reitzenden Busens, bei den feurigen Küssen, die Euch die verlangende Geliebte aufdrückt, wenn da nicht

la bagatelle s'y mêle un peu

Bei Sterne.

— dann wahrlich seid Ihr zu beklagen! Schon Abgestumpftere reitzen dann noch Lectüre, wie die des *Amour conjugal*, der *Aventures du Chevalier de Faublas*, der Schriften von Piron, Grecourt, Althing u. s. w., wollüstige Gemälde und Statüen, und es verdient bemerkt zu werden, daß im Allgemeinen alle Mittel, die durch Hülfe der Phantasie auf die Geschlechtsorgane wirken, meist sicherer und rascher die Erection begünstigen, als directe Reitzungen der Sexualtheile.

Unter der großen Menge von Ursachen, die erigirend wirken, giebt es endlich noch mehrere pathologische, aber der ausgemachteste, schwächste Wüstling wird sich um diesen Preis keine Erection wünschen! So bewirken sie Blasen- und Nie-

rensteine, Würmer, Hämorrhoiden, Entzündungen der Harnröhre, und manche andre Uebel. Endlich kann auch die Erection selbst Krankheit sein, wenn eine pathologische Ursache einen anhaltenden und erzwungenen Blutdrang in jene Theile veranlaßt.

Erotomanie.

S. Geschlechtstrieb.

Eunuchen.

S. Verschnittene.

Erzeugung.

S. Zeugung.

F.

Fettleibigkeit.

Der Zustand des Körpers, in welchem er beträchtlich an Umfang gewonnen hat, und zwar durch ungewöhnliche Anhäufung von Fett im Zellgewebe. Diese Ursache unterscheidet den Zustand von der sogenannten Leibesdicke, bei der der Körper durch die Fülle der Muskeln, die Stärke der Knochen florirt, und eben so auch von der Wohlbeleibtheit, die nur einen höchst gesunden Zustand, und zwar jenen bezeichnet, den die Franzosen so glücklich *Embonpoint* nennen. (S. Wohlbeleibtheit.)

Ueber die Ursachen, die die Fettleibigkeit veranlassen, sind die Aerzte nicht einig. Einige schreiben sie einer zu großen Thätigkeit des Magens zu, der in einigen Stunden eine große Menge Nahrung verdaut, Andre meinen, es sei ein Uebergewicht im Körper in den Verrichtungen der Leber vorhanden; wieder Andre nehmen anhaltende Ruhe, tiefe Geistesapathie u. s. w. als Ursache der Fettleibigkeit an. Wenn reichliche Aderlässe oft wiederholt werden, so hat man auch danach den Körper sehr fett werden gesehen. Der Verlust irgend eines Gliedes, ganz vorzüglich aber die Castration, prädisponiren sehr merklich zur Fettleibigkeit. Diese Erfahrung war ja von so wichtigem Einfluß in der Gastronomie, denn es ist bekannt, daß Hühner, Schweine und andre Thiere durch die Castration fett gemacht werden. Ja man hat die Veredlung der Leck-

mäulerei sogar bis auf die Castration von — Fischen ausgedehnt! Samuel Tull, ein englischer Fischer, verschnitt zuerst im Jahr 1642, in Gegenwart von Sachverständigen, einige Fische, und man hat förmlich gelehrt, wie diese wichtige Operation kunstgemäß zu unternehmen sei!

Eigentlich bringen wir eine gewisse Anlage zur Fettleibigkeit Alle mit zur Welt, und es bedarf nur gewisser günstiger Umstände, um diese Anlage zu entwickeln. Dahin gehören: eine sehr kräftige Nahrung, reichlicher Genuß von hitzigen, von warmen und süßen Getränken, mäßiges Reiten und eine große Seelenruhe. Gewisse Handwerke prädisponiren besonders zur Fettleibigkeit, wie z. B. Brauer, Schlächter, und man hat die Bemerkung gemacht, daß oft Anatomen sehr dick werden. Der Einfluß des Klima ist auch in dieser Hinsicht höchst wichtig. In heißen, feuchten Ländern neigen die Menschen sehr zur Fettleibigkeit, und Prosper Alpinus erzählt, daß das Klima, die häufigen warmen Bäder, der Mißbrauch des Geschlechtsgenusses die Egyptier so fett mache, daß man häufig Männer sieht, die Brüste, wie Weiberbrüste, haben. Ein ruhiges, eingezogenes, sorgenfreies Leben macht sehr leicht fett, und die Fettleibigkeit der Mönche ist bekannt genug. Die Franzosen sagen sogar als Sprichwort: *gras comme un moine*, und Boileau schildert einen fetten Prälaten, der

Muni d'un déjeûner
Dormant d'un leger somme, attendait le diner.
La jeunesse en sa fleur brille sur son visage,
Son menton sur son sein descend à triple étage,
Et son corps ramassé, dans sa courte grosseur
Fait gémir les coussins sous sa molle épaisseur.

Jeder hat einmal übermäßig fette Menschen gesehen, die von Zeit zu Zeit umher reisen, und ihre nicht beneidenswerthe Körperbeschaffenheit Neugierigen zur Schau stellen. Eduard Bright wog zu zehn Jahren 144 Pfund, zu zwanzig 365, und ein Jahr vor seinem Tode 584 Pfund; dabei war er fünf Fuß neun Zoll groß, und der Umfang seines Bauches betrug fünf Fuß elf Zoll, der Arm hatte zwei Fuß zwei Zoll, und das Bein zwei Fuß acht Zoll im Umfange. Günz erzählt die Geschichte eines Mädchens, das in ihrer Kindheit schon 492 Pfund wog. Marie Clay eine sehr arme Frau, die sechs Kin-

der geboten hatte, war gleichfalls von ungeheurer Fettleibigkeit. Der Kopf lag so in den fetten Schultern, daß er ganz unbeweglich schien; ihre Brüste hatten acht Zoll im Durchmesser, und zehn in der Länge, und hingen bis auf den Bauch hinunter; das viele Fett unter den Achseln hielt den Arm ganz vom Leibe ab; die Lenden waren drittehalb Fuß breit, und die Hüften bildeten zwei ungeheure Kissen, um die Arme zu unterstützen. Friederike Ahrens, die sich vor einigen Jahren noch sehen ließ, wiegt (zwanzig Jahre alt) 450 Pfund; sie wog schon dreizehn Pfund bei ihrer Geburt, zwei und vierzig im Alter von sechs Monaten, und 104 Pfund als sie vier Jahre zählte. Ihre Arme haben anderthalb Fuß im Umfange. Genug von solchen Ungeheuern! Manche mehr als billig starke Dame unter meinen Leserinnen, wird sich nach der Lectüre dieses Artikels mit zufriedenem Gesichte und mit neuem Trost vor den Spiegel stellen, daß sie doch nicht so begünstigt sei mit dem unangenehmen Geschenk der Natur, als jene ihrer Schwestern, die eben erwähnt worden sind, und wie glücklich wollen wir uns schätzen, wenn wir solchen lieben Leserinnen einen heitern Augenblick gemacht haben!

In der That sind zu fette Personen nie für absonderliche Schönheiten gehalten worden. Die römischen Damen hielten einen zu fetten Hals für den unerträglichsten Fehler, und sie suchten ihn durch das Auflegen eines Fisches zu curiren. Griechen und Römer hatten einen Haß gegen zu fette Personen, denen sie wenig Geist und Gedächtniß zutrauten. Dies ist indeß nicht immer gegründet. Große Leckmäuler, die keine andere Lebenstendenz kennen, als hinter dem Tische die Seltenheiten aller Welttheile in müßiger Behaglichkeit zu schlürfen, die mit Lucullischer Lüsternheit nur darauf denken und raffiniren, wie diese oder jene Pastete noch piquanter, noch saftiger zu bereiten sei, die nur von der wohlbesetzten Tafel eilen, um im weichen Sorgenstuhl die Verdauung durchzuschlafen, um dann wieder an's Werk zu gehen — solche Fettsäcke haben freilich zu keiner Zeit die Welt erleuchtet und Künste oder Wissenschaften bereichert, indeß finden sich doch zu Gunsten der Fetten einige ehrenwerthe Ausnahmen. David Hume war z. B. ungemein fett.

Hippocrates hat es zuerst als Grundsatz aufgestellt, daß sehr fette Weiber nicht empfangen könnten, weil das um

die Oeffnung des Muttermundes angehäufte Fett sie daran hindere. Wenn auch die Beobachtungen neuerer Zeiten diesen Grund nicht bestätigt haben, und fette Weiber nicht grade immer als unfruchtbar anzunehmen sind, so ist doch unbezweifelt oft zu große Fettigkeit des Weibes die Ursache einer unfruchtbaren Ehe. Auch bei den Thieren finden wir sogar ähnliche Erscheinungen, und fette Hühner z. B. legen immer wenige Eier, hören auch wohl endlich ganz damit auf.

Finger.

Die Finger sind nebst der Hand die vorzüglichsten Organe des Gefühls. Man hat deren fünf an jeder Hand, und es giebt wenig Beispiele, daß Menschen mit weniger denn fünf Fingern zur Welt gekommen sind; eine Mehrzahl ist hingegen nicht selten. Schon in der heiligen Schrift liest man in dem zweiten Buch der Könige: *quartum bellum fuit in Geth, in quo vir fuit excelsus, qui senos in manibus pedibusque habebat digitos, id est viginti quatuor, et erat de origine Arapha, et blasphemavit Israel.* Anna Boleyn, die durch ihre Reitze und ihr Unglück gleich berühmte königliche Geliebte, hatte sechs Finger an der rechten Hand, einen übelgewachsenen Zahn in der oberen Zahnreihe, und eine überflüssige dritte Brust! Plinius spricht von zwei Schwestern, die an jeder Hand sechs Finger hatten, und darum den Beinamen *six-digites* erhielten. Auch in den Memoiren der Pariser Academie für das Jahr 1743, liest man von einem sechszehn Monat alten Kinde, welches an jedem Fuß und an jeder Hand sechs Finger hatte. Ruysch hat ein in dieser Beziehung höchst merkwürdiges Skelet beschrieben: die rechte Hand hatte sieben und die linke sechs Finger, und überdies war noch der Daumen doppelt. Der rechte Fuß hatte acht, der linke neun Zehen. Einen noch merkwürdigern Fall führt Saviard an, wo er erzählt, in dem *Hôtel Dieu* zu Paris ein neugebornes Kind gesehen zu haben, welches an jeder Hand und an jedem Fuß zehn Finger hatte, deren Glieder alle zerbrochen schienen.

Die Form der Finger ist die eines gestreckten Kegels, oder einer kleinen, aus mehreren beweglichen Theilen bestehenden Säule; diese Theile, welche man Glieder nennt, sind so angebracht, daß sie in der nämlichen Richtung stehen, oder sich

unter verschiedenen Winkeln kreuzen können. Solcher Glieder nun hat jeder Finger drei, den Daumen ausgenommen, der nur zwei hat. Wenn die Hand sich selbst überlassen ist, so ruht das zweite Glied leicht auf dem ersten, und dieses auf dem Mittelknochen, während das dritte auf dem zweiten liegt. Bei einigen Personen, und vorzüglich bei den Frauen, neigen die beiden letzten Glieder etwas gegen die obere Seite des Fingers, wie wir es auch bei der Medizeischen Venus bemerken. Uebrigens wird die Richtung der Finger fast in jedem Augenblick durch die Muskeln, die sie bewegen, verändert.

Die Länge und der Umfang der Finger richtet sich gewöhnlich nach der Größe und Stärke des Körpers, oder auch der besonderen Entwickelung der untern Gliedmaßen. Diese Organe sind gewöhnlich bei müßigen Menschen, bei Weibern u. s. w. feiner als bei andern, die viel und angestrengt arbeiten; so werden sie z. B. vom Brot kneten und andern dergleichen Arbeiten vergrößert. Ramazzini behauptet, daß die Hände der Bäcker nicht allein von der Art ihrer Bewegung bei der Arbeit, sondern auch von der nahrhaften Materie, in der sie unaufhörlich sich bewegen, groß und stark werden. Ob diese, etwas sonderbare, Hypothese gegründet sei, lassen wir dahingestellt. Bei Personen von geringer Wohlbeleibtheit, werden die Finger nach oben zu unmerklich dünner; bei sehr mageren Leuten haben sie mehr oder weniger ausgesprochene Erhabenheiten um die Gegend der Gelenke. Bei fleischigten Menschen, und vorzüglich bei jungen Frauen, die recht schwellende Hände haben, zeigen die anmuthig gerundeten Finger auf der obern Seite am ersten Gliede ein kleines Grübchen, das bekanntlich als eine Zierde einer hübschen Hand angesehen wird. Uebrigens ist der Umfang der Finger auch bei den nämlichen Personen, unter verschiedenen Verhältnissen, häufigen Veränderungen unterworfen; äußere Kälte vermindert ihn; kaltes Wasser macht die Haut der Finger ungleich und runzlicht; heiße Luft hingegen, vorzüglich in Zimmern, eine ungewohnte heftige Bewegung der Hände, warme Bäder u. s. w. machen die Finger anschwellen. Noch merklicher ist der Unterschied der Finger unter sich, an einer und derselben Hand; der Mittelfinger ist um ein Drittheil länger als der kleine und der Daumen; der Zeifinger ist etwas kürzer als der Ringfinger; die beiden letztern halten die Mitte zwischen den drei übrigen. Ueber den Werth

der Finger als Bestandtheile der Schönheit des Körpers, wie über den Werth derselben als Organ des Tastsinnes in der Liebe, S. Hand. (Vergl. auch Selbstbefleckung.)

Flagellation.

S. Geißelung.

Frau.

Welches Wort sprechen wir aus! Welches Thema zu Betrachtungen! Welcher Stoff für die Philosophie, für die Dichtkunst, für die Mahlerei, für die Skulptur, für die — Satyre, und wofür sonst nicht noch! Uns schwindelt fast vor dem Gedanken eine Abhandlung über diesen, über einen solchen Gegenstand zu schreiben, denn blicken wir hin, wo wir auch wollen in die Gegenwart, in die Vorzeit, in die Geschichte aller Länder und Völker, in die Naturgeschichte des Menschen, in's Thierreich, in die Staatenkunde, in die Politik, in die Moral — — wo fänden wir nicht Material für unsern Zweck? Aber eben diese kaum zu übersehende Fülle zwingt uns zu gewissen Abtheilungen bei der Bearbeitung unsres Gegenstandes.

Wir verweisen daher hinsichtlich der Schilderung des Weibes in den Jahren der Jugend auf die Artikel: Entwicklungsjahre, Jungfrau, Mädchen; für die Schilderung des Weibes als Gattin und Mutter auf die Abhandlungen: Ehe, Weib, in welchem letzteren Artikel wir Alles zusammenfassen, was auf diese schöne Hälfte des Menschengeschlechtes sich bezieht, wie ja auch die Artikel: Alte Jungfer, Begattung, Brust, Blondine, Brünette, Empfängniß, Entjungferung, Freudenmädchen, Fruchtbarkeit, Geschlecht, Keuschheit, Matrone, Reinlichkeit, Temperament, Unfruchtbarkeit, Wittwe, Wollust, Zeugung und viele Andre, eben so viele Grundzüge zur Vollendung dieses großen Gemäldes bilden, das die edlere Hälfte der Schöpfung so schön versinnlicht.

Freudenhaus.

Freudenhaus! Ort des Elends, des erbärmlichen Jammers, du Altar, an dem der Mensch sein Heiligstes, seine moralische Ehre schaamlos hinopfert, an dem er mit viehischer

Sinnlichkeit, mit verruchter Frechheit den edelsten Trieb, das köstlichste Gefühl des Menschen, die Geschlechtsliebe, zum thierischen Nervenkitzel entwürdigt, Stelle, von welcher der menschliche Geist beschämt und zerknirscht flieht, um nicht an seinem eignen Grabe zu trauern, das ihm seine viehischen Lüste bereiten — Dich nennt man Freudenhaus!! So hat der Mensch zu allen Zeiten das, was ihn erschrecken, beschämen, zittern machen müßte, mit einem wohlklingenden, angenehmen Namen getauft, damit er sich selbst, wenigstens in dem Augenblicke, wo ihm jener Begriff durch das lebendige Wort vor die Seele gerufen wird, darüber täuschen möge, und so nannte schon der Grieche seine Furien: Eumeniden, die Wohlgesinnten, und so nennen wie den finstern Schlupfwinkel der Verworfenheit das Haus der Freude!!

Ausschweifungen in Hinsicht auf den Geschlechtstrieb müssen einmal als nothwendiges Uebel in der Welt angenommen werden. Sie ausrotten, mit Stumpf und Stiel aus der Gesellschaft ausrotten, und die sexuellen Triebe auf rechtmäßige Ehen begränzen wollen, das hieße Menschen in Engel, Thiere in Götter verwandeln wollen. Das Warum? brauchen wir nicht zu beweisen; und wir geben uns auch keine besondere Mühe zu diesem Beweise, damit es nicht scheine, als wollten wir jene Thatsache vertheidigen: als Thatsache bleibt sie drum doch stehen, was auch vielleicht einige Rigoristen dawider einwenden mögen, die, unfähig, die wahre Natur des Menschen in ihren verschiedensten Extremen zu begreifen, die Menschen nach ihren Gesetzen schaffen möchten, statt daß der vernünftige Gesetzgeber die Gesetze nach den Menschen schaffen muß.

Wenn also die Unmöglichkeit gegeben ist, die Geschlechtsausschweifungen auszurotten, so wird es überall darauf ankommen, sie so zu zügeln, daß wenigstens das Gesetz und die Behörde ein wachsames Auge über sie behalten können. Dies ist aber nicht wohl anders möglich, als daß die verrufenen Weiber, die jenen nichtswürdigen Commerz treiben, einmal öffentlich gekannt sind, und daß zweitens ihnen bestimmte Orte für ihr infames Gewerbe angewiesen, und sie auf diese Orte beschränkt werden. Wer die Regierungen sich selbst erniedrigen sieht, die solche Gesetze entwerfen, der gehört eben zu jenen oben bezeichneten Rigoristen, und der weiß nicht, daß die Er-

fahrung schon früh die weisesten Fürsten dahin belehrt hat, daß sie es nicht unter ihrer Würde hielten, Gesetze für die Freudenmädchen zu geben, ja ihnen sogar einen väterlichen Schutz angedeihen zu lassen. Französische Könige gaben schon in den ältesten Zeiten der Monarchie solchen Dirnen „*des lettres de sauve-garde*", damit sie unter dem Schutze der Gesetze ständen, und damit es die viehische Lust von Wollüstlingen nicht zu noch größern, als den gewöhnlichen Excessen kommen ließe. Karl VI. gab schon im Jahr 1389 solche Sicherheitsbriefe, und als man Karl VII. im Jahr 1423 anzeigte, daß man ein solches Haus zu Toulouse, das *Chastel vert* genannt, sehr oft beunruhigte und beschimpfte, und „*que certaines gens de mauvaise vie entreprenaient d'aller casser les vitres de cette maison, sans aucune crainte de Dieu*" — gab der Monarch auch diesem Hause einen beruhigenden Sicherheitsbrief. Vorzüglich aber hat sich Johanna I., Königin von Neapel, in der Geschichte der Gesundheitspolizei berühmt gemacht, indem sie, die gute Königin, höchsteigenhändig Gesetze vorzeichnete für ein neues Freudenhaus, daß sie in Avignon errichten ließ. Dies Reglement, datirt vom 8. August 1347, ist, bis auf einige dem Zeitgeist angehörige Ausnahmen, noch heute ein Muster solcher Gesetze.

Einer der größten Nachtheile der Unzucht ist unstreitig der, daß sie zu früh den Instinkt der männlichen Jugend weckt, ihn dann mißbraucht, und so das junge Geschlecht physisch und moralisch entkräftet und verschlechtert. Wahrscheinlich war es dieser Grund, der veranlaßte, daß in größern Städten die öffentlichen Weiber oft auf gewisse Straßen, bestimmte Stadtviertel eingeschränkt wurden; man hoffte durch diese Maaßregel einmal den Augen der Menge das Skandal der Unzucht zu entziehen, und zweitens die Jugend von diesen verpesteten Wohnsitzen zu entfernen: übrigens war dies auch ein Schimpf für das Laster, dem man dadurch bewies, daß man es nur gezwungen dulde. Man nannte dergleichen Straßen in Frankreich sonst: „*des rues chaudes.*" Noch heut hat man in vielen Städten Deutschlands, z. B. in Berlin, diesen vernünftigen Gebrauch beibehalten, wo man solche Dirnen, wenn auch nicht auf gewisse Straßen, doch auf gewisse Stadtviertel einschränkt.

Schon im alten Rom, das eben so gut als wir, das

Gewerbe der Lustdirnen kannte, (S. Freudenmädchen) mußten diese dem Staate eine Auflage zahlen. Die Taxen sind noch heute überall beibehalten, wo es vom Staate bestätigte Freudenmädchen und Freudenhäuser giebt, und in mehr als einer Hinsicht zu rechtfertigen und nothwendig.

Diese Auflagen dienen gleichfalls wieder, um dem Laster sein Treiben zu erschweren, und dann bilden sie eine nothwendige Kasse zur Heilung und Verpflegung der Geschöpfe, wenn sie an dem Uebel darniederliegen, das von ihrem Gewerbe fast unzertrennlich ist; man weiß ja

Qu'une affreuse épine
Se mêle aux fleurs de Cypris!

Beranger.

Im alten Rom ging man sogar noch weiter, und brauchte das schmutzige Geld, das der Staat auf diese Weise erwarb, auch noch zur Verschönerung und Salubrität der Stadt.

Wie nun Freudenhäuser aussehen, und was darin getrieben wird? das werden hoffentlich die etwanigen unerfahrnen Leser doch wohl von uns nicht beschrieben haben wollen? Müssen wir so oft auf unsern Lieblingsmaler, auf den großen Seelenschilderer Hogarth zurückkommen? Dort könnt Ihr auf der dritten Platte im „Weg des Liederlichen" ein Exempel sehen von einem Bordell, das bei allen seinen sehr markirten Eigenthümlichkeiten doch noch keines der odiösesten sein dürfte! Häuser dieser Art, in denen nun einmal der Mensch gleich beim Eintritt (oft mit seinen Kleidern) seine menschliche Würde ablegt, und als nackter, von Lüsten und wilden Trieben feurig belebter, Fleischklump dasteht, Häuser dieser Art haben oft die wüthendsten Excesse menschlicher Leidenschaften verüben gesehen; der Mord des unglücklichen Fualdez ist allen Lesern noch im frischen Gedächtniß, und gemeine Mordthaten sind in den niedrigsten Schlupfwinkeln dieser Art in London, Paris, Hamburg oder wo sonst eine ganz gemeine Menschenclasse, wie z. B. Matrosen sich findet, gar nichts ganz Seltnes! Das sind die Häuser der Freude!

Freilich ist es wahr,

Der Teufel hat Gewalt sich zu verkleiden
In lockende Gestalt — —

Shakespeare.

und in großen, luxusreichen Städten, wie eben Paris, London u. s. w. weiß sich auch dies Laster in solche glänzende Flittern zu kleiden, daß man seinen Wohnsitz wohl auf den ersten Eintritt für ein Freudenhaus halten könnte. Mercier erzählt von einem Hause, das vor der Revolution im Palais-royal in Paris bestand, und von einem Restaurateur gehalten wurde; bei der Mahlzeit öffnete sich in einem *Salon particulier* auf ein gegebenes Zeichen beim Rauschen einer sanften Musik und unter einer Wolke von Wohlgerüchen der Balkon, und herabstiegen, wie aus einem Olymp, eben so schön als — leicht gekleidete Nymphen, die dann — — — die Verdauung befördern halfen. Solche satanisch-geistreiche Erfindungen dürfen wohl heut zu Tage nicht mehr gewagt werden; aber es giebt in Paris und London eine Menge von Häusern, in denen scheinbar der anständigste Ton herrscht; bei Hereintritt findet ihr eine kleine Gemälde-Gallerie — nicht von titianischen Venusbildern etwa — sondern von Schönheiten *ad naturam* gezeichnet, einen in Farben dargestellten Katalog, nämlich von den Raritäten, die das saubere Kabinet, in dem Ihr seid, enthält. Von allen reitzt Euch, nach langer und schwerer Wahl, endlich dies oder jenes Kniestück am meisten, und — auf einen leisen Wink steht das hübsche Original selber vor Euch, bereit in alle Eure Wünsche einzugehen! Aber auch dann noch muß eine erheuchelte Sittlichkeit dem Genusse größern Reitz geben; gefällige Conversation, Entwicklung angenehmer Talente, ein geschmackvoll angeordnetes Souper u. s. w. müssen Euch in reitzender Abwechselung hinhalten, und der scheinbar noch immer verwehrte Genuß macht das Verlangen danach nur um so heftiger. Werdet ihr angeregt — — bald wieder zu kommen, so ist der ganze Zweck dieser glänzenden Anstalten erfüllt!! Werft nur ein Goldstück zu wenig beim Weggehn auf die Tafel, und Ihr werdet mit einem Zauberschlage alle jene Schönheiten verschwinden, und das Laster nackt da stehn sehn, denn trotz der Seide, der Wohlgerüche, der Talente, und des Aufwandes aller Künste wird Euch nun nicht mehr das Triebrad dieser ganzen, glänzenden Maschinerie verborgen bleiben! Das sind die vornehmen Häuser der Freude!!

Quaeque ipse miserrima vidi:
Geschaut hab' ich selber das Elend!
Virgil.

Freudenmädchen.

Wer den Menschen practisch erfaßt hat, wer ihn erfaßt hat, wie er sich in seinen Aeußerungen im wirklichen Leben darstellt, der darf sich gestehen, daß er ihn besser kennt und zu würdigen weiß, als diejenigen, die in stiller Klause über ihn meditiren und philosophiren. Je inniger man aber den Menschen kennt, desto mehr und herzlicher wird man sich über seine Verirrungen betrüben und darüber weinen, und so können auch wir gestehen, daß wir gern nach der Bearbeitung des vorigen Artikels die Feder niedergelegt, und einen Schleier über diese Verhältnisse gezogen hätten, als uns leider! die Ueberschrift zu dieser Abhandlung, unserm Berufe in diesem Werke gemäß, nöthigt, wieder gleichsam von vorn anzufangen, und noch einmal diese Verirrungen zu beleuchten. O! daß uns wenigstens keine andere im Verlaufe dieses Werkes begegneten! Eitle Hoffnung, deren Nichterfüllung nicht lange ausbleiben wird!

Wenn wir die Geschichte des Menschengeschlechtes verfolgen, so stoßen wir überall auf unaufhörliche Widersprüche, die aus dem Kampfe der gesellschaftlichen Einrichtungen mit der Natur nothwendig hervorgingen. Priesterinnen der Vesta werden nach einem einzigen Fehltritte lebendig begraben, und neben dem Grabmahle spotten *Lupanaria* (Freudenhäuser in Rom) Bacchanalien, Saturnalien, und ähnliche Einrichtungen der armen Jungfrau; die keusche Diana wird neben dem Gotte Priapus verehrt, und auch in unsern Zeiten kreutzen sich die Fastenzeit und das ausgelassene Carnaval in ihren Tendenzen, und dieselbe Stadt umschließt in ihren Mauern Nonnenklöster und — Freudenhäuser! Wirklich haben überall die Menschen, darüber empört in gewisser Hinsicht dasselbe Loos als die Thiere zu haben, ihre Mitmenschen von solchen Verirrungen zu entfernen gesucht, aber die Macht der Thierheit hat immer das Uebergewicht behalten, und im Alterthume konnten weder die strengen Vorschriften des Pythagoras, noch die rigorösen Gesetze des Numa dies moralische Uebel ausrotten. Das Christenthum ist nicht glücklicher gewesen, denn man liest

schon bei Tertullian, wie mächtig er gegen die große Anzahl der öffentlichen Frauen eifert, die zu seiner Zeit sich den Mönchen und Priestern hingaben, und bei den Aposteln finden wir ähnliche Strafpredigten, die uns zum Trost beweisen, daß wir heut zu Tage eben so viel oder wenig taugen, als unsre Vorfahren.

Willst du Beſſ're besitzen,
So laß sie Dir schnitzen.

Göthe.

Wir müssen genommen werden, wie wir nun einmal sind; wenn also das Laster, das uns jetzt beschäftigt, nicht vertilgt werden kann, so wird die Gesetzgebung nur dahin zu sehen haben, wie es am besten und vernünftigsten zu zügeln sei. Schon Solon betrachtete die öffentlichen Weiber als nothwendiges Uebel, um das hitzige Temperament der athenienſischen Jünglinge zu dämpfen, damit es nicht Exceſſe andrer Art beginge. Er kaufte daher mit Vorsatz Fremde, besonders Thracierinnen, und erlaubte ihnen mit ihrer Schönheit oder ihren respektiven Reitzen Handel zu treiben. Diese Einrichtung ließ sich alle Welt in Athen gern gefallen, so lange die Bürger von der heiligen Idee des Ehestandes noch durchdrungen waren; in der Folge aber wurden mit der Verschlechterung der Sitten die Hetären dem Staate sehr schädlich. Im Anfange mußte ein junger Mann, wenn er sich verheirathete, die Freundin — Hetäre aufgeben, oder er verlor die Mitgift und auch wohl die Frau obenein, und setzte sich der Verachtung seiner Familie aus. Aber die Zeit änderte sich, die Hetären lernten und übten alle Künste der Verführung, umschlangen ihre Liebhaber mit den unauflösbaren Ketten der Wollust, und bald hatten die Männer *(tout comme chez nous!)* neben der Frau, die sie schätzten, eine Freundin, die sie liebten. Nach und nach sah man die ersten und ausgezeichnetsten Staatsmänner, wie Perikles mit der schönen Aspasia, in einem öffentlichen Verhältniß mit den Hetären leben, und das ewige Reich des Lasters in der bürgerlichen Gesellschaft war gegründet!

In Rom genossen die Priesterinnen der *Venus pandemos* nicht gleicher Ehre; sie gehörten keiner Familie an und ihre Kinder legitimirte der Staat nicht. In spätern Zeiten,

unter den Kaisern, war je nach der Laune der einzelnen Herrscher, ihr Loos bald besser, bald schlechter. Domitian gab unter andern das harte Gesetz, daß kein öffentliches Weib eine Erbschaft antreten könne.

Was spätere, christliche Herrscher in Folgezeiten, wo das Uebel immer mehr Ueberhand genommen hatte, für die öffentlichen Frauenzimmer thaten, haben wir im vorstehenden Artikel erzählt. Immer noch suchte man durch strenge Gesetze den Mißbrauch und das Ueberhandnehmen des Lasters wenigstens einzuschränken. Joinville, Zeitgenosse und Geschichtschreiber des heiligen Ludwig, erzählt z. B.: „*que dans la ville de Césarée un chevalier ayant été trouvé au bordeau, fut condamné par condition, ou que la ribaude, avec laquelle il avait été trouvé, le menerait parmi l'armée, en chemise, ayant une corde liée à ses génitoires, laquelle ribaude tiendroit d'un bout, ou s'il ne vouloit souffrir telle chose, qu'il perdroit son cheval et harnois, et qu'il serait banni de l'armée du roi; le chevalier dit qu'il aimait mieux perdre son cheval et armure, et quitta l'armée.*“ Aber Nichts ist lächerlicher als die Sitte, die zu *Mont-Luçon* beobachtet wurde, wenn eine Frau ihren Mann geschlagen, oder sich preisgegeben hatte, eine Sitte, die wir gleichfalls mit den Worten des alten Geschichtschreibers nacherzählen müssen. „*Item in et super qualibet uxore maritum suum verberante unum tripodem. Item in et super filia communi, sexus videlicet viriles quoscunque cognoscente de novo in villa Montis-Lucii eveniente quatuor denarios semel aut unum bombum, sive vulgariter un pet super pontem de castro Montis-Lucii solvendum*“!! —. Doch halfen am Ende alle diese Strafen nichts, und die Anzahl der öffentlichen Weiber wuchs überall immer mehr, und unter andern waren schon im funfzehnten Jahrhundert in Straßburg dreißig privilegirte Bordells, ja bis in den heiligen Thurm des Münsters hatten die saubern Vögel sich einzunisten gewußt, und man nannte sie deshalb sehr naiv: „Münster-Schwalben“!

Man hat oft vorgeschlagen (und es auch ausgeführt) den Freudenmädchen eine eigenthümliche Kleidung zu geben, damit man das Laster gleich beim ersten Anblick erkenne, und damit es nicht in der Hülle der Tugend umherwandele, und sich dar-

unter verbergen könne. Im Anfange waren die römischen Lustdirnen halb nackt, und nur mit einem dünnen durchsichtigen Gewebe bekleidet, das man bezeichnend genug *toga vitrea* nannte; wir haben solches „gläsernes Gewand" nicht selten auf den Pariser Boulevard's an schönen Sommerabenden wieder gefunden. Aber in der Folge wurde es den römischen Lustdirnen verboten, sich öffentlich ohne irgend ein Abzeichen, z. B. rothe Schuhe, zu zeigen. Die kluge Königin Johanna, die wir bereits genannt haben, verordnete, daß die öffentlichen Weiber eine Nestel auf der linken Schulter trügen. Man findet folgende Stelle in dem Briefe, den Karl VI. im Jahr 1389 den öffentlichen Mädchen in Toulouse gab, welche gebeten hatten, von der auszeichnenden Tracht befreit zu werden: „*et octroyons aux dites suppliantes, que dorénavant elles et leurs successeurs en la dite abbaye, portent et puissent porter telle robes et chaperons et de telles couleurs, comme elles voudront investir et porter parmi, ce qu'elles seront tenues à porter autour l'un de leurs bras, une enseigne on différence d'un jarretier ou lisière de drap, d'autre couleur que la robe qu'elles auront vestue ou vestiront.*"

Aber alle diese Auszeichnungen in der Kleidung helfen zu Nichts: denn der, der das Laster liebt, wird sich durch eine Schnalle, eine Schleife, die es trägt, gewiß von keiner Umarmung desselben abschrecken lassen, für die ehrlosen Dirnen selber aber kann ein solches Abzeichen unmöglich Gewicht haben, denn sie sind so entwürdigt, so mit der Moral, der Ehre zerfallen, daß ein solches Bändchen sie nicht aus ihrem lethargischen Schlummer wecken wird. Viel mehr und ernster muß die Behörde darauf sehen, daß die öffentlichen Mädchen eine mit den Sitten verträgliche Kleidung haben, und die Inschrift, die man bei etwas zweideutigen, öffentlichen Oertern in Paris am Eingange prangen sieht:

une mise décente est de rigueur,

diese Inschrift muß das Motto für die Polizei der Lustdirnen sein. Die „lockende Gestalt," in die nach Hamlet's Meinung der Teufel sich zu verkleiden Gewalt hat, besteht hauptsächlich darin, daß er sich entkleidet. Man sieht in Paris und London oft Lustdirnen in einem Gewebe umherhüpfen, das

fast

faſt nichts zu errathen übrig läßt, und wir haben in einer deutſchen Reſidenz einſt eine Dirne aus dem Fenſter eines öffentlichen Hauſes liegen ſehen, die auf dem Bruſttheil ihres Kleides einen kleinen zirkelrunden Ausſchnitt trug, aus welchem — man räth ſchon was? — hervorguckte! Solche Schändlichkeiten müſſen mit der Geißel beſtraft werden, denn wenn auch der Staat das Gewerbe der Freudenmädchen als nothwendiges Uebel toleriren muß, ſo iſt es doch ſeine Hauptpflicht dabei, dahin zu ſehen, daß es nicht durch buhleriſche Teufelskünſte verführe.

Ueberall, es iſt wahr, ſind die öffentlichen Mädchen ein Gegenſtand der allgemeinen Verachtung, und es iſt ihnen auch wirklich mehr um die Liebe, die Zuneigung, als um die Achtung des Publikums zu thun; allein man ſollte doch auch nicht vergeſſen, daß Viele, ſehr viele derſelben eher Mitleid, das herzinnigſte Bedauern, als Spott und Verachtung verdienen. O! es giebt der Wege zu der Hölle ſo viele, und ſo roſenbeſchattete! lernt nur die Geſchichte ſo Mancher dieſer Nymphen kennen, die

sur le déclin du jour
Vont aux lieux frequentés colporter leur amour.

Liebe, Sinnlichkeit, Gelegenheit, Verführung warfen die Unſchuldige einem Manne in die Arme, der ſie treulos verließ, als er erhalten hatte, um was es ihm zu thun war: ein Bedürfniß iſt nun in ihr geweckt, das früher in ihr ſchlummerte: der Fehltritt hat ſie auch vielleicht von den Verhältniſſen auf immer getrennt, in denen ſie früher lebte, und bald gebietet ihr die Noth mit eiſernem Scepter ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen, und aus der Luſt einen Beruf zu machen; ſo geht es dann, wie der erfahrne Valentin in Göthe's Fauſt ſo treffend ſagt:

Du fingſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran;
Und wenn dich erſt ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt!

Alſo auch hier, und grade hier vorzüglich iſt es der erſte Schritt, der zu meiden iſt!

Freudenmädchen ſind faſt überall unfruchtbar, weil das

Uebermaaß der Wollust und des Genusses diesen schwächt, und ihnen die hohe Sensibilität raubt, die zur Empfängniß nothwendig ist. Daher hat man aber oft gesehen, daß, wenn öffentliche Dirnen auf den Pfad der Tugend zurückkehrten, und Gattinnen wurden, also wieder den Geschlechtsgenuß mehr regelten und seltner machten, daß sie dann Kinder gebaren, wie auch das berühmte Beispiel der englischen Lustdirnen beweist, die, um die Colonie zu bevölkern, nach Botany-bay geschickt und dort verheirathet wurden, und die durch zahlreiche Nachkommenschaft das Naturgesetz bestätigten und den Zweck ihrer Verbannung erfüllten.

Die Wahrheit, daß die Lustdirnen meistens Trägerinnen und Verbreiterinnen der unseligen Krankheit sind, für die es leider! bis jetzt noch keine Vaccine giebt, diese Wahrheit dürfen wir hier nur berühren, wo wir noch die Erfahrung zur ärztlichen Warnung hinzusetzen wollen, daß das Gift sich viel leichter dann verbreitet, wenn die Geschlechtsſünden heimlich, als wenn sie öffentlich, unter dem Schutze der Gesetze, getrieben werden. Auch dies war von je ein Hauptgrund, warum der Staat sich in die sexuellen Ausschweifungen mischte. Fürchtet daher, Leser, weniger die Mädchen, die Euch offen mit dem Gewerbschein entgegentreten, als jene, die heimlich sich der Wachsamkeit und der Aufsicht (oder vielmehr der Ansicht) der Behörde entziehen, und ganz im Finstern schleichen. Das sind die Gefährlichsten!

Frisur.

Die eigenthümliche Einrichtung, die der Mensch mit seinem Kopfhaar trifft, um ihm eine Form zu geben, die bald den Kopf schützt, bald ihn, nach den relativen Begriffen von Schönheit, zieren soll, bald auch als Auszeichnung in der bürgerlichen Gesellschaft gedient hat. So trugen bei den alten Römern die Sclaven das Kopfhaar sehr nachlässig, die Freien dagegen kunstgemäße Frisuren.

Sie kräuselten schon ihr Haar mit einem, wie es noch heut Sitte ist, in heißer Asche gewärmten Eisen. Die Sclavinnen, die diese Arbeit bei den Damen verrichteten, wurden *Cinistones*, Aschenbläserinnen, genannt. Das gekräuselte Haar wurde bald durch übereinanderstehende Locken aufgethürmt, bald ließ man es auf die Stirn herabringeln, bald erhob es sich

über der Stirn in einem Wulste. Der Zopf wurde bald fest an den Hinterkopf oder auf den Scheitel geknüpft, bald herabhängend geflochten. Die Frisur wurde noch — *tout comme chez nous!* — mit Diademen, Bändern und Perlen geschmückt; das schwarze Haar wurde auch wohl durch Salben — *fi donc!* — blau oder goldgelb gefärbt. Das Einsalben der vorher aufgelösten und durchgekämmten Haare geschah so, daß das dazu bestimmte Mädchen die Oele und Salbe aus dem Munde im feinsten Staubregen auf das Haar der Gebieterin sprützte. Unter Trajan und Hadrian thürmten die Damen das Vorderhaar in einen hohen Wulst auf, den man durch ein Diadem schmückte, das Hinterhaar hing locker über den Rücken hinunter, und war unten in einen kleinen Knoten geknüpft. Die bekannte Faustina, Antonius Gemahlin, brachte folgende Mode auf: das Vorderhaar erhob sich über der Stirn, und wand sich vereinigt mit den Seitenhaaren in wellenförmigen Schwingungen über die Schläfe herab bis an das Ohr, wo es sich hinter dem Ohre verlor, und vor demselben nur einige gekräuselte Locken herabringeln ließ. In dieses Haar drückte sich eine Perlenschnur ein, die es in zwei Hälften theilte. Auf der Stirn war das Haar der untern Hälfte gescheitelt, und auf beide Seiten ausgebreitet, worüber in der obern Hälfte eine aus Haaren geschlungene Schläfe stand. Die Hinterhaare waren von dem Nacken heraufgeschlagen, und oben auf dem Scheitel in einen Knoten gedreht. Den Nacken umspielten kleine Haare, die von den aufgeschlagenen Hinterhaaren nicht gefaßt wurden. Der Schmuck des Haares bestand aus Perlenschnuren in mannichfaltigen Schwingungen. Zur Zeit der Gemahlin des Septimius Severus, wurde ein neuer Kopfputz eingeführt, der aber schon von schlechterm Geschmack zeugt; das Haar wurde lockenartig über den ganzen Kopf ausgebreitet, und in regelmäßig parallelen Abtheilungen von dem Scheitel an bis auf den Nacken herabgeführt, der durch sie ganz bedeckt war.

Auch die alten Germanen hielten viel auf die Schönheit der Frisur, und sie schoren die Könige, die sie absetzten. Die Gallier trugen sehr langes Kopfhaar; bei den Franken zeichneten sich die Oberhäupter des Staates und des Heeres durch die Länge ihres Kopfhaares aus, und es wird erzählt, daß Clodomir, als Gefangener der Burgunder, von den

Soldaten nur an der Länge seines Haarwuchses als Oberhaupt der Feinde erkannt ward. Bei neuern Völkern ist es Sitte, daß Verbrecher, ehe sie zum Richtplatz geführt, kahl geschoren werden, und es ist bekannt, daß der geistliche Stand die Tonsur als Bedingung zum Eintritt aufgestellt hat.

Aber welche Verschiedenheit in der Frisur bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten! Hier ein kahl geschorner Kopf, wie die Türken ihn haben, dort bleibt, wie bei den Chinesen, doch noch ein einziger Büschel stehen; hier ein langer, dicker, wohlbepuderter Zopf, dort ein kahl geschnittener, mit Sorgfalt heraufgestrichener Hinterkopf; hier Blei und Stahl und Nadeln und Brenneisen als Apparat zum Kunstbau der Frisur — (die Leser erinnern sich der vortrefflichen Schilderung von Jean Paul einer alten Cokette, die am andern Tag auf einen Ball gehen wollte, und sich die Nacht durch in's Fenster legte, damit die köstliche Frisur, die der einzige Friseur des Städtchens schon, aus Mangel an Zeit, am Tage vorher hatte arrangiren müssen, nicht zerstört würde!) hier also eine kunstgerechte Meisterfrisur, dort ein frei, in natürlichen Locken um die Schulter flatterndes Haar!

Besonders bei den Weibern, wo das Haupthaar eine der schönsten Zierden ist, hat die Frisur tausend Veränderungen der Mode unterlegen. Schon die Römerinnen suchten den Verlust der Haare durch künstliche Perrücken zu ersetzen, und zwar stand das blonde Haar unsrer altdeutschen Vorfahren bei ihnen ganz besonders in Gunst. Aber das *non plus ultra* von Frisuren hat das achtzehnte Jahrhundert gesehen. Wenn man diese Baue noch *in natura*, oder wenn man sie auch nur in Bildern gesehen hat, so begreift man nicht, wie der menschliche Geschmack sich so verirren konnte, einen Thurm von Haaren, abgeschmacktem Flitterstaate und Puder erbaut, der durch seine unverhältnißmäßige Höhe die Proportionen der menschlichen Statur ganz über den Haufen warf, wie der Geschmack solchen Unsinn toleriren, wie er ihn schön finden konnte!

Niemand wird hoffentlich verlangen, daß wir hier nach den obigen Notizen, die ein antiquarisches Interesse haben, nur noch die unzähligen Arten der neuern Frisuren, deren allein in Paris jeder Monat ganz neue Variationen gebiert, mit aufzählen, oder gar ein System der Frisurkunst aufstellen

sollen. Das wäre die unnützeste Zeitverschwendung für Schreiber und Leser. Aber für mehrere nicht unwichtige Bemerkungen, die sich doch bei dieser Gelegenheit aufdringen, verweisen wir auf die Artikel: Haar und Perrücke.

Fruchtbarkeit.

Die Zeugungskraft, dieses wunderbare Vermögen der organisirten Körper, entwickelt sich auf verschiedene Weise bei Pflanzen und Thieren. In allen Familien der geschlechtslosen Vegetabilien, wie bei den Trüffeln, den Moosen ꝛc., eben so wie bei den Thieren der untersten Ordnung, wie z. B. bei Strahlenthieren, Polypen, Medusen ꝛc., entsteht Reproduction, indem das gegebene Individuum sich theilt, und der abgetrennte Theil wieder zum ähnlichen Individuum wird, oder durch Keime, die aus dem Individuum hervorschießen. Mit getrennten Geschlechtszeichen versehene Pflanzen und Thiere hingegen, bedürfen eines zusammengesetzten Begattungsaktes, um sich fortzupflanzen. Unter diesen Gattungen giebt es indeß in Hinsicht auf die Fruchtbarkeit noch große Unterschiede zwischen Vegetabilien und Thieren. Bei jenen scheint das weibliche Geschlecht am meisten fähig sich fortzupflanzen, selbst ohne Mitwirken des Männlichen; im Thierreiche dagegen sind die männlichen Individuen im Allgemeinen stärker und geeigneter zu befruchten, als die Weiber, und bei vielen Gattungen, wie bei den Ochsen, den Hühnern, ist ein Männliches für viele Weibliche hinreichend. Umgekehrt ist es z. B. bei den Bienen, deren Königin ein ganzes Serail von Liebhabern hat.

Was die respektive Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen betrifft, so scheint sie in beiden Reichen gleich groß zu sein. Freilich kann ein Stamm türkischen Weizens zweitausend Körner hervorbringen, eine Sonnenblume viertausend, ein Mohnkopf zwei und dreißigtausend Saamenkörner, ein Tabacksstengel vierzigtausend, eine Platane, eine Buche hunderttausend jährlich, ein Nelkenbaum siebenhundert und zwanzigtausend, und diese Resultate sind unermeßlich, ja wenn die Fruchtbarkeit nun wieder in allen Saamenkörnern gleich groß wäre, und in Wirksamkeit gesetzt würde, so würden alle Welten bald nicht mehr hinreichen, um alle diese Pflanzen zu ernähren: aber alles dieses ist noch wenig in Verhältniß zu den Resultaten der Fruchtbarkeit im Thierreich. Ich erwähne nicht der

unzähligen Vervielfältigung der Insekten, und der fünf bis sechstausend Eier, die jede Bienenkönigin jährlich producirt, ich spreche nicht von den tartarischen Fliegen, die in so dichten Haufen erscheinen, daß sie die Sonne verdunkeln, denn vor Allen muß hier das Reich der Wasserthiere genannt werden. Der kleinste Häring hat zehntausend Eier. Bloch fand hunderttausend in einem halbpfündigen Karpfen; ein Andrer von vierzehn Zoll Länge hatte zweihundert und zwei und sechszigtausend zweihundert und vier und zwanzig Eier, und ein Andrer, der sechszehn Zoll lang war, dreihundert und zweiundvierzigtausend ein hundert und vierundvierzig. Ein Barsch hatte zweihundert und achtzigtausend, ein Andrer dreihundert und achtzigtausend sechshundert und vierzig Eier. Noch mehr! Ein weiblicher Stör hatte einhundert und neunzehn Pfund Eier bei sich, und da sieben von diesen Eiern einen Gran wogen, so hatte sie der Zahl nach sieben Millionen sechshundert drei und funfzigtausend zweihundert Eier! Leuwenhoek hat, auf diese Weise berechnet, bis zu neun Millionen dreihundert und vier und vierzigtausend Eier in einem einzigen Kabeljau gefunden. Wenn man nun bedenkt, daß dieser Fisch eine Reihe von Jahren hindurch immer wieder eben so viel producirt, daß der Ocean wohl Millionen solcher Kabeljaus birgt, daß alle ihre Eier wieder Fische werden, und diese wieder Milliarden von Eiern und von Fischen produciren können, so bleibt man schwindelnd vor der ungeheuren Fruchtbarkeit der Natur stehen!

Glücklicherweise ist die Reproduktion beim Menschengeschlechte begränzter, obgleich der Mensch sich häufiger begattet, als die übrigen Thiere. „Wachset und mehret Euch", sagt zwar die Schrift zu dem Menschen, aber zuweilen wird dieser heilige Wunsch nicht erfüllt, und die Begattung bleibt unfruchtbar. Im Allgemeinen giebt es weniger unvermögende Männer, als unfruchtbare Weiber, und es scheint, als sei das schwächere Geschlecht auch den natürlichen Unvollkommenheiten mehr ausgesetzt, als wir.

Der Mann muß vor Allem seine Zeugungstheile gut gebildet haben. Wenn keine Erection statt finden kann, wenn einzelne Theile fehlen oder verbildet sind, so kann keine Befruchtung statt finden. (S. Unfruchtbarkeit, Unvermögen.) Wenn aber diese Theile auch naturgemäß beschaffen

sind, so giebt es noch eine Menge Gründe zum Unvermögen einen fruchtbaren Beischlaf zu vollziehen, wie dahin gehören: ein sehr phlegmatisches Temperament, große Fettleibigkeit, Erschöpfung durch übermäßige Ausschweifungen u. s. w. Es giebt im Geschlechtsvermögen gar große Verschiedenheiten, je nach den verschiedenen Constitutionen. Der sanguinisch-arterielle Mann ist meist sehr fruchtbar, wenn gleich er nicht die Kraft des galligten, cholerischen Temperamentes hat, das sich schon durch stärkern Haarwuchs als den Körper mehr kräftigend ankündigt. Jener liebt mehr ein etwas phlegmatisches Weib, die ihm sein Uebermaß von Lebendigkeit etwas dämpfte, und solche Vermischungen sind meist sehr fruchtbar.

Auch bei dem Weibe können besonders physische Fehler, Misbildungen in den Zeugungstheilen Unfruchtbarkeit veranlassen. (S. diesen Artikel.) Die gänzliche Abwesenheit der monatlichen Krise ist kein Beweis von Unfruchtbarkeit, denn viele Erfahrungen, besonders aus heißen Ländern, lehren das Gegentheil. Der Verfasser dieses Artikels hat eine Bäuerin gekannt, die, obgleich nie menstruirt, vier gesunde Kinder geboren hat. So ist denn auch das Aufhören der Regeln keine Gränze für die Fruchtbarkeit, denn man hat Fälle von sechszigjährigen Mutterschaften. (S. Weib.) Aber auch bei der Frau vermehren oder vermindern mehrere Verschiedenheiten der Constitution die Fruchtbarkeit. Eine zu feurige, zu lebhafte Frau, behält die männliche, befruchtende Flüssigkeit eben so wenig gut bei sich, als ein zu schlaffes, phlegmatisches Weib. Das fette Huhn legt keine Eier, und Castration, umgekehrt, macht fett. Die mittelmäßig starken und sanguinischen Frauenzimmer, die einen heitern Charakter haben, zärtlicher Empfindungen fähig, ruhig ohne Kälte sind, das sind die besten Mütter, die fruchtbarsten Weiber, besonders wenn sie wohl gebaut sind, mehr einen Mittelteint, als einen zu blonden, oder zu braunen, einen schön entwickelten Busen haben (Zeichen einer eben so gut entwickelten Geschlechtsthätigkeit) und mehr empfindsam und zärtlich als heftig-leidenschaftlich sind. Aber ein Weib mit trockner, reitzbarer Haut, leidenschaftlichem Karakter, heftigen Gefühlen, das leicht zum Zorn, zum Haß, zur Rache neigt, ein sehr verliebtes Temperament, eine braune, galligte Constitution, ein solches Weib behält die Frucht in der Regel nicht lange.

Indeß giebt es gewisse, noch wenig bekannte, Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, die es machen, daß ein Mann und eine Frau, die Jeder für sich vollkommen ausgerüstet sind, zusammen doch nicht fruchtbar werden. Man hat darüber folgende Erfahrungssätze:

1) zu einer fruchtbaren Ehe gehört eine gewisse physische und moralische Harmonie der beiden Gatten; diese Harmonie spricht sich schon im Gefühl der Liebe aus, die zwei Individuen aus der großen Menschenmasse sich, und grade sich einander, finden läßt.

2) Diese Harmonie besteht nicht sowohl hauptsächlich in einer Gleichheit des Temperamentes, des Alters ꝛc. als in einer gewissen Verschiedenheit, so sonderbar dies auch klingen mag. Der sehr heiße Mann liebt eine etwas kühlere Frau, und so umgekehrt, und auf diese Art stellt sich das naturgemäße Verhältniß in der Umarmung wieder her, die weder zu kalt, noch zu heiß viel taugt.

3) Doch bleiben zu weit von einander getrennte Karaktere, aus Mangel an Uebereinstimmung unfruchtbar. Manchmal stellen dann noch die Jahre ein gewisses Gleichgewicht in solchen Ehen wieder her, in denen z. B. ein äußerst lebhafter Mann ein Weib umarmt, das im entscheidenden Augenblick, etwa wie Tristram's Mutter — — nach der Uhr sieht! So bekommen dann manchmal Eheleute, nachdem sie funfzehn, zwanzig Jahre in unfruchtbarer Ehe lebten, mit einemmale ganz unverhofft, Kinder. Von Abraham und Sara, Rahel und Jacob ist in dieser Hinsicht schon in der Bibel zu lesen. Manchmal muß sich der Arzt oder — der Nachbar durch solche Thatsachen nicht täuschen lassen, wenn er sie aus obigem Gesichtspunkte erklärt, denn die Sache kann noch viel einfacher zusammenhängen. Man lese nur, wie Thümmel sich die Geburt Ludwig's XIV. erklärt, der bekanntlich auch nach einer zwei und zwanzigjährigen, unfruchtbaren Ehe zur Welt kam, und wegen dessen Geburt die königliche Mutter

wohl etwas Andres noch — ich wag' es nicht zu sagen

mit dem heiligen Fiacre gemacht haben soll, als beten und Gelübde ausdenken!

Wenn die Gatten sich anwidern, hassen, verabscheuen, so ist die Begattung selten fruchtbar. Wenn Mädchen schwan-

ger werden, und Nothzucht anklagen, so straft, dünkt uns, ihre Schwangerschaft sie wohl Lügen, die wohl beweist, daß sie nicht sogar gewaltig sich gesträubt haben mag, denn Wollust, oder wenigstens ruhiges Hingeben und Abwesenheit von jeder Antipathie scheint nothwendige Bedingung zur Zeugung eines neuen Geschöpfes. Oft fangen sie auch wohl in Haß an, und endigen in Lust und Liebe!

Doch glaube man nicht, daß je lebhafter die Wollust, desto rascher und leichter auch eine sichre Empfängniß sei. Viele Erfahrungen vielmehr beweisen gerade das Gegentheil. Viele Thiere, die aus Uebermaaß von Wollust immer wieder anfangen möchten zu genießen, wenn sie noch nicht einmal aufgehört haben, muß man mit Wasser begießen oder prügeln um sie abzukühlen, um dem Weibchen Zeit zu lassen, den Saamen gehörig in sich aufzunehmen. Die Araber ermüden ihre Stuten erst sehr, eher sie sie dem Hengste bringen, damit sie matt und weniger lebhaft werden. Alle Priesterinnen der *Venus vulgivaga* sind meist unfruchtbar, aus Uebermaaß wollüstiger Genüsse, und englische Lustdirnen wurden auf Botani-Bay fruchtbar, als man sie zu regelgelmäßigen Ehen zwang. (S. Freudenmädchen.) So wird auch der Mann unfruchtbar, der zu viel den Beischlaf übt, weil er der Natur nicht Zeit läßt, einen reifen, fähigen Saamen auszuarbeiten, und deshalb fördert auch, wie man doch glauben sollte, die Vielweiberei nicht eben die Bevölkerung mehr, als die europäische Ehe. Keuschheit dagegen und Züchtigkeit ist eins der sichersten Mittel zur Fruchtbarkeit. Daher werden auch Weibchen von Thieren, die sich nur um die Brunstzeit, ein- oder zweimal im Jahre begatten, gewöhnlich von einem einzigen Akte sicher schwanger.

Aus dieser Ursache stammt eine wichtige Kette von Folgeschlüssen für den Staat und die Moral; die Sitten nämlich haben einen wichtigen Einfluß auf die Bevölkerung. Man betrachte nur die Reproduction in den großen, luxusreichen Städten im Verhältniß zu jener auf dem dürftigen platten Lande. Wer sollte nicht glauben, daß jene sich ohne Ende bevölkere bei der reichlichen und guten Nahrung, der Sorgenfreiheit, dem Wohlleben der Bewohner, während der arme Landmann im Schweiße seines Angesichts in sauren, ermüdenden Arbeiten untergeht, und kaum Zeit behält, an die Freuden der Liebe zu denken, und sich nicht sehr häufig reproduciren

wird? Grade das Gegentheil ist wahr! Der Städter verheirathet sich spät, und kann sich nur erst spät verheirathen, weil der hohe Luxus mit seinem unabsehbaren Gefolge von Bedürfnissen ihm nicht sobald die Mittel an die Hand giebt, einen Haushalt zu führen: sehr häufig knüpft deshalb dann auch noch mehr das Interesse, als die Neigung das Band: der große Luxus macht eben wieder eine starke Kinderzahl zu einem gefürchteten Unglück, und zu der schon nicht sehr herzlichen Liebe gesellen sich dann die schnöden Mittel, die der listige Mensch ersonnen hat, die Natur in ihrem heiligsten Wirken nichtswürdig zu täuschen! Ueberdies wird nun gar in großen Städten das Cölibat für viele Bewohner nothwendig. In der Provinz dagegen und auf dem Lande kann man nicht lange in einer ungesetzlichen Verbindung leben, denn alle Welt sieht und kennt uns, und man fürchtet die Muhmen und Gevatterinnen, die in dieser Hinsicht mit ihrer Zunge eine vortreffliche moralische Polizei üben; man verheirathet sich früher, denn man bedarf weniger, um glücklich zu leben, man lernt daher weniger die Genüsse der Ausschweifung kennen, man heirathet weniger nach Interesse unter Verhältnissen, in denen fast alle sich gleich sind, man ehelicht sich daher mehr nach freier Wahl und „*on s'aime plus naïvement par nécessité même*“ wie ein französischer Schriftsteller selbst recht „*naïvement*“ sagt.

Selbst innerhalb der großen Stadt findet man diese Wahrheiten bestätigt; in den armen Vorstädten wimmelt Alles von Kindern, während in den reichen, eleganten Vierteln das einzige Kind, oder die geringe, kleine Familie der vornehmen Eltern, schon früh verzärtelt, von der Bonne spazieren geführt wird. Die armen Länder sind die volkreichsten. Die Schweitzer, die Savoyarden, die Auvergnaten schicken jährlich eine große Fülle von fleißigen Arbeitern nach den großen Städten Europa's, und decken damit das Deficit derselben in den Geburtslisten, und eben so lehren alle geschichtliche Beobachtungen die Wahrheit, daß arme, aber freie Völker, sich mehr verheirathen, und sich rascher vervielfältigen, als reiche, luxusreiche, unter dem Despotismus seufzende Nationen. Türken, Perser, Asiaten überhaupt, die in einem fruchtbaren Klima leben, und mehrere Weiber nehmen dürfen, müßten eigentlich bald die ganze Welt überschwemmen; keineswegs; ihre Länder sind öde, ihre Felder unbebaut, Alles keucht unter dem

Eisenscepter der Pascha's und Nabobs. Indeß ist das Volk fruchtbar unter der väterlichen Herrschaft der Mandarinen in China. In den amerikanischen Freistaaten reproducirt sich der Mensch leicht, und er stirbt fast ohne Nachkommenschaft in den benachbarten spanischen Besitzungen.

Dies sind die Verhältnisse der Sitten und der Staaten zur Bevölkerung; aber auch abgerechnet diese Ursachen ist die Fruchtbarkeit bei verschiedenem Klima und verschiedener Nahrung in ihren Wirkungen nicht dieselbe.

In unsern temperirten Ländern rechnet man im Allgemeinen eine Geburt auf fünf und zwanzig Personen; aber auf dem Lande ist oft eine Geburt auf achtzehn, ja auf vierzehn Personen, während sie in den Städten auch wohl nur wie eins auf dreißig kommt. Immer aber sind mehr Geburten als Sterbefälle. Mäßig kalte Länder zeigen in der Regel eine größere Fruchtbarkeit als sehr warme. So z. B. hat man zu allen Zeiten die Fruchtbarkeit der Schwedinnen sehr gerühmt, die gewöhnlich zehn, zwölf Kinder bekommen, und bei denen man ausnahmsweise bis zu dreißig Kinder in Einer Familie gefunden hat. Isländerinnen haben recht gewöhnlich funfzehn bis zwanzig Kinder, und da im Jahr 1707 Island durch eine Pest verödet wurde, so befahl der König von Dänemark, daß jedes Mädchen, das bis zu sechs Kinder bekäme, deswegen noch nicht entehrt sein solle; man erzählt aber, daß es sich die Isländerinnen so angelegen sein ließen, ihrem öden Vaterlande recht bald wieder mit Bewohnern auf die Beine zu helfen, daß man der Kinderüberschwemmung bald wieder durch ein neues Gesetz begegnen mußte. Die Geburtslisten in Rußland sollen jährlich auf eine furchtbare Weise anwachsen, und auch Saxo Grammaticus nennt schon die nordischen Wälder eine *officina gentium*, zu ehrlich deutsch: eine Menschenfabrik. Im Gegentheile sind die Länder am Aequator, trotz des Reichthums und der Fruchtbarkeit des Bodens, trotz der Hitze und der Schönheit des Klima's, die die Liebe so begünstigen, trotz des Ueberflußes an Frauen und der Vielweiberei, die den Genuß so erleichtert, weniger fruchtbar, und zwar erstens: eben der großen Hitze wegen, die die Bewohner immer in Schweiß badet, wo man dann nicht sehr aufgelegt ist zur Begattung; zweitens: wegen des Gebrauchs oder vielmehr des Misbrauches der Bäder, der die Geburtstheile besonders sehr

schwächt; drittens weil die südlichen Weiber feuriger sind als die Männer, weil sie in größerer Zahl da sind, und daher seltener Gelegenheit haben zu genießen, ferner haben die südlichen Weiber große Neigung zu Blutflüssen, die leicht Abortus bewirken; viertens endlich, weil die Männer in jenen heißen Gegenden zu ausschweifend leben, und deshalb bald unvermögend werden.

Die Negerrasse allein ist fruchtbarer unter dem südlichen Himmel, als im kalten Klima, woran wohl die ganz eigenthümliche Constitution der Neger Schuld ist.

Aber auch in den andern Menschenrassen sieht man die Fruchtbarkeit abnehmen, wie man sich von den Polen aus dem Aequator nähert. Wenn die Isländerin funfzehn bis zwanzig Kinder hat, so hat die Niederländerin deren zehn bis zwölf, die Deutsche sechs bis acht, die Französin vier bis fünf, die Italienerin, die Spanierin zwei bis drei, und ein armer Römer, der drei Kinder hatte, genoß schon einiger eigenthümlicher, bürgerlichen Rechte. In Schottland, auf den orkadischen Inseln, in Schweden, in Nord-England sieht man viele Frauen Zwillinge gebären; es giebt sogar ganze Familien, die immer Zwillinge produciren; in Pensylvanien ist derselbe Fall, ja die Kühe sollen hier sogar den Weibern nichts nachgeben. Dagegen sind unter den Tropen Zwillinge eine sehr seltene Erscheinung, aber Chili, das wegen seiner Berge eine gemäßigte Temperatur hat, gebiert viele Zwillinge.

Wenn aber eine solche mäßige Temperatur, wie wir eben gezeigt haben, der Fruchtbarkeit günstig ist, und sie sogar bis in ein vorgerücktes Alter hinein erhält, so ist eine große Kälte, wie bei den Pflanzen, auch bei dem Menschen der Entwicklung der Fruchtbarkeit schädlich. Die Lappländer, Samojeden, Ostiaken, Jakuten, Kamtschadalen, Eskimo's, Grönländer, sind sehr wenig fruchtbar, und Zwillinge z. B. werden bei den Grönländern fast gar nicht erhört. Die meisten Nomaden-Völker im nördlichen Amerika pflanzen sich sehr wenig fort; sie fühlen fast gar keine Liebe und mishandeln deshalb ihre Weiber so schrecklich.

Auch in einzelnen Ländern ist in gewissen Gegenden mehr Fruchtbarkeit als in Andern. So sind in Afrika Egypten, in Asien China, als höchst fruchtbare Länder berühmt. In Europa sind Holland, die Niederlande, einige französische Provinzen als besonders fruchtbar bekannt. Lucern in der

Schweitz ist fruchtbarer als die übrigen Cantone u. s. w. Vielleicht ist an diesen Erscheinungen die Feuchtigkeit Schuld; denn alle trockne, hochliegende, den Winden ausgesetzte, Gegenden sind weniger bevölkert und weniger fruchtbar, als die tief und feucht liegenden, fetten Länder. Eine mäßige Feuchtigkeit scheint überhaupt Bedingung zur Erzeugung zu sein; auch sind Fische und Mollusken und Amphibien, die im Wasser leben, fruchtbarer als Vögel und Säugethiere. Schweine, Gänse und Enten, die Sumpf und Wasser lieben, produciren mehr Junge, als andre Gattungen. Eine sogenannte lymphatische, feuchte Constitution begünstigt auch, wie wir schon erwähnt haben, beim Weibe die Fruchtbarkeit.

Die Jahreszeiten, die vorübergehende Klimata sind, müssen nothwendig Einfluß auf die Fruchtbarkeit haben. Ueberall fallen die meisten Geburten in den Monaten December, Januar und Februar vor, und daraus folgt nach Adam Riese, daß der Frühling die fruchtbarste Jahreszeit ist. In kalten Ländern ist es der Winter, weil dann die Bewohner müßig in ihren warmen Wohnungen sitzen, und die Geschlechter nahe beisammen sind. Im Allgemeinen ist die Hitze des Sommers der Empfängniß weniger günstig, wie ja auch die heißen Länder es nicht sind.

Da ferner auch die Tageszeiten wieder die Jahreszeiten im kleinen darstellen, so folgt, daß auch die verschiedenen Tageszeiten nicht ohne Einfluß auf Befruchtung und Empfängniß sind. Schon Hippocrates hat gefragt: ob es eine *hora genitalis* gäbe? eine Stunde, die *par excellence* zur Liebe geschaffen sei. Die meisten Geburten fallen des Nachts vor, und in so fern man annehmen kann, daß eine normale Geburt einen festen, bestimmten Kreis durchläuft, wird man auch annehmen dürfen, daß die Empfängniß meist des Nachts erfolgt. Aber der Morgen scheint wohl vor allen Tageszeiten die schöne Bestimmung zu haben, den Menschen am meisten zu den Freuden der Liebe geneigt zu machen, und er dürfte auch, hinsichtlich auf die Fruchtbarkeit, obenanstehen. Des Morgens beim Erwachen ist der Körper und der Geist neu gestärkt und belebt; weder beengende Kleidung, noch drückende Mahlzeiten, weder Arbeiten noch Sorgen belästigen noch den Menschen beim Erwachen; der Traum der Nacht hat ihm vielleicht heitere Bilder vor die Seele geführt, der Schlaf hat ihm so man-

ches für einige Stunden vergessen gemacht, was er sich im Laufe des Tages vergebens hinwegzudenken strebt; er liegt eingehüllt in eine gleichförmige, angenehme Bettwärme; diese und die gestreckte Lage befördern einen Andrang von Blut gerade in die Theile, die bei unserm Thema in Anschlag kommen; die ganze Nervensphäre des Körpers ist gegen Morgen am höchsten gesteigert (s. Beischlaf); beim Erwachen sieht er vielleicht mit diesem sensibleren Sinn neben sich das holde, geliebte und liebende Wesen, an das grade in dieser aufgeregten Stimmung die Erinnerung genossener Freuden ihn mächtiger als gewöhnlich zieht, und — aber wozu diese Schilderung aus meiner Feder, da der große Meister im Dichten und Lieben uns diese Situation so reitzend und wahr gemahlt hat?

Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinst mir nun als seine Freundin und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag!
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet, und drücket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch' ein freudig Erwachen, erhieltet ihr ruhige Stunden,
Mir das Denkmahl der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirren und trunken, Ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.

Göthe.

* * *

Es giebt für die Frau noch eine Zeit, in welcher sie geschickter zur Befruchtung ist, als zu andern Zeiten, nämlich um die Zeit des Eintritts und bald nach dem Wiederverschwinden der jedesmaligen Regeln. Besonders im letztern Falle ist der Beischlaf fruchtbar, und Catharine von Medicis wurde

schwanger, indem sie auf den Rath ihres Arztes nach diesem Naturgesetz verfuhr.

Nahrung, Gewohnheit, Lebensart sind sehr wichtige Verhältnisse bei der Fruchtbarkeit. In allen Ländern vermehrt oder vermindert sich die Bevölkerung, je nach dem Ueberfluß oder dem Mangel an Nahrungsmitteln, und Jahre des Miswachses sind immer von einem großen Deficit in den Geburtslisten begleitet. Daher vermehren sich auch wilde Völker sehr wenig, weil sie keine gesicherte Nahrung haben, und ackerbauende Völker, die jeden Sommer ihre reiche Ernte haben, verbreiten und reproduciren sich rasch. Auch Hunde, Katzen rc. vermehren sich im zahmen Zustande, wo es ihnen nie an Nahrung fehlt, viel leichter als im Urzustande, wo sie oft lange hungern müssen. Daher auch das alte Wort:

Sine Cerere et Baccho friget Venus,
Ohne Brot und Wein keine Liebe!

Das mächtigste Mittel um den Stachel des Fleisches abzustumpfen ist ja, nach allen Kirchenvätern — das Fasten. Aus demselben Grunde macht auch der Beischlaf Hunger, und umgekehrt reitzt eine reichliche Mahlzeit zu den Freuden der Venus.

Aber nicht jede Nahrung hat in dieser Hinsicht gleiche Wirkung; mag der Mensch sich noch so reichlich von Pflanzenkost ernähren, nie wird er die Körperkraft, das verliebte Temperament des Fleischessers bekommen. Die wiederkäuenden Thiere füttern wir in unsern Ställen gewiß sehr reichlich mit Pflanzen und Saamen und Wurzeln; doch gebären sie nur eins oder zwei Jungen, während die fleischfressenden Thiere, auf deren Fütterung gar nicht solche Sorgfalt gewandt wird, und die ihre Nahrung in allen Winkeln und unter dem Heerde mühsam hervorklauben, gewöhnlich eine ganze, kleine Familie mit einemmale zur Welt bringen. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß eine Fischnahrung sehr fruchtbringend sei, und man hat immer beobachtet, daß fischessende Küstenvölker sehr fruchtbar und sehr zahlreich seien. Dies mag vielleicht daher kommen, weil einmal der Fischfang immer eine große Menge Fische liefert, die dann reichlich genossen werden, und alle andere Pflanzen- und andere Kost verdrängen, zweitens weil solche Nahrung immer sehr salzig und gewürzt genos-

sen wird, was die Menschen dann hitzig macht, und weil endlich das Fleisch der Fische viel Phosphor enthält, dessen excitirende Kraft bekannt ist.

Auch mehrere Vegetabilien haben auf die Fruchtbarkeit Einfluß; so sind als dahingehörig der Buchweitzen, der Sellerie, der Spargel, die Orchisarten und andere berühmt.

Wenn ein mäßiger Genuß geistiger Getränke der Fruchtbarkeit günstig ist, so ist der Mißbrauch derselben, eben so wie der Mißbrauch des warmen Thees und Kaffees ihr sehr schädlich. Man hat gesagt, daß wirkliche Trunkenbolde unfruchtbar seien, oder nur Mädchen erzeugten, daß also der Liebestrieb bei ihnen gar nicht groß wäre, oder der Saamen nicht gehörig ausgearbeitet würde. Gewiß ist es, daß bei einer starken Anfüllung des Magens der Beischlaf nicht nur schlecht vollzogen wird, sondern dann auch oft sehr gefährliche Indigestionen entstehen, da nichts den Magen mehr schwächt als Excretion der Saamenflüssigkeit, wie umgekehrt nichts die Zeugungskraft mehr schwächt, als Krankheiten der Verdauungsorgane. Die Trunkenheit, die die Muskeln erschlafft, und die Nerven schwächt, macht oft den Beischlaf unmöglich, oder wenigstens unvollständig, und man hat eine merkliche Abnahme in der Reproduktion beobachtet, seitdem der Misbrauch geistiger Getränke in Dänemark, Schweden, England, Rußland, Deutschland so zugenommen hat. Dagegen hat man Wassertrinker in den Kämpfen der Liebe sehr tapfer fechten gesehen, und die wassertrinkenden Egypter, Syrier, Chaldäer, waren schon im grauen Alterthum als tapfer berühmt. Wenn es daher in einem alten Studentenliede heißt:

Cerevisiam bibunt homines,
Caeteraque animalia fontes;
Die Menschen trinken Bier,
Das andre Vieh säuft Wasser,

so werden vielleicht künftig nach dieser Belehrung unsre Musensensöhne nicht mehr so wegwerfend auf das Wasser saufende Vieh herabsehen!

Wichtig ist es noch für die, die narkotische Getränke oder Arzneimittel als stimulirende Mittel nehmen, zu erwähnen, daß Opium z. B., mit Gewürzen versetzt, allerdings anfangs zur Liebe aufregt, aber bald die Zeugungskraft dermaßen

schwächt, daß es völliges Unvermögen verursachen kann. Besonders in Egypten findet man Beispiele für diese Erfahrung nicht selten. Thurnbull hat auf Otaheiti weibische, durch narkotische Mittel geschwächte Männer gesehen, die man Mahoos nennt, und die so heruntergekommen sind, daß sie sich den schaamlosesten Akten hingeben, um vielleicht die verlorne Kraft wieder zu bekommen. Man schaudert, wenn man Thurnbull's Erzählung liest, und man entsetzt sich vor der Tiefe bis zu der herab die menschliche Natur sinken kann, weun jener Despot, der Geschlechtstrieb, sie zügellos beherrscht!

Endlich giebt es Lebensarten, die der Fruchtbarkeit mehr oder weniger günstig sind. Die Alten hatten schon beobachtet, daß Männer und Frauen, die Leinwand weben, wegen des vielen Sitzens und der Bewegungen des Unterleibes mehr Geschlechtstrieb hätten, als Andre. Die Stellung der Schneider scheint gleichfalls so zu wirken; Hippocrates bemerkt, daß dagegen Reiter oft unfruchtbar werden, was aber besonders wohl nur von den alten Scythen gilt, die Hippocrates im Auge hatte, welche ohne Sattel und Steigbügel ritten. Hinkende, und besonders Personen, die eine Unter-Extremität verloren haben, scheinen offenbar fruchtbarer und wollüstiger zu sein als Andre. Die Lebensart, die gewiß am meisten der Fruchtbarkeit schädlich ist, ist ohne Zweifel, wie wir es schon in mehreren Abhandlungen dieses Werkes zu bemerken Gelegenheit hatten, die Lebensart der Gelehrten, und der Leute, die viel mit dem Kopfe arbeiten. Selten sind Männer von großem Geiste sehr fruchtbar; die Alten gaben daher auch den Statüen ihrer großen Männer immer nur kleine Sexual-Parthieen, und sie machten ihre Musen zu Jungfrauen. Piron erkennt zwar diese geistreiche Allegorie nicht an, wenn er einmal irgendwo die Sache anders erklärt, und Alles auf Apoll schiebt!

Apollon n'est qu'un efféminé; depuis des siècles qu'il est avec neuf filles, ne sont elles pas encor pucelles?

Man weiß ja auch, wie sehr das Uebermaaß von Liebesgenüssen den Geist abstumpft. Recht thierische Menschen dagegen und Alle, die mehr den Körper als den Geist pflegen,

sind zum Zeugungsgeschäft die Geschicktesten, und Lafontaine hat sehr pikant gesagt:

Uu mualetier à ce jeu vaut trois rois.

Frühling.

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!
Golden über Thal und Hügel
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit.
Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blüthenzeit.
Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hegt,
Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt.
Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,
Wenn die Knospe sich entfaltet,
Wenn die Hyacinthe blüht.

In diesen schönen Zeilen schildert Bürger in seiner, dem Catull nachgedichteten „Morgenfeier der Venus" die Allgewalt des Frühlings auf die belebte Natur. Der Frühling ist unter allen Zeiten des Jahres recht vorzugsweise die schöpferische, schaffende, gebärende; die ganze Natur regt sich, und alle Geschöpfe, alle organische Wesen in der Thier- und Pflanzenwelt fühlen sich neu belebt durch den erwärmenden Hauch der Lenzessonne —

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.

Schiller.

Darum ist man auch gewohnt Jugend und Liebe und Frühling für verwandte Begriffe zu nehmen! Besonders gilt dies von der Sinnenliebe. Einer der eben genannten Dichter sagt von dieser:

Nur für den Lenz hat die Natur
Dies Flatterkind geboren,
Im Lenze lebt und webt sie nur,
Gehegt, gepflegt von Floren.

Bürger.

Alle Dichter haben, von den ältesten Zeiten her, dies frohe Erwachen der Natur im Lenze gefeiert. Alles, um diese Zeit, athmet Liebe. Das Rindvieh, jauchzend in Lust, springt froh-kräftig über die Wiesen, in süß-elegischen Melodieen singt der Vogel seine Liebe, bald verlangend-seufzend wie der Kukuk, bald schwärmerisch-verliebt klagend, wie die Nachtigall, Alles, bis auf das brutale Insekt, äußert in ungewöhnlichen Tönen und Bewegungen das Sinnenleben, das die Frühlingssonne in ihm erregt! Alles drängt und verlangt danach, seinen kleinen Beitrag zur allgemeinen Feier der Natur zu liefern, und Mitarbeiter zu werden, im großen Werke der Fortsetzung der Schöpfung!

Deshalb haben auch die Alten geglaubt, die Welt sei im Frühling geschaffen worden, und im Paradiese wehte nach den ältesten Kirchenvätern ein ewiger Frühling, wie ein ewiger Lenz, nach Ovid's Schilderung das goldne Zeitalter auszeichnete:

Ver erat aeternum, placidique tepentibus auris
Mulcebant zephyri natos sine semine flores.
Ewiger Frühling war's, und in lauen Lüften umwehten
Liebliche Zephirn sanft die von selbst entsprossenen Blüthen.

Die Ursache aller dieser wunderbaren Erscheinungen ist die neu erzeugte Wärme der Sonne. In den kurzen Tagen des Winters war der Erdball und seine Atmosphäre erkaltet; die Sensibilität aller Geschöpfe abgestumpft, gleichsam vernichtet. Das Leben war gleichsam zu einem periodischen Stillstand gezwungen worden. Nun steht die Sonne wieder am Horizonte auf und erwärmt nun alle Organismen; die Lebensthätigkeit wird nach außen und in die Peripherie gelockt und die Expansion des Lebens erreicht ihre höchste Stufe. Die Pflanze treibt Blätter, entwickelt Knospen, das Thier erwacht aus dem trägen Winterschlafe, oder wenigstens aus dem matten Leben des Winters, der Schmetterling bricht aus seiner Hülle hervor, und regt die Flügelchen zu neuem Leben, die Schlange streift die alte Hülle ab, und paradirt in der Frühlingssonne mit einem glänzend-neuen Schuppenpanzer, die vierfüßigen Thiere legen den Winterpelz, die Vögel ihre ausgedienten Federn ab, und legen eine neue Hülle zur Feier des allgemeinen Naturfestes an, ja auch im Meere hat sich der Fisch ein neues Silberschuppen-Kleid angelegt!

Und der Mensch allein sollte in dieser Freudenfeier aller mitgeschaffenen Wesen kalt und unbewegt bleiben? Dann müßte er kein thierisches Erbtheil mit zur Welt gebracht haben! Was ist denn das Thema der unzähligen Frühlingsgedichte, die jeder Mai unter den Titeln: „an den Mai, Mailied, im Frühling, an den Lenz, Lenzesfreude" u. s. w. *in infinitum* mit den Pflanzen aufblühen und — verblühen sieht? Was anders bewegt die Saiten der Leier dieser Dichter und — — — Dichterinnen, als eben jenes Gefühl, jener Drang — des Mitarbeitens? Man schelte uns nur Materialisten — es bleibt dennoch so! Und es giebt ärztliche, unumstößliche Beweise genug für diese allbekannte Behauptung: mit dieser Frühlingsexpansion des Lebens wird das Blut thätiger, daher Blutstürze und Blutflüsse, Schwindsuchten und alle ähnlichen Krankheiten einer erhöhten Lebenskraft grade im Frühling so häufig sind, und grade dann so gefährlich werden. Daher haber auch schon alte Gesetzgeber, die das öffentliche Gesundheitswohl ihrer Völker bei ihrer Legislation im Auge hatten, für den Frühling eigene diätetische Verordnungen gegeben, Fasten, knappere Diät u. s. w. um dem frisch-kräftigen Leben möglichst den Zügel zu halten. Alle Thiere, mit wenigen Ausnahmen, sind ferner

im Frühling am geschicktesten zur Fortpflanzung, und die Brunstzeit der meisten fällt in die Zeit des Frühjahrs. Daß auch der Mensch im Frühling sich am meisten, am leichtesten und am gesündesten zur Reproduction eigne, dafür spricht die, durch die Erfahrung von Jahrtausenden bewährte Thatsache, daß im Winter, in den Monaten December, Januar und auch wohl noch im Februar, die meisten Kinder geboren werden, und man braucht kein Adam Riese zu sein, um dies Verhältniß mit unserem Ausspruch von der Macht des Frühlings auf die Geschlechtslust, in arithmetische Uebereinstimmung zu bringen! Deshalb hat Hippocrates den Frühling die „Zeugungsjahrzeit" *par excellence* genannt, und Celsus, indem er gleichsam dem Frühling in dieser Hinsicht eine Lobrede hält, sagt: *neque aestate vero, neque autumno utilis Venus est; tolerabilior tamen per autumnum: aestate in totum, si fieri potest, abstinendum est.* „Aber weder im Sommer noch im Herbste taugt die Liebe besonders viel; angemessener jedoch ist sie noch im Herbste: im Sommer aber muß man sich ihrer, wenn es möglich ist, ganz begeben." Der berühmte Venette in seinem noch berühmtern *Tableau de l'amour conjugal* klagte ebenfalls (und mit Recht) in dieser Hinsicht den Sommer an, und unterstützt seine Meinung mit Gründen: „*L'excès de la chaleur du mois de Juillet et d'Août, jointe à notre complexion bouillante, détruit notre chaleur naturelle, dissipe nos esprits et affaiblit toutes nos parties. Elle produit beaucoup de bile, et d'excrémens apres, qui ensuite nous rendent foibles et languissans. Si nous voulons alors nous joindre amoureusement à une femme, nos forces nous manquent aussitôt, et bien qu'au commencement la passion nous en fournisse assez pour faire quelque effort, nous ressentons néanmoins bientôt après des épuisemens extraordinaires, qui nous empéchent d'être vaillans. Et si nous voulons nous affaiblir tout à fait et nous procurer des maladies, nous n'avons qu'à caresser souvent une femme. Au contraire les femmes sont beaucoup plus amoureuses pendant l'été. Leur tempérament froid et humide est corrigé par les ardeurs du soleil. En verité ces passions amoureuses sont mal partagées. Pendant que les fem-*

mes, sont ardentes, nous sommes languissans. Leur passion ne commence pas plutôt à paraitre, que la nôtre se dissipe, comme si la nature nous voulait montrer par là que l'excès de l'amour est tout à fait contraire à la santé."

Aus denselben medicinischen Gründen, die eine Pause der ehelichen Pflicht in der größten Sonnenhitze gebieten, haben die Italiener folgendes Volks-Sprichwort aufgenommen:

Mese di Giuglio e d'Agosto
Moglie mia, io non ti conosco.

Dagegen aber, und wir schließen mit diesem recht physiologisch-treffenden Ausspruch unsre Abhandlung über den Frühling in seiner Beziehung auf die Geschlechtsverrichtung, dagegen sagte eine geistreiche Französin: „*Je réponds de ma chasteté dans tous les mois de l'année, mais dans le mois de Mai je n'en réponds pas!*"

Fuß.

Ein schöner Fuß ist ein Hauptstück in der schönen Menschenstatur. Was und wie aber ist ein schöner Fuß? Darüber ist der Geschmack der Kenner uneinig, wie ja überhaupt nirgends für die Schönheit ein sicheres Criterium da ist. Einen kleinen Fuß scheinen sie wohl einstimmig zu verlangen

Sint quoque breves dentes, auris, pes —
Klein seien Zähne und Ohren und Fuß

sagt der witzige Nevisan, (S. Reitz) und bekannt ist es, wie viel sogar die Chinesinnen auf einen kleinen Fuß geben, die in der Kindheit, um allen Wachsthum desselben möglichst zu verhindern, dieses Glied in metallne Behälter zwängen, und dadurch auch in der That eine solche Kleinheit des Fußes erzwingen, daß er sie oft gar nicht mehr tragen kann! — Wie die Hand, so ist auch der Fuß eines mit von den wesentlichen, eigenthümlichen Unterscheidungszeichen der Menschengattung. Kein Thier, selbst unser *Cousin germain* der Affe nicht, hat einen grade so als der unsrige gebildeten Fuß aufzuweisen, und man kann es daher den Menschen nicht verargen, daß sie auf das charakteristische Glied erstaunlich viel halten! Freilich —

Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken
Du bleibst doch immer, was du bist!

Göthe.

Wenn nun der Fuß nicht so klein sein soll, daß er den Körper nicht mehr gehörig trägt, und ein schwankender Gang entsteht, so darf er doch auch nicht so groß sein, daß er die schönen Verhältnisse stört. Der Fuß der mediceischen Venus, und der Fuß des Antinous, des Apoll von Belvedere, müssen auch für die Aesthetik des Fußes als Normen genannt werden. Der Fuß muß eine gehörige, schwellende Menge von Fleisch haben, denn nichts ist widerlicher, als wenn die große Anzahl der dicken Knochen, die die Grundlage des Fußes bilden, hervorstehn und sichtbar werden. Alle Wellenlinien des Fußes müssen in sanfter Windung gebogen sein und ein hervorstehender Ballen ist so wenig schön, als eine zu tief hereingehende Mittelbiegung. Die Haut des Fußes muß zart, weich und weiß, dünn, nicht schwielig und knotig, (mit Auswüchsen besetzt) sein; dies gilt besonders auch von der Sohle des Fußes, obgleich die Fußsohle der Theil am menschlichen Körper ist, der am wenigsten (vielleicht nie) von einem Andern gesehen wird, weshalb auch die eben so schöne und eitle, als geistreiche Ninon de L'enclos das treffende Wort aussprach: „Sie würde, wenn man sie bei der Schöpfung befragt hätte, die Falten dahin gelegt haben, wo Achilles verwundbar war!" Die Zehen müssen parallel und grade nebeneinander liegen, nicht umgebogen oder auf den Nachbar gekrümmt sein; in den Statüen des Fechters, des Herkules von Farnese und des Antinous ist der zweite Zeh der längste, und dies ist die Norm des schönen Fußes. Die Nägel sollen eigentlich wie jene der Hand beschaffen sein (S. Nagel); aber Zehen und Nägel werden überall durch unsere heutige Fußbekleidung entstellt und verdorben. Die Füße dürfen nicht zu sehr auswärts, nicht zu sehr einwärts, und auch nicht wie bei dummen, noch ganz unschuldigen Mädchen, ganz parallel nebeneinander stehen, denn alle diese Stellungen machen den Gang unsicher, unedel. (S. Gang)

Da die Füße die Hauptstützen der Menschenstatur sind, so hat man sie oft bildlich angewandt. Wer auf schlechten Füßen steht, der pflegt nicht mehr viel Freude am Leben zu

haben; desto mehr freut es ihn, wenn er durch glückliche Combinationen wieder auf die Beine kommt. Vielleicht hat er einem Gönner die Mittel dazu unter den Fuß gegeben, und er fußt nunmehr auf die Versprechungen dieses Gönners. (Vgl. Bein, Fußbekleidung, Gang, Wade.)

Fußbekleidung.

Die Art die Füße zu bekleiden ist der Sitte verschiedener Nationen und der Mode zu sehr unterworfen, um sie hier in ihren vielfachen Formen und Stoffen zu erwähnen. Im rohen Naturstande, noch nicht entnervt durch die Gesetze und Gewohnheiten der Civilisation, fürchtete der Mensch nicht, gleich den Thieren sich allen Stürmen der Witterung, und allen Verletzungen von Insekten auszusetzen. Aber sobald die Fortschritte, die er in seiner äußeren und inneren Bildung machte, zunahmen, sobald der in ihm wohnende Keim der Perfektibilität sich zu entwickeln begann, sobald fühlte er auch eine Menge, ihm bisher unbekannt gebliebener Bedürfnisse, und er mußte seinen schon verweichlichten Körper vor den äußern Einflüssen zu bewahren suchen. Daher die Entstehung der Kleider, und vorzüglich die der Fußbedeckung, die wir schon in der Kindheit des Menschengeschlechtes finden. Ihrer ursprünglichen Bestimmung zu Folge, die Füße vor der Verletzung durch äußere harte oder spitze Gegenstände zu schützen, bestand sie anfangs nur aus langen Blättern, Baumrinde und dergleichen. Bald aber führte der beginnende Luxus zur Erfindung der Sandalen und reichen Cothurne, die wir noch jetzt an den Heldenstatüen der Griechen und Römer finden. Mit wenigem Geschmack und Kunstsinn, aber angemessen ihrer rauhen und unbeständigeren Klima, wählten die nördlichen Nationen eine Fußbedeckung, die sie vor der Einwirkung eines immer nassen oder beeisten Bodens schützen konnte. Sie erfanden Stiefel und Schuhe, und da diese nördlichen Völker späterhin die Beherrscher der Erde wurden, so nahmen auch die ihnen unterworfenen Nationen ihre Gewohnheiten an; so sind also unsere heutigen Fußbekleidungen noch die der alten Scythen und Gallier, und die mit wenigen Abstufungen und Veränderungen, die Zeit, Sitte, Verhältnisse und Mode nothwendigerweise hervorbringen mußten, sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben.

Zu allen Zeiten hat die Bekleidung der Füße Anlaß zur

ärztlichen Betrachtung gegeben, und wenn sie schon bei den Griechen und Römern, wo sie aus einer einfachen Sohle von Leder, mit Schnüren verziert, bestanden, die Aufmerksamkeit des Hippokrates und Galenus auf sich zog, um wie viel mehr müssen die heutigen Aerzte darauf sehen, wo ein hartes, unbiegsames Zeug sich dicht an den Fuß preßt, und ihn verletzt, statt ihn zu schützen und zu bedecken, wie es die ursprüngliche Bestimmung erfordert. Wir fröhnen auch nicht ungestraft der Mode auf Kosten dieses eigentlichen Zweckes der Fußbekleidung, denn die Leichtigkeit in den Bewegungen, die Festigkeit der Haltung, ja selbst die Ausbildung der Füße, leiden unfehlbar darunter. Welcher andern Ursache können wir sonst jene schmerzhaften Hühneraugen und ähnliche Krankheiten des Fußes zuschreiben, als dieser übertriebenen Enge der Stiefeln und Schuhe? Allen diesen Unannehmlichkeiten kann man sehr leicht durch eine weite, bequeme, und dem Fuß angemessene Bekleidung entgehen, die von weichem biegsamen Leder gemacht, jeder Bewegung der Muskeln nachgiebt. Die Stiefeln haben noch das Unangenehme, daß sie um das ganze Bein herum eine feuchte thierische Atmosphäre erhalten, welche die Haut sehr erweicht; auch sind sie deshalb für Leute, die viel gehen müssen, sehr unbequem, um so mehr, da das harte Leder den Muskeln die zum Gehen nöthige Bewegung erschwert. Jeder, der über diese vielfachen Unbequemlichkeiten nachdenkt, wird sie einsehen, und sehr leicht vermeiden können; ein Nachtheil der Fußbekleidung bleibt uns jedoch immer, nämlich der, daß dadurch die Füße jedem andern Gebrauch als dem des Stehens und Gehens entzogen werden, daß wir jene vielleicht sonst gleich den Thieren, eben so wie die Hände gebrauchen könnten; wie uns ja schon einzelne Beispiele von Menschen, die ohne Hände geboren waren, oder sie verloren hatten, und die mit den Füßen schrieben, zeichneten u. s. w. lehren. —

Unter den sonderbaren Moden, die die Zeit über die Fußbekleidung hat hingehen sehen, ist eine interessante, die einem deutschen Sprichworte sein Dasein gegeben hat, jene nämlich, daß im Mittelalter die Fußbekleidung in der Größe sich nach dem Stande des Besitzers richtete. Reiche und adeliche Leute trugen mehrere Fuß lange Schuhe, während niedere Handwerker knapp anliegende Fußbekleidung trugen. Ganz genau war für

die verschiedenen Stände von der eigensinnigen Mode das verschiedene Maaß ihres Fußwerkes vorgeschrieben, und wer

auf einem großen Fuße lebte,

war daher ein reicher oder vornehmer Mann. Bei den Römern mußten die öffentlichen Weiber, als warnende Auszeichnung, rothes Fußwerk tragen. Wir haben uns schon oben über die Sitte ausgesprochen, den Priesterinnen der Venus eine auszeichnende Bekleidung zu geben. — —

Die hohen Hacken der Damen aus dem letzten Jahrhundert sind denn nun Gottlob! auch wieder abgekommen; sie gaben dem Gange etwas Schwankendes, Unsicheres, und machten die Damen größer, als es das Normalverhältniß wollte. Auch diese Mode hat, wie so viele Andre, ihr Entstehen der Eitelkeit zu verdanken. Ein Graf Anjou, ein sehr schöner Mann, der in Paris den Ton angab, hatte einen beträchtlichen Auswuchs an der Spitze des rechten Fußes; um diesen zu verbergen, ersann er die hohen Hacken, die bald allgemeine Mode wurden. Sie wurde aber so übertrieben, daß bald die Geistlichkeit dagegen zu eifern anfing, und ihr zu Liebe Karl V. solches Fußwerk als den guten Sitten zuwider, verbot. Doch kamen die hohen Hacken wieder auf; besonders suchten sich vornehme Personen dadurch auszuzeichnen, und noch heute heißt ein *Pied-plat* aus diesem Grunde ein Mensch von niederer Geburt; (weil er keine Hacken trägt). Unter Ludwig XIII. verbreitete sich die Mode wieder sehr, die Hacken wuchsen unter Ludwig XV. bis zu sechs Zoll Höhe, und sie verschwanden nicht vor den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die jetzige Fußbekleidung unserer Frauen ist leicht, (oft aber zu eng anschließend) einfach und elegant, und wir brauchen uns nicht über die Nothwendigkeit einer eleganten, niedlichen Chaussüre bei Frauen (aber auch bei Männern) weitläuftig zu erklären, da der Fuß und was dazu gehört, eine Hauptzierde des Menschen ist. (S. Fuß.)

G.

Galan. Galanterie.

Wie haben bereis im Artikel Cicisbeo die Bedeutung des fast synonymen Galan's erklärt, und gezeigt, wie sich

das System der Galanterie heut zu Tage nach in Italien darstellt. In so fern man Galanterieen auch jede, den Damen erwiesene, kleine Gefälligkeiten nennt, ist darüber hier weiter nichts zu sagen. Bemerkt möge aber werden, daß das Wort: Cicisbeo mehr von Männern gebraucht wird, die verheirathete Weiber umschwärmen, dagegen auch unverheirathete Damen einen Galan haben können.

Ist's nicht ein Mann, sei's derweil ein Galan.
'S ist eine der größten Himmelsgaben
So ein lieb' Ding im Arm zu haben!

Göthe.

— Daß man gewisse Uebel,

Le fruit cuisant d'un amoureux péché,

galante Krankheiten nennt, dies ist eben derselbe Euphemismus, von dem wir oben erzählt haben, daß ihm zu Folge Lasterdirnen, der Auswurf des Menschengeschlechtes, Freudenmädchen genannt werden!

Gang.

Die fortschreitende Bewegung, durch die der Körper in einem gewissen, ruhigen Zeitmaaße durch eine Reihefolge von Schritten von einem Orte zum andern gebracht wird.

Der Mensch geht bekanntlich nur auf seinen zwei Füßen, und wenn gleich Rousseau als Paradoxe behauptet hat, wir seien bestimmt, auf Vieren zu gehen, so zeigen doch nicht nur der Lauf der Dinge, sondern auch, was mehr werth ist, die Anatomie und vergleichende Anatomie, daß dem nicht also sei, und daß Rousseau's Ausspruch eben nur ein paradoxer, hingeworfner Satz sei. Freilich geht der Mensch zuerst auf Vieren, aber nur, weil er die Kunst noch nicht versteht und aus Erfahrung gelernt hat, sich aufrecht zu halten, wie denn überhaupt der Gang des Menschen schwieriger ist, als der der Thiere: aber mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß wir eigentlich schreien, nicht sprechen sollten, da wir lange vorher schreien, eher wir sprechen lernen!

Der Mechanismus des Gehens, welcher hauptsächlich darauf beruht, daß dem stets veränderten Schwerpunkt auch ein stets veränderter Stützpunkt gegeben werde, diesen Mechanis-

mus können wir hier nicht genauer beschreiben, wo wir eine genaue anatomische Kenntniß der Gliedmaaßen des menschlichen Körpers bei unsern Lesern nicht voraussetzen dürfen, wo es genügen mag, einige Verschiedenheiten zu erzählen, die der Gang, je nach Alter, Geschlecht, Temperament u. s. w. darbietet.

Im ersten Jahre, oft noch später, wenn das Kind anfängt sich von den Vieren und vom Boden zu erheben, und sich zuerst auf den eignen Beinen zu versuchen, ist sein Gang noch sehr schwankend, es sucht überall Halt- und Stützpunkte, und erst nach längerer Zeit wagt es frei und fast allein zu gehen. Große Leichtigkeit und Schnelligkeit des Ganges karakterisirt dann die erste Kindheit und die Jugend. Fester und sicherer, aber auch deswegen langsamer und behutsamer wird er beim Erwachsenen, bis er endlich, wie ja Alles im Leben seinen Kreislauf geht, beim Greise wieder schwankend und unsicher wird, der dann ohne seinen Stock nicht mehr gehen mag. Frauen können, wegen der Gewohnheit unsers geselligen Lebens und ihrer natürlichen Anlage zum sitzenden Leben, weniger gut gehen, als die Männer, deshalb z. B. können sie auch lange Fußreisen nicht wohl ertragen. Ihre Schritte sind viel kleiner und haben weniger Umfang, als die der Männer, und man kann z. B. grade an den Schritten vorzugsweise, so wie am Bau der Hüften ein verkleidetes Weib von einem Manne leicht unterscheiden. Weil nämlich das weibliche Becken größer ist, als das männliche, und deshalb beim Weibe die Hüften breiter hervorstehen, sind auch die Füße nicht so parallel als beim Manne, und die Kniee einwärts gebogen, was man keineswegs für garstig halten muß, was vielmehr der Karakter der ächten Weiblichkeit ist. Wenn diese Disposition beim Weibe nun schon nicht die günstigste ist, um einen leichten und sichern Gang zu Stande zu bringen, so wird dieser gar noch erschwert, wenn andre Hindernisse hinzutreten, wie Schwangerschaft, Leibesdicke, kleine Statur u. s. w. Die Schwangerschaft, die den Schwerpunkt sehr nach vorne hinauswirft, macht den Gang oft sogar ungemein schwierig. Auch die sich vorbereitende, oder eben anwesende monatliche Krise erschwert den Gang nicht selten sehr. Daß Krankheiten der zum Gang mitwirkenden Theile diesen oft schwer, gefährlich, unmöglich machen, sei gar nicht erwähnt. Gottlob! daß zu unsern Zeiten endlich die Hacken-

schuhe aus der Mode sind, die einen so ekelhaften Einfluß auf den Gang hatten! Man kann sich davon noch heute bei den Bäuerinnen in manchen Gegenden überzeugen, die noch krähenartig auf ihren Stelzenhacken einherhinken! Auch in England trägt die niedere Weiberklasse ihre sogenannten Pattens, Schuhe, die auf eisernen, erhöhenden Stäben befestigt sind; man muß diesen Gebrauch gesehen haben, um zu wissen, wie sehr er den Gang entstellt. „Sähe man nicht," sagt Lichtenberg sehr wahr von den Frauen, die sich dieser Pattens bedienen, „sähe man nicht, daß es Fußgängerinnen wären, wenn man sie kommen hört, so sollte man zuweilen glauben, es käme Reiterei, wenigstens leichte."

Männer haben also, wie gesagt, einen leichtern und sicheren Gang als die Weiber, aber das Temperament modificirt ihn doch sehr mannigfaltig. Lymphatische Menschen gehen meist sehr langsam, und können nicht lange ohne Anstrengung gehen. Nervöse Personen gehen rasch und eilig, und halten auch meist das Gehen lange aus. Starke thätige Menschen gehen tüchtig und lange. Daß Gewohnheit, Eigenthümlichkeit, Bildung der Füße und dergleichen wesentlichen Einfluß auf das Gehen haben, versteht sich von selbst.

Wie wichtig ein vollkommner Gang auf die Schönheit, die Anmuth des Menschen wirke, wissen wir Alle.

Sein hoher Gang, seine edle Gestalt

Göthe.

diese kann schon das unschuldige Gretchen an ihrem Faust nicht vergessen, und ein häßlicher, unedler Gang kann wirklich uns allen einen übrigens schönen Menschen ganz und gar verhäßlichen. Ein Weib, das über die angemessene Sphäre des kleinen, anmuthigen Weiberschrittes hinausgeht, und wie man zu sagen pflegt, „wie ein Grenadier" einherschreitet, ist unweiblich und widerlich. Ein Mann, der beim Gehen von einer Seite zur andern schaukelt, oder mit dem Kopf vorne übergebückt geht, wie Stubengelehrte oder viel sitzende Handwerker zu thun pflegen, oder der in kurzen Weiberschritten einhertrippelt, wird keinem Weibe gefallen. Wollüstige Weiber pflegen gern in so fern krumm zu gehen, als sie den Theil vorzugsweise präsentiren und bewegen, der vor Allen sich ver-

schämt verbergen sollte, und die Italiener haben ein, hier nicht zu übersetzendes, launigtes Sprichwort:

Donna, cui camminando il cul traballa,
Se puttana non è, proverbio falla.

(Vergl. Bein, Wuchs.)

Geilheit.

Der übermäßige, mehr als natürliche, geistige Drang nach den Genüssen und Freuden der Sinnlichkeit, ein zu reger, zu starker Wollusttrieb. Seine Bedeutung und seine Folgen finden an andern Stellen in diesem Werke eine schicklichere Gelegenheit, worauf wir verweisen. (Vgl. Ausschweifung, Geschlechtstrieb, Unmäßigkeit, Wollust.)

Geißelung.

Wer das Buch aller Bücher, das Conversationslexicon bei diesem Artikel aufschlägt, und dort von den „willkührlichen Selbstpeinigungen" liest, die die „Andächtelei finstrer Jahrhunderte" erzeugte, von den verschiedenen Systemen der Geißelungen, von den Flagellanten in Frankreich, den Flagellatori in Italien, den Fleglern in Deutschland u. s. w., der wird sich wundern, in unserm Werke dieser Sache Erwähnung geschehen zu finden. Allein wir bitten nicht zu übersehen, daß hier weder von der Geißel und der Geißelung, in so fern sie Buß- oder Marterinstrument ist, noch auch von der Geißel, die in den Erziehungssystemen eine hochwichtige Rolle spielt, sondern nur von jener Geißelung die Rede sein soll, deren entnervte Wüstlinge schon zu der Römer Zeiten und früher sich bedienten

pour réparer du tems l'irréparable outrage,

um die abgestumpften Sinne zu einer flüchtigen Thätigkeit anzureitzen.

Auf der dritten Kupfertafel von Hogarth's „Buhlerin" sieht man über dem Bette der jungen Lustdirne eine Ruthe hängen, die nicht etwa zur Selbstzüchtigung, sondern grade zu dem Zwecke dient, über welchen wir jetzt hier reden. Lichtenberg sagt bei dieser Gelegenheit über alle Geißelungen

überhaupt, und namentlich über die physiologische Flagellation folgende geistreichen Worte:

„An der Kopfwand der Bettlade schwebt zwischen Betthimmel und Erde ein Comet mit fürchterlichen Schweifen — der Educations-Besen. Wir nennen ihn fürchterlich, blos dem Sprachgebrauch zu Liebe, denn diese Cometen am Firmamente der Moral sind so wenig jenem System schädlich, als die am Himmel dem System der Welt. So wie Newton gemuthmaßt hat, daß die letzteren mit ihren Schweifen vielleicht stärkenden Duft in das System hereinfächeln könnten, so ließe sich nicht blos muthmaßen, sondern geometrisch erweisen, daß die ersten mit dem ihrigen ein Menge Uebel aus der Welt hinauskehren. Betrachtet man sie aber auch nicht als Besen, sondern blos als einen Büschel Wellenholz, so ist ihr Nutzen wirklich unübersehbar. Denn, kann man fragen, was würde aus dem reißenden Strome von Unterricht und Lehre werden, der auf Schulen durch beide Ohren in uns hineinstürmt, wenn man ihm nicht mit solchen Faschinen am andern Ende zu gehöriger Zeit entgegen baute, zu verhindern, daß er nicht grade mir nichts dir nichts, da wieder durchbreche?“

„Wie kommt aber, wird man fragen, die pädagogische Faschine oder der Staupbesen der Philanthropie hierher, und grade an die Bettwand? Das Problem, ich muß gestehen, ist fürwahr nicht leicht. Ich wünschte, es wäre schwerer, oder gar so schwer, daß es schlechterdings nicht aufgelöst werden könnte. Indessen wir wollen es versuchen, doch stehen wir hier bei einer Stelle, wo selbst die Moral das Moralisiren verbietet, und die gesprächigste Hermeneutik verstummt, oder, wenn sie genöthigt wird zu sprechen, wenigstens nichts weiter sagt, als: „Ich bin stumm!“

„Die Weltweisen haben längst bemerkt, daß Erblinden die Hälfte des Todes sei, und wirklich scheint die Natur diese Meinung zu unterschreiben, welches eben nicht immer der Fall bei Bemerkungen der Weltweisen ist. Ich zweifle nämlich, ob es gegen irgend ein Uebel in diesem Jammerthal mehr Hülfsmittel giebt, als gegen das nicht sehen können. Bliebe die Sonne aus, gut, so steckten wir Lichter an. Das ist eine Kleinigkeit. Verschließt der Staar das Fenster, wiederum gut, so macht der Augenarzt den Laden wieder auf. Wird der Mensch Myops, (Kurzsichtiger) oder sieht er von dem Universo

nichts als die Spitze seiner Nase, oder wird er Presbyt (Weitsichtiger) und sieht den Kirchthurm deutlich, aber nicht seinen Nächsten, der vor ihm steht, so ist der ganze Handel mit zwölf Groschen abgethan, die man an den Glasschleifer bezahlt. Mit Hülfe dieser großen Tripel-Allianz von Lichter-Zieher, Augenarzt und Glasschleifer hat der Mensch bisher die absolute sowohl, als relative Blindheit so kräftig bekämpft, defensive wenigstens, daß ihre Eingriffe, die sie dennoch hier und da thut, kaum der Rede werth sind — — — —."

„Aber ach! wenn es doch auch Telegraphen für die übrigen Sinne gäbe! Allein da sieht es erbärmlich aus. Wer da ein Licht anzünden oder den Staar ausziehen, oder eine Brille schleifen könnte! O, es wäre der Stein der Weisen, ich meine des Alters, ohne welches keine Weisheit möglich ist. Man hat es tausendmal versucht, aber mit welchem Erfolg? Der Geist, erst voraus und willig, und das Fleisch hinten drein schwach, eröffneten den Zug; dann folgte armselige, erzwungene Willigkeit des Fleisches, hinter welches der Geist erbärmlich herkroch und endlich — war gar kein Zug mehr, und Geist und Fleisch und Auge und Brille waren verloren. — — Aber wir sprachen von dem Educationsbesen an der Bettwand. Ist denn das eine Brille — für Presbyten? Die Wahrheit zu gestehen, ich weiß es selbst nicht, nur so viel weiß ich, daß sie, wenn es eine ist, nicht auf die Nase applicirt wird."

So weit Lichtenberg; wir wollen nun unsrerseits die Sache physiologisch näher betrachten, und untersuchen, was es mit dieser Brille, „die nicht auf die Nase applicirt wird" für eine Bewandniß habe, mit einem Worte, wie sich die Flagellation (Geißelung) als Reitzmittel für die abgestorbene Sinnlichkeit verhalte.

Schon zu Nero's und Petronius Zeiten kannte man die Kunst, die männlichen Theile durch das Peitschen mit frischen Brennnesseln aufzureitzen, und eine Priesterin des Priap, Eunothea, verspricht dem Eucolpus ihm durch dies Mittel

fascinum rigidum ut cornu

zu machen. Menghus Faventinus räth eine solche Flagellation bei männlichem Unvermögen wegen zu kurzen Gliedes und Graf Mirandola, eine für seine Zeit stupend Gelehrter, erzählt von einem ihm bekannten Wüstling, der

der nicht bei einem Weibe sein konnte, ohne vorher bis auf's Blut gegeißelt worden zu sein. Er brachte immer eine in Essig getränkte Ruthe mit, und bat das Frauenzimmer, ihn ja nicht zu schonen, denn Schmerz und Wollust bedingten sich wechselseitig bei ihm! So könnten wir noch mehrere ähnliche Fälle aus ältern Schriftstellern anführen, wie von Coelius Rhodinogus, André Tiraqueau, Otho Brunfels, Melbom u. s. w.

Es ist ein in der Heilkunde bekannter Satz, daß Alles, was die Haut sehr stark anreitzt, auf die Sexualorgane mächtig einwirkt. So haben Menschen, die an Flechten oder andern stark juckenden und reitzenden Hautausschlägen leiden, fast immer einen aufgeregten Geschlechtstrieb. Mehrere Bettler-Mönchs-Orden, deren Anhänger sich ehemals in Hanfhemden kleideten, die natürlich die Haut sehr stark jucken, waren deshalb sehr berüchtigt im Casus der Liebe

Les dévots, qui portaient des haires (Hanfhemden) *n'étaient pas de pauvres hères en amour.*

Montaigne.

Auch Rabelais hat denselben Satz aufgestellt. So ist es denn auch diesem physiologischen Gesetze gemäß, wenn ein Peitschen der Haut durch Ruthen eine stimulirende Kraft auf die Zeugungsorgane äußert.

Besonders macht es die reiche Nervenverbindung des untern Theiles des Rückenmarkes mit den Nerven jener Theile erklärlich, daß ein Geißeln der Schenkel und der dahinter und herumliegenden Partieen stark aufreitzend auf die Geschlechtsorgane wirken müsse; daher ist auch der bekannte Akt der Bestrafung unartiger Kinder, durch welchen immer der unschuldige Theil für den schuldigen leiden muß, daher ist dieser Akt bei sehr reitzbaren Kindern keineswegs ohne berücksichtigungswerthen Einfluß auf die zu frühe Erweckung der Sinnlichkeit, und die Leser erinnern sich, daß Rousseau in den „*Confessions*“ erzählt wie er jedesmal während jenes Streich- und Geißelungsaktes „Mann geworden wäre,“ so daß zuletzt seine darüber erschreckte Gouvernante davon abstehen mußte!

Bemerkenswerth ist es, daß die Natur, ihrem eben ausgesprochenen Gesetze getreu, daß eine starke Anreitzung der

Haut auf den Geschlechtstrieb wirkt, in mehrere Thierklassen einige Instinkte oder Operationen für das heilige Geschäft der Fortpflanzung der Gattungen gelegt hat, die sich auf das Thema der Geißelung zu beziehen scheinen. Der vor Liebe brüllende Löwe, der wilde Stier, der nach sinnlicher Vereinigung verlangende, muthige Hengst schlagen sich derb-kräftig mit dem Schwanz. Noch mehr! Der Tiger schlägt tiefe Wunden mit seinen Krallen in die Seite der Tigerin, wenn er sie umarmt, und mehrere Schneckengattungen stoßen gar eigenthümliche Pfeile, die ihnen grade zu dem Begattungsgeschäfte wachsen, in den Hals des Weibchens, um sie zu gleicher Zeit zu fesseln und anzureitzen. Der Hahn pickt die Henne mit seinem spitzen Schnabel, und wir haben schon Gelegenheit gehabt, mehrere ähnliche Beispiele für diese Behauptung anzuführen. (S. Beischlaf.)

„*Partont je vois*, sagt ein geistreicher franz. Schriftsteller, der gleichfalls von der Geißelung als erotisches Reitzmittel spricht, *partont je vois de tendres peines échauffer aux plus ardentes voluptés, comme on assaisonne les mets les plus doux par quelqne substance piquante pour relever leur fadeur. Ainsi la folâtre galatée lance une jomme et s'enfuit: ainsi les peux, qui préludent aux faveurs doivent être melés de quelque piqûre cuisante, pour les rendre plus ravissantes. Les épines ajoutent du prix à la rose que l'on cueille, et ces obstacles de pudeur et de coquetterie, cette barrière même de l'hymen, mince et fragile clôture de la virginité, avivent par de légères douleurs les plus delicieux sentiments de la nature.*“

Alles, was wir über den etwanigen Nutzen oder vielmehr den Schaden der Geißelungen als erotische Stimulanz mitzutheilen hätten, ist bereits oben ausgesprochen. (S. Aphrodisiaca.) Wehe dem, der zu ihnen seine arme Zuflucht nimmt! Auch der vielleicht noch schlummernde Lebensfunken, den er durch dieses Mittel noch einmal zur flüchtigen Flamme weckt, wird ganz ersterben, und die ausgedörrten Nerven werden bald Zeugen abgeben, daß die Natur in ihrem geheimsten und liebsten Wirken auch durch die raffinirteste Erfindungskraft sich nichts abzwingen läßt, und daß sie solche Versuche mit verdoppelter Strafe rächt!

Geruch.

Wie der Sinn des Geruchs vor allen übrigen Sinnen (wir nehmen vielleicht das Auge aus) das glückliche Vorrecht besitzt, uns angenehme, den ganzen Geist in Anspruch nehmende, wohlgefällige Eindrücke zu geben, so steht er noch überdies in ganz besonderer Beziehung zu den Freuden der Geschlechtslust. Die Sorgfalt, mit der viele Damen sich parfümiren, beruht auf dieser physiologischen Wahrheit, wenigstens oft, und wenn die parfümirten Damen auch derselben sich häufig nicht bewußt sein mögen, so wissen sie doch, wie angenehm süße, liebliche Ausdünstungen alles, was in ihre Nähe kommt, umwehen. Die Jahreszeit der duftenden Blumen ist die Jahreszeit der Liebe, und wer hat nicht schon einmal in wohlriechenden Laubengängen, in lieblich duftenden Büschen an sein Liebchen gedacht?

O fleurs!
L'amour, dont vos parfums enflamment le délire,
Souvent par vos bosquets étendit son empire.
Fontanes.

Viele, ja die meisten Thiergattungen haben um die Jahreszeit der Liebe, in der Brunst, einen eigenthümlichen Geruch, woran sich die gleichgesinnten Paare erkennen, und durch welche Ausdünstungen sie sich zusammen finden, und daß auch bei dem Menschen die berauschend-angenehme Geruchs-Atmosphäre, die viele Individuen (dem andern Geschlechte wohl wahrnehmbar!) verbreiten, sehr wichtig sei für den Liebestrieb, dafür haben wir schon oben das berühmte Beispiel des liebenden Heinrichs des Vierten angeführt. Ganz hierher gehörig ist auch die Thatsache, daß grade die Theile, die bei dem Fortpflanzungsgeschäfte die wesentlichsten sind, bei den Thieren, wie bei dem Menschen, die Quelle einer meist ganz eigenthümlichen, stark den Geruch afficirenden Ausdünstung sind. Unangenehme Exhalationen stoßen widerlich ab, und entfernen den Mann vom Weibe, während da, wo in der Umarmung dem Geruchssinn wohlgefällig geschmeichelt, diese Umarmung gewiß noch inniger und sinnlicher wird. Wie sehr deshalb auch alle wollüstigen Menschen und Völker im Genusse der Wollust für den Sinn des Geruchs Sorge tragen, wie z. B. die Orientalen, indem sie eigene wohlriechende Substan-

zen käuen u. s. w., das haben wir bereits erzählt. (S. Ausdünstung, vgl. auch Athem.)

Geschlecht. Geschlechtstheile.

Zum erstenmale in diesem Werke, kommen wir an eine Materie, bei der die Feder etwas scheu vom Papiere zurückprallt, und bei der ihr Genius ihr in's Ohr flüstert:

Hic haeret aqua

(was ein derb-kräftiges, deutsches Sprichwort übersetzt: „Hier stehen die — — am Berge"). In den physiologischen Verrichtungen des Menschen, deren Entwicklung unser Zweck ist, spielen die Theile, die die Ueberschrift nennt, eine so wichtige Rolle, daß sie ja die Angel bilden, um welche dieses ganze physiologische Verhältniß sich dreht. Von ihnen ganz schweigen, hieße also eine unverzeihliche Lücke in diesem Werke laslassen, was uns alle jene Leser schlecht danken würden, die über die wichtigsten Verhältnisse ihres Körpers und der ganzen Menschengattung, (da ja deren Existenz durch sie bedingt ist,) von uns unterrichtet zu werden forden dürfen. Von jenen Dingen aber in verblümter, humoristisch-verschleierten Sprache reden, hieße einmal ihre Heiligkeit gradezu entweihen, wie es denn zweitens auch nicht einmal möglich sein dürfte. Es bleibt uns also nichts übrig, als mit Boileau zu denken:

J'appelle un chat, un chat —

und, mit andern Worten, die Sachen bei ihrem rechten Namen, und in ihrer wissenschaftlichen Bezeichnung zu nennen. Ueberzarte Gemüther mögen dies Kapitel überschlagen; wir hoffen, daß Ihnen auch sonst wohl noch allerhand Interessantes in diesem Werke begegnen dürfte.

Es giebt in der Natur zwei Hauptarten von Wesen, die unorganischen und die organischen oder belebten. Zu jenen gehören die Metalle und Mineralien, zu diesen Pflanzen und Thiere. Diese beide letzteren Klassen von Geschöpfen haben ein doppeltes Leben: eines nämlich, das ihnen eigenthümlich ist, gleichsam ein ihnen verliehenes Kapital, von dem sie aber durch ihre Existenz den Nießbrauch ziehen, und ein andres, das sie selber überlebt, und das ewiges Erbtheil ihrer Gattung bleibt, welches sie dieser durch das Geschäft der Zeugung über-

liefern. Nur von diesem zweiten Leben, dem Leben der Liebe, sprechen wir hier.

Das Individuum stirbt, und kein Atom verräth nach gegebener Zeit sein allzuflüchtig dahingeschwundenes Dasein; aber die Gattung besteht im ewigen Frühling fort. Es ist ein großer Baum, der im Tode seine Wurzeln, seine Aeste in einem ewigen Leben hat! Dieses Gattungsleben, um uns so auszudrücken, hat aber in den höheren und edleren Geschöpfen wenigstens nicht seine eigene Quelle in dem ganzen Leib des Individuums, sondern sein eigenthümlicher Heerd ruht in den Organen, die zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung bestimmt sind. Wir müssen dies näher erläutern.

Die Fortpflanzung geschieht in den verschieden gebildeten organischen Geschöpfen auf die mannichfachsten Arten. Die einfachste und niedrigste ist die, wo ein Zweig, ein Stamm sich vom Mutterindividuum trennt, und für sich nun lebensfähig und individuell fortbesteht. So sehen wir es an den sogenannten Schnittlingen bei vielen Pflanzen, und auch die untersten Thierklassen, wie z. B. die Polypen, geben davon Beispiele. Wenn man einen Polypen in zwanzig Theile zerschneidet, so wird bald jeder Theil ein vollkommnes Polypenthier.

Die zweite Art der Fortpflanzung findet in jenen belebten Geschöpfen statt, wo in demselben Individuum (des Pflanzen- oder Thierreiches) beide Geschlechter, das männliche und das weibliche Princip, vereinigt oder doch einander genähert sind; dies nennt man den Hermaphrodismus. (Ueber den menschlichen Hermaphroditen, s. Zwitter.)

Die dritte Gattung der Forpflanzung endlich, die ausgebildetste und vollkommenste von Allen, ist dort, wo erst eigentlich der Geschlechts-Unterschied eintritt, wo man durch eigenthümliche Bildung männliche und weibliche (Thier- oder Pflanzen-) Individuen unterscheiden kann, und wo es zur Regeneration der innigen organischen Vermischung beider, des männlichen und des weiblichen Principes bedarf, der eigentlichen Zeugung.

Wir bleiben hier bei dieser vollkommnen höhern Reproduction stehen. Der wesentliche Geschlechtsunterschied nun besteht in folgenden Hauptpunkten. Das männliche thierische Geschöpf hat Organe, in denen der Saamen, der Keim zu neuen Individuen bereitet wird, und ein andres Organ, welches Mit-

tel wird, daß der bereitete und zur Fortpflanzung reife Saft auf geschickte, vorgeschriebene Art in den Körper des weiblichen Individui gebracht werde. Jene bereitenden Organe sind meistens kleine, runde Körperchen, die sehr reich an mannichfaltigen Blut- und Lymphgefäßen sind, und Testikeln oder Hoden genannt werden; das ausführende Organ ist meistens ein Kanal, der nach Bedürfniß kürzer oder länger, oft, wie bei mehreren Fischen, gar nicht äußerlich sichtbar ist, und im Allgemeinen die Ruthe oder das männliche Glied genannt wird.

Es versteht sich, daß bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der thierischen Formen auch diese hochwichtigen Theile unendlich mannichfaltig gebaut und gebildet sind; es kann aber begreiflich hier nicht verlangt werden, daß wir eine sogenannte vergleichende Anatomie der Geschlechtstheile aus allen Thierklassen liefern, und es wird genügen, eine kurze anatomische Beschreibung dieser Organe im Menschen zu geben.

Die Geschlechtsorgane des Mannes werden zusammengenommen gebildet durch die Hoden mit ihren Nebenhoden und deren Umhüllungen, das Saamengefäß mit seinen Bläschen, die Vorsteherdrüse und das männliche Glied. Die Umhüllungen der Hoden sind theils jedem Hoden eigenthümlich, theils beiden gemeinschaftlich. Die gemeinschaftliche Hülle bildet das Scrotum oder den Hodenbehälter, dessen dünne, mit krausen Haaren bewachsene Haut, sich durch ihre große Contractilität, ihre dunklere Farbe und ihre Reproductivität unterscheidet. Im Zustande der Erschlaffung durch Wärme, Geschlechtsgenuß oder spätes Alter hängt sie schlaff zwischen den Schenkeln herunter, während sie sich im Begattungsgeschäft, bei Saamenfülle, bei wollüstigen Reitzungen und in der Kälte in eine Menge runzlicher Falten zusammenzieht und fest wird. Eine Nath scheidet sie in zwei gleiche Hälften. Wird sie durch Brand oder äußere Gewalt ganz oder zum Theil zerstört, so erzeugt sie sich wieder, vollkommen eben so, wie die vorige war: ein Vorzug, den sie vor allen übrigen Organen des Körpers voraus hat.

Die eigenthümlichen Hüllen jedes Hoden sind 1) die Fleischhaut *(dartos)*, welche, ob man gleich keine Muskelfibern in ihr entdeckt, eine eigne, starke Zusammenziehlichkeit besitzt. Auf sie folgt nach einem häutigen, weichen Zellgewebe, 2) die dreifache Scheidenhaut (*septum scroti*),

nämlich die äußere, dem Hoden und Saamenstrang gemeinschaftliche Scheidenhaut, woran sich der die Hoden in die Höhe zu ziehn bestimmte Hodenmuskel (*cremaster*) mit von einander stehenden Bündeln befestigt. Sodann kommen die inneren eigenthümlichen Scheiden sowohl des Saamenstrangs als des Hoden selbst; die letztere ist gemeiniglich mit ihrer Grundfläche an die gemeinschaftliche Scheidenhaut befestigt, innerlich wird sie von einer schlüpfrigen Feuchtigkeit benetzt.

An den Hoden selbst ist eine nervige Haut, die weiße Hodenhaut (*tunica albuginea*) genannt, wie eine Rinde befestigt, aus welcher die Blutgefäße in die breiartige Substanz des Hodens selbst übergehn, welcher aus zelligten Seitenwänden besteht, deren Zwischenräume von so feinen, zusammengewickelten blutführenden und absondernden Gefäßen angefüllt sind, daß sie mit vielen Knoten versehenen Fäden gleichen, die durch Maceration gänzlich in ein langes Gefäß sich entwickeln lassen. Man nennt die zusammengewickelten Hodengefäße Saamenröhrchen (*vascula seminifera*). Aus jeder Scheidewand verlängert sich ein Kanal, der den Saamenröhrchen gemein zu sein scheint: diese Kanäle, deren einige mehr, andre weniger entdeckt haben, machen durch wiederholte Verbindungen ein Netz aus, das sich in Gefäßkegel (*coni vasculosi*) erhebt, welche in den Nebenhoden (*epididymis*) übergehn. Die Zahl dieser Gefäßkegel ist unbestimmt. Sömmering zählte dreizehn, andre wollen bis sieben und dreißig gezählt haben. Durch diese Gefäßkegel geht der im Hoden bereitete Saame in den Nebenhoden über, und zwar nicht durch unmittelbare Gefäßverbindung, sondern durch eine Art von Aushauchen oder Ansaugen des Nebenhoden. Dieser Uebergang ist dem völlig analog, den wir im weiblichen Körper aus den sogenannten Eierstöcken in die Muttertrompeten wahrnehmen werden.

Eirund, wie der Hoden, ist auch der Nebenhode, nur spitziger; er besteht einzig aus der Verwicklung unendlich zarter, durch Maceration in Fäden auflösbarer Gefäße und von ihm geht das Saamengefäß (*vas deferens*) aus. Dies bildet mit Blutgefäßen und Nerven den Saamenstrang (*funiculus spermaticus*), geht durch den Bauchring in den Unterleib und bildet sich hinter und unter der Harnblase zu einem

in darmförmigen Windungen ausgedehnten Körper aus, der Saamenbläschen *(vesicula seminalis)* heißt.

Diese Saamenbläschen, häutige, feste, netzförmige, das Ansehen kleiner Därme darbietende, etwa für einige Quent Flüssigkeit hinreichend geräumige Behältnisse, haben keinen andern Ausgang, als den in's Saamengefäß zurück, aus welchem sie ihren Zugang erhalten. Dies Saamengefäß endet sich mit einer engen Oeffnung in die Harnröhre in der Gegend des Hahnenkopfs *(caput gallinaginis)* ungefähr da, wo sich die Harnröhre den Hoden nähert.

Jetzt werfe man einen Blick auf den Weg, den der Saame bis zu seinem Austritt in die Harnröhre zu machen hat! Von der Nierengegend her, dicht unter der Nierenarterie, entspringt die dünne Saamenschlagader aus der Aorta, geht als ein schwacher Faden bis zum Bauchring, giebt noch mehrere Aeste von sich und kommt als ein ganz kleines Gefäßchen, das folglich nur wenig Blut zuzuführen vermag, in den Hoden. Ein Engländer, Namens Monrous, war so glücklich, die zusammengewundenen Gefäße dieses Hoden zu einem einzigen Faden zu entwickeln, und dieser hatte nicht weniger als fünftausend Fuß Länge. So müssen die wenigen Tropfen Blut, die die dünne Saamenarterie zuführt, einen Weg von fünftausend Fuß durch einen äußerst engen, vielfach gewundenen, zusammengepreßten Kanal machen, damit ein Theil derselben in Saamen verwandelt werde. Wie sparsam hat die Natur diesen Saft bereiten wollen! Sie hat dazu noch mehr gethan; sie hat das Absonderungsorgan des Saamens außer der Bauchhöhle in den Hoden angelegt, um durch kühlere Lage ihre Absonderung zu hindern und langsamer zu machen. Im Anfang schien sie diese Absicht vergessen zu haben; sie bildet den Hoden im Fötus da, wo die Saamenschlagader aus der Aorta kommt, unter der Niere. Allein sehr zeitig leitet sie ihn durch den Bauchring über dem Schaambogen in den Hodenbehälter herunter und nach dem sechsten Monat liegen sie gewöhnlich schon hier.

Und das Absonderungsorgan, das so wenig Flüssigkeit durch einen so langen Weg treibt, ist es etwa im Menschen so groß, daß seine Energie, die immer mit der Größe im Verhältniß steht, die übrigen Schwierigkeiten ersetzen könne? Nicht größer als ein Taubenei ist der Hode des Menschen,

während er zur Absonderung des Speichels wenigstens achtmal größere Organe besitzt.

Gewöhnlich hat der Mensch zwei Hoden: man will bei einigen drei oder gar vier gefunden haben. Der Anatom Meyer hat Ein Beispiel eines Mannes mit drei Hoden gesehn. Weit öfter kommen Männer mit Einem Hoden im Hodensack vor. Bei diesen liegt der zweite noch hinter dem Bauchring in der Bauchhöhle und in diesem Falle pflegt die Saamenabsonderung weit stärker als beim gewöhnlichen Zustande zu sein. Im Lateinischen heißt der Hode *testis*, Zeuge, weil niemand, der nicht Hoden hatte, vor Gericht gültiges Zeugniß ablegen konnte.

Man vergleiche nun die Ausschweifungen mancher Männer, besonders in schnell hinter einander wiederholten Umarmungen, mit diesen sparsamen Absichten der Natur! Aber sie bilden sich nur ein, Saamen zu verspritzen, während sie wirklich blos Saft der Prostata verspritzen.

Die Vorsteherdrüse (*prostata*) ist eine bedeutend große, an Masse beiden Hoden fast gleichkommende Drüse, die den untersten Theil der Harnröhre rund umgiebt, und einen dicken, starkriechenden, schweren Schleim absondert, welcher zugleich mit dem viel dünneren Saamen in die Harnröhre durch feine Kanäle ausgespritzt wird, deren Ausgänge sich dicht unter denen der Saamengänge in die Harnröhre öffnen. Der Saft der Prostata befruchtet nicht und wird ohne die wollüstige Empfindung ausgespritzt, welche die wahre Saamenentleerung begleitet.

Die Harnröhre ist nächst den Hoden der wichtigste Theil der männlichen Zeugungsglieder. Sie fängt aus der Harnblase als ein häutiger Kanal an, steigt unter dem Schaambogen hervor und verbindet sich da mit zwei hohlen, sehnenartigen Körpern, die vom Sitzbein kommen, wird an Substanz selbst dicker und zelliger nach der Vereinigung, und indem sie die untere Lücke ausfüllr, welche durch die Vereinigung der schwammigen Körper entsteht, bildet sie den Körper des männlichen Gliedes. Ihre äußere Haut endigt sich da, wo sich die schwammigen Körper endigen; allein ihre innere ist länger, als die äußere, schlägt sich, nachdem sie die Mündung der Harnröhre gebildet hat, am meisten nach vorn und zur Seite, am wenigsten nach unten, um, und bildet die Eichel, einen der

nervenreichsten Theile des ganzen Körpers. Da wo sich die innere Harnröhrenhaut mit der äußeren vereinigt, entsteht die Krone der Eichel. Nach unten verbindet sich die innere Harnröhrenhaut mit einer Falte der allgemeinen Haut und so entsteht das Bändchen, welches die Eichel anspannt. Das männliche Glied ist von der Haut umgeben bis an die Eichel; rings unter der Krone legt sich die Haut an das Ende der schwammigen Körper an und verlängert sich in eine bei Knaben sehr lange, bei Erwachsenen kürzer werdende Hautfalte, welche die Eichel doppelt bedeckt: sie heißt Vorhaut. An der Eichel sitzen kleine Schleimdrüsen (die Littrianischen genannt), die ein übelriechendes, dickes Smegma absondern, dessen Anhäufung nachtheilig ist. In heißen Ländern soll sie leicht sehr stark werden, weswegen sich deren Bewohner seit undenklichen Zeiten beschneiden ließen, d. i. die ganze doppelte Hautfalte, welche die Eichel deckt, wurde den Knaben bald nach der Geburt abgeschnitten. Aus dieser Reinlichkeitsceremonie machte der Gesetzgeber der Juden eine Religionspflicht und Mahomet that es ihm nach. In der That ist die Vorhaut entbehrlich, im Beischlaf sehr oft hinderlich, und vermehrt die Empfindlichkeit der Eichel, so daß sie zu unwillkührlichen Saamenergüssen oft die erste Gelegenheit giebt. Die entblößte Eichel verliert die allzugroße Empfindlichkeit und gewinnt dadurch.

Das männliche Glied hängt im natürlichen Zustande schlaff nach unten und in diesem Zustande muß es sein, wenn der Harn durch die Harnröhre entlassen werden soll. Allein indem Blut schnell in das zellige, fächerichte Gewebe einströmt, welches die schwammigen Körper von innen ausfüllt und die innere und äußere Haut der Harnröhre, von da an, wo sie unter dem Schaambogen vorgeht, von einander trennt, richtet sie sich auf; allemal werden die schwammigen Körper eher aufgerichtet, als die Harnröhre und Eichel in den höchsten Grad ihrer Ausdehnung kommen. Beim Aufrichten wird die Ruthe in allen Richtungen größer, länger und dicker, als im Zustand der Schlaffheit. Die Ursache des Aufrichtens ist allezeit ein Nervenreitz, jedoch nicht von willkührlichen, sondern von dem Willen entzogenen Nerven. Auf diese wirkt am meisten die Phantasie, der Reitz des Saamens in den Saamenbläschen, alle Reitze des Halses der Harnblase, bisweilen auch Krankheitsreitze. Wird die Eichel gekitzelt, so theilt sich der

Nervenreitz dem Nervengeflecht der Nieren mit, von welchem allemal die Erektion ausgeht, und die Ruthe erhebt sich.

Indem durch die Erection der zelligen Körper die Eichel erhoben wird, reitzt sie die Friction sie berührender Körper zu immer stärkerer Ausdehnung. Ihre Nervenwarzen pflanzen diesen Reitz durch alle vom Gehirn unabhängige Nerven fort, die in solche Extase kommen, daß das Gehirn dadurch beschränkt wird, und der Mensch in halb bewußtlosen Taumel geräth. Die Ausdehnung der Harnröhre erreicht den höchsten Grad; die Saamengänge in derselben öffnen sich; die Hoden, der ganze Saamengang mit seinen Bläschen, die Prostata werden zusammen gezogen, und so stürzt der Saame, von Muskeln befördert, hervor aus der Harnröhre. Wie diese auf's höchste ausgedehnt ist, erschlaffen die zelligen Körper und der Reitz ist vorüber. Jugendkraft, Phantasie oder die Feuchtigkeit und Wärme der weiblichen Geschlechtstheile bringen oft genug eine wiederholte Ausdehnung zu Stande, die sich mit neuem Erguß des Safts der Prostata endigt. Aber eigentlicher Saame bedarf längerer Zeit, nicht einmal der Hengst oder Stier vermag eher als nach mehrstündigem Ausruhen, sich fruchtbar zu begatten.

Dies die männlichen Zeugungs- und Fortpflanzungstheile. Ganz verschieden von ihnen sind die Geschlechtstheile des Weibes gebildet. Sie sind viel complicirter, und verlangen daher gleichfalls eine zergliederte Beschreibung.

Erstlich theilen die Anatomen diese Organe in äußere und innere Theile. Zu den äußern gehört zuerst der sogenannte Venusberg, die von unter der Haut liegendem Fette erhabene und mit Haaren stark bedeckte Stelle über der Vereinigung der beiden Schaambeine. Das mehr oder weniger Hervorragen dieser Stelle richtet sich gewöhnlich nach der Größe der Brüste; bei jüngern Jungfrauen ist der Venusberg runder und fester: bei Erwachsenen und Müttern aber verliert er diese schöne Form und Elastizität. Beim Eintritte der monatlichen Krise erreicht er seine höchste Größe. Mit dem Feuer der ersten Jugend verschwindet allmählig seine Erhabenheit, er trocknet ein und wird bei alten Weibern ganz flach. Außer daß der Haarwuchs zur Zierde und zur Erweckung des Geschlechtsreitzes dient, ist er zur Bewahrung für Erkältung und Verhütung des Reibens bei dem Beischlafe nützlich, und beweist end-

lich die Mannbarkeit. Die größere und geringere Menge der Haare ist eine Folge von einem hitzigeren und kälteren Temperament.

Unter dem Venusberg befindet sich die große Spalte, welche durch eine längliche Erhabenheit, die Schaamlefzen genannt, eingeschlossen wird. Zieht man bei einem noch unberührten Frauenzimmer diese Schaamlefzen an der untern Vereinigung anseinander, so erblickt man eine halbmondförmige Falte, die das mehr nach innen liegende Jungfernhäutchen und den Eingang der Mutterscheide zu befestigen scheint. Man nennt diese Hautfalte das Schaambändchen des weiblichen Geschlechts (*fraenulum labiorum pudendi*), welches durch öfteren Beischlaf, noch mehr aber durch Geburten zerstört wird. Der Theil, welcher sich zwischen dieser untern Vereinigung der Schaamlefzen und der Oeffnung des Mastdarms befindet, heißt der Damm (*perinaeum*).

Wenn man die äußern Schaamlefzen von einander theilt, so sieht man zwei kleinere und dünnere Falten, welche oben mit dem Kitzler zusammen hängen, unten aber mit den vereinigten großen Schaamlefzen verbunden sind, und welche Nymphen oder Wasserlefzen heißen, weil sie, wie es scheint, dazu bestimmt sind, den Strahl des Harns zu leiten. Sie ragen bald mehr bald weniger hervor, gewöhnlich sind sie desto größer, je jünger das Mädchen ist, und stehen ferner in Rücksicht ihrer Größe mit dem Kitzler in Verhältniß. Man findet sie zwar meistens bei Jungfrauen unter den äußern Schaamlefzen versteckt, doch findet man sie auch bei erwachsenen unberührten Mädchen, ohne durch Krankheit oder vieles Reiben erschlafft worden zu sein, so groß, daß die vordern Ränder derselben von den äußern Schaamlefzen nicht ganz bedeckt werden. Häufiger Beischlaf und öfteres Gebären vermindern ihre Größe dergestalt, daß sie nicht selten in weiblichen Kadavern gänzlich verschwunden zu sein scheinen. Die Nymphen haben einen schwammigen Bau von innen, und schwellen daher während des Beischlafs merklich an. Sie besitzen auch viele Drüsen, welche eine fettige Feuchtigkeit absondern und das Reiben mäßigen. Auch sind sie mit vielen Nerven versehen und der äußersten Empfindlichkeit fähig.

Zwischen den obern Enden der Nymphen ragt ein Körper bald mehr bald weniger in verschiedenen Weibern hervor, der

aus einer Eichel, einer Vorhaut und einem Bändchen, so wie die männliche Ruthe, besteht, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, daß er keine Harnröhre hat und dessen Eichel undurchlöchert ist. Dieser Körper heißt der Kitzler, oder die weibliche Ruthe (*Clitoris*). Der innere Bau desselben kömmt mit jenem des männlichen Gliedes ziemlich überein; er besteht aus zwei schwammigen Körpern, die oben zusammen treffen, und gleich viel aufrichtenden Muskeln, welche von den Gefäßbeinen ihren Ursprung nehmen. Dieser Bau macht, daß die weibliche Ruthe bei gelinder Reitzung anschwillt, sich verlängert und gespannt wird. Sie ist, so wie die männliche Ruthe, mit sehr vielen in zarte Gefühlwärzchen sich ausbreitenden Nerven versehen, und daher von der Natur zum vornehmsten Reitzungsmittel weiblicher Wollust bestimmt. Die innere Fläche der Vorhaut, so wie auch der Hals und die Krone der Eichel besitzen eine Menge Drüsen, deren Feuchtigkeit diese Theile schlüpfrig erhält. Da in den heißeren Erdstrichen diese Absonderung stärker ist, so findet man bei verschiedenen Völkern in Afrika und Asien die Beschneidung der Vorhaut der Mädchen eingeführt. Die Clitoris gehört so wie die Nymphen zu den in Rücksicht der Größe sehr verschiedenen Theilen des weiblichen Geschlechts. Man findet sie gemeinhin mit dem Zapfen im Halse von gleicher Größe. Gewöhnlich ist sie sehr klein und vergrößert sich selbst im gereitzten Zustande so wenig, daß sie kaum zu bemerken ist. Bei Kindern fand man sie so unmäßig groß, daß man nicht wußte, zu welchem Geschlecht man dieselben zählen sollte. Solche und andere mißgestaltete Geburtstheile veranlaßten die unsinnige Meinung von Zwittern. — Im Jahr 1792 sah man im Charitéhause zu Berlin ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, dem ein alter Wollüstling durch gewaltsame Beiwohnung böses Gift mitgetheilt hatte. Die Clitoris dieses Mädchens war im ruhigen Zustande von der Größe eines halben Zolls, im gereitzten Zustande vergrößerte sie sich aber zu der Länge eines Zolls, und der Umfang ihrer Dicke betrug alsdann gleichfalls einen Zoll. Die übrigen Geschlechtstheile waren vollkommen so gebildet, wie es die Natur fordert. Plater sagt, daß er sie so groß als einen Gänsehals gesehen habe, und Bartholin versichert, daß dieser Theil bei einer italienischen Buhlerin, die ihn bei ihrem Geschlecht gemißbraucht habe, zum Knochen geworden sei. Tul-

pius redet von einer Frau, die wegen eben solchen Mißbrauchs ihrer großen Ruthe öffentlich ausgepeitscht und des Landes verwiesen worden. Es hat von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag solche Auswüchse weiblicher Wollust zu gegeben. (S. Lesbische Liebe.) Bei den Kamtschadalinnen war die Natur so ausgeartet, daß sie häufig bei den Weibern unmäßig große Kitzler hervorbrachte, deren sie sich zum wechselseitigen Werkzeuge der Wollust bedienten. Zu Stellers Zeiten schnitt man sie ihnen aber gleich nach der Geburt weg, und der Geschmack der Kamtschadalen hatte sich dazumal schon so verändert, daß sie es für einen schimpflichen Uebelstand hielten, von der Natur so ausgezeichnet zu sein.

Unter der weiblichen Ruthe, nämlich unter der Haut, die sich in die Wasserlefzen ausbreitet, findet man eine beinahe dreieckige Oeffnung, die von einem runden aufgeworfenen Rande umgeben ist, und die in vollkommenen Körpern mit sehr zarten, den Augenwimpern ähnlichen, Härchen besetzt ist. Diese Oeffnung heißt die Mündung der Harnröhre (*orificium urethrae*). In derselben und um dieselbe befinden sich, so wie zwischen den Nymphen und dem Hymen, sehr sichtbare und zahlreiche Schleimhöhlen, die während des Beischlafs oder im gereitzten Zustande einen weißlichen und glutinösen Schleim unter angenehmen Empfindungen häufig absondern, wodurch die Zeugungstheile befeuchtet und schlüpfrig gemacht werden.

Unter dieser Mündung der Harnröhre, zwischen den Nymphen, liegt die Mündung der Mutterscheide (*vaginae orificium*) die sich durch ihre ansehnliche, dem Umfang des männlichen Gliedes angemessene Größe und durch einen etwas aufgeworfenen Rand, der sie umgiebt, auszeichnet. Sie ist ovalförmig gestaltet, und wird, so lange der vollkommene jungfräuliche Zustand vorhanden ist, durch eine dünne Falte der allgemeinen Decken, welche sich von unten und von beiden Seiten des Randes derselben zusammenfaltet, größtentheils so verschlossen, daß nur oben eine kleine, der Oeffnung der weiblichen Harnröhre an Gestalt und Größe ähnliche Oeffnung übrig bleibt, welche in senkrechter Richtung unter ihr angetroffen wird.

Diese Membran heißt das Jungfernhäutchen (*Hymen*). Nach dessen Zerstörung bilden sich an jeder Seite des Eingangs der Mutterscheide kleine pyramidenförmige Körper von

unbestimmter Zahl, die man daher **myrthenförmige Wärzchen** *(carunculae myrtiformes)* nennt, und die als Ueberbleibsel des Hymens anzusehen sind.

Noch sind die querlaufende Muskelfasern zu bemerken, die aus den Schließmuskeln des Afters verlängert sind, und an der Mündung der Mutterscheide liegen; diese Fasern bilden den Schließmuskel der Scheide *(constrictor cunnae s. vaginae)*, der indem er das Gewebe von Gefäßen zusammendrückt, das Blut aufhält, und die wegen des zu häufigen Bluts anschwellenden Mutterscheide verengert. Seine Kraft ist bei vielen Frauenzimmern so stark, daß einige dadurch Bewegungen der Schaamlefzen hervorbringen können, bei andern ist er hingegen sehr schwach. Die zusammenziehende Kraft dieses Muskels ist auf die angenehme Empfindung beim Beischlaf von nicht geringem Einfluß.

Zu den **innern weiblichen Geschlechtstheilen**, welche erst durch die Zergliederung sichtbar werden, gehört die **Mutterscheide**, dies ist ein länglicher cylindrischer Kanal, der seine Lage im Becken zwischen dem Mastdarm und der Urinblase hat, und von außen angerechnet, Anfangs der Länge nach fortgeht, dann aber von unten nach oben gegen die Gebärmutter sich aufwärts krümmt, so, daß er eine ausgehöhlte obere Krümmung und eine gebogene untere besitzt, deren Richtung gemeiniglich parabolisch ist. Ihre Länge beträgt bei erwachsenen Personen gewöhnlich zwischen vier und fünf Zoll und der Durchschnitt, der sich gegen die äußere Oeffnung immer etwas verengert, beträgt ohngefähr einen Zoll, doch giebt es hiervon manche Ausnahmen. Von innen ist sie mit einer sehr zarten Haut bekleidet, die nicht glatt ist, sondern eine doppelte Säule zierlicher Falten bildet, nämlich vorwärts und rückwärts. Die äußern Hervorragungen, in welche sich die Säulen endigen, bilden eigentlich wahre stark erhabne Fleischwarzen, und werden daher **runzlichte Fleischwarzen der Mutterscheide** *(caruncula carneo-papillosae)* genennt. Diese Fleischwarzen der Säulen ragen bisweilen aus der Oeffnung der Mutterscheide, wenn das Hymen zerstört ist, so stark hervor, daß man sie für widernatürliche Gewächse halten könnte, wenn man über ihre Gestalt und Lage nicht gehörig unterrichtet ist. Im jungfräulichen Zustande wächst diese Fleischwarze der untern Säule nicht selten an das Hymen an.

Diese Hautfalten sind mit sehr vielen Nervenwärzchen versehen, schwellen, sobald sie auf irgend eine Art gereitzt werden, sogleich stärker an, verengern durch den Blutandrang die ganze Scheide und dienen zur Vermehrung des Reitzes beim Beischlaf.

An dem obern Umfange der Scheide sitzt die Gebärmutter. Sie liegt zwischen der Harnblase und dem Mastdarm, und wird durch die breiten Mutterbänder auf beiden Seiten befestigt. Sie ist ungefähr einen Zoll dick, zwei Zoll breit und weit genug, um einen Haselnußkern zu fassen, bei Weibern aber, die schon geboren haben, ist sie etwas weiter. Man kann sie mit einer umgekehrten zusammengedrückten Flasche vergleichen, welche sich vom Boden an allmählig verschmälert, an ihrer Mündung aber einen etwas aufgeworfenen Rand besitzt. Die Grundfläche der Gebärmutter ist also nach oben und der zugespitzte Theil nach unten gekehrt, dieser letzte ist es, der unter dem Namen Muttermund (*orificium uteri*) erhaben in der Mutterscheide hervorragt. Die Substanz der Gebärmutter besteht aus vielen Blutgefäßen, unter denen insbesondere ein weitläuftiges Netz, das mit vielen in sonderbaren Krümmungen sich schlängelnden Blutgefäßen durchwebt ist. Durch die Menge der Nerven in denselben wird jene merkwürdige Mitempfindung der Gebärmutter mit den meisten Theilen des Körpers unterhalten. — Meckel und andere glaubten aus der Deutlichkeit und Regelmäßigkeit der im Uterus vertheilten Fasern auf seine muskelhafte Natur schließen zu können. Sömmering, Metzger, Walter und Blumenbach hingegen konnten nicht die geringste Spur von Muskelfasern entdecken. Letzterer ist der Meinung, daß die Gebärmutter, indem sie keine Muskelfaser hat, auch keine Reitzbarkeit, sondern ein eigenthümliches Leben besitzt, das ihren verschiedenen Bewegungen und Verrichtungen, welche nicht wohl von den gemeinschaftlichen Lebenskräften der gleichartigen Theile hergeleitet werden könnten, genau entspreche.

An den Seiten des Muttergrundes verlängern sich zwei etwas gekrümmte Röhren, an der rechten und linken Seite eine, sechs bis acht Zoll lang und eines Daumens dick, welche Anfangs sehr enge sind, bald aber wieder weiter werden, sich wieder verengern und mit dem losen Ende, das mit Frangen und mit verschiedenen Einschnitten versehen ist, hinabwärts gekehrt

sind. Diese Kanäle heißen die Muttertrompeten oder, von ihrem Entdecker Fallopius, die fallopianischen Trompeten. Sie sind an den Eierstock mittelst einer häutigen Ausbreitung befestigt, schwellen während des Beischlafs auf, so daß sie, wie es wahrscheinlich ist, mit ihren Franzen die Eierstöcke umfassen, den eiweißartigen Saft aufnehmen und in die Gebärmutter bringen.

Zu beiden Seiten der Gebärmutter liegen zwei Körper von einer etwas plattgedrückten eiförmigen weißen Gestalt, etwa halb so groß als ein männlicher Hode. Dieses sind die Eierstöcke. Sie bestehen außer einer festen und fast sehnigten Hülle, aus einem dichten Zellgewebe, das ungefähr funfzehn Graafische Eierchen enthält, nämlich Bläschen oder vielmehr Tropfen eines gelblichen eiweißartigen Safts, deren Größe ungleich ist, und die in einer bestimmten Ordnung allmählig die nöthige Reife erhalten.

Wenn wir nun schon in der ganz verschiedenen anatomischen Bildung dieser Theile eine durchaus verschiedene Richtung des männlichen und weiblichen Geschlechtes finden, so müssen wir auch noch ferner bedenken, daß das männliche und das weibliche Geschlecht keinesweges durch diese Anatomie allein von einander unterschieden sind. Der Mann ist Mann nicht allein in seinen Genitalien, sondern überall in Geist und Körper, und die Frau hat für sich ihre Sitten, ihre Glieder, ihre Leidenschaften, ja ihre eigenthümlichen Krankheiten. Im Allgemeinen nehmen die Lebenskräfte des Mannes mehr ihre Tendenz gegen den Kopf und die obern Regionen des Körpers, und diese sind daher stark, breit, musculös gebildet. Das Gehirn des Mannes ist meist drei bis vier Unzen schwerer, als das des Weibes, er hat breitere Schultern, aber dagegen engeres Becken und schmälere Hüften als das Weib. Dieses hingegen hat breites Becken, stark ausgearbeitete Hüften, und ihre obern Theile sind zarter und dünner. Je stärker ausgesprochen sich diese Verhältnisse zeigen, desto mehr trägt das Individuum den männlichen oder den weiblichen Karakter.

Außer der allgemein höher gestimmten Sensibilität der Nerven, und daher beim Menschen der größern Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, der zarteren Empfindungen u. s. w. unterscheidet sich das weibliche Geschlecht vom männlichen haupt-

sächlich auch noch in der Stimme, indem meist die Stimmwerkzeuge beim weiblichen Individuum zarter und feiner gebaut sind als beim männlichen. Die Stimme des Mannes ist tiefer und kräftiger, die weibliche Stimme höher und zarter; das wilde Gebrülle des Löwen wird zum schwachen Geräusch und Gegurgle der Löwin, und bei allen Vögeln singen ja nur allein die Männchen, während die Weibchen in abgerissenen Tönen nur ihre Accente ausdrücken können.

In allen Klassen ist das weibliche Geschlecht zärtlicher, und seiner Familie treuer als das männliche, und bei den untersten Thieren selbst opfert das Weibchen Alles für ihre Jungen. Was aber den Menschen betrifft, so wissen wir ja, daß die Annalen der Psychologie voll sind von den erhabensten, gottgefälligsten Zügen der Mutterliebe!

Das Wachsthum des weiblichen Geschlechtes dauert weniger rasch, als das des männlichen, deshalb wird jenes eher reif zum Gebären, wird aber dafür auch früher alt. So geschehen auch alle Verrichtungen rascher im Weibe als im Manne. Wiederholungen scheuend, brechen wir hier ab, und bitten diese Abhandlung zu ergänzen durch Vergleichung der Artikel: Entwickelungsjahre, Mann, Weib, Zeugung u. s. w.

Geschlechtstrieb.

Axe, um welche die geschaffene Welt sich dreht!! Unversiegbare Quelle der menschlichen Intriguen und Pläne in sittlichen nicht nur, sondern auch, da es ausgesprochen sein muß, mehr als zu oft in politischen, ja in — allen Verhältnissen! Spieltest du, welterhaltender Instinkt, nicht schon eine Hauptrolle sogar in der Götterlehre der doch so zart, aber immer menschlich-fühlenden Griechen? War nicht ihr erster und oberster Gott zugleich die allerfamöseste Figur des ganzen Alterthums hinsichtlich auf den Trieb, von dem wir jetzt reden?

Er war an Schelmerei,
Das Weibchen zu betrügen,
Von dem Papa der Lügen
Das echte Conterfei,
Und kurz auf alle Fälle
Ein lockerer Geselle.

Er hatte Theorie
Mit Praxis wohl verbunden;
In seinen Nebenstunden
Verabsäumt' er fast nie
Nasonis Buch zu treiben
Und Noten beizuschreiben.

Bürger.

Ja, war nicht der Trieb zur Sinnenliebe Grund und Veranlassung zu großen, geheimnißvollen Verbindungen und Festen im Alterthume? Bei den vielbesprochnen eleusischen Festen, z. B. —

was war das Geheimniß? als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt.

Göthe.

Wenn aber für religiöse Verhältnisse wenigstens das Christenthum diese Hülle abzustreifen gewußt hat — denn zu den Sünden der Mönche und Nonnen in dieser Hinsicht kann Niemand behaupten wollen, daß das Christenthum Anlaß gegeben habe — so hat doch dafür der Geschlechtstrieb in den politischen Verhältnissen neuerer Jahrhunderte nicht weniger gewirkt, als im Alterthume, und „die Weltgeschichte nach Mätressen-Epochen" erzählt, würde das kuriöseste Buch unseres Säculums sein!

Plato hat, wie er überhaupt zuerst die Idee einer rein-metaphysischen Liebe aufgestellt hat, (S. Platonische Liebe) so auch neben dem physischen einen rein-geistigen Zeugungstrieb angenommen, dessen wir doch bei dieser Gelegenheit erwähnen müssen. Er läßt in seinem berühmten „Gastmahl" den Sokrates folgende Reden über die Natur der Liebe halten: „Die Liebe ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen als die wesentliche Natur der Liebe, äußert sich durch die Zeugung im Schönen, sowohl im körperlichen als im geistigen Sinne. Alle Menschen empfinden nämlich, sowohl dem Körper als der Seele nach, einen Zeugungstrieb, wenn sie ein gewisses Alter erreichen. Diese Zeugung kann aber durch das Häßliche nicht geschehen, sondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geschieht durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches Werk, und Zeugung und

Empfängniß giebt dem sterblichen Menschengeschlecht eine Art von Unsterblichkeit. Zeugung kann aber nur zwischen Wesen vorgehen, die in dieser Hinsicht mit einander zusammenstimmen. Nun stimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Häßliche, wohl aber das Schöne zusammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle der Parze und der Eiletethyia bei der Zeugung. Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in Wonne und Entzücken aufgelöset, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trifft es aber auf einen häßlichen Gegenstand, so kehrt es sich mit Widerwillen und Mißmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen, und, anstatt zu zeugen, behält es den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer Empfindung zurück. Daher diejenigen, die einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, sich mit großem Eifer um den Besitz eines schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange des Zeugungstriebes befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern zu dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und giebt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so muß sie auch Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äußert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr kötperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Geschlecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäß ist, das heißt, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, sondern auch von den Künstlern alle die, welche Selbsterfinder sind. Der alleredelste und schönste Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst, Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie deswegen auch vorzugsweise genannt wird. Wer nun aus diesem edleren Theile des Menschen den Keim zu einem solchen Produkt des Geistes schon von seiner Kindheit an in

sich trägt, der hat etwas Göttliches in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, sobald er zu einiger Reife gelangt. Auch in ihm entsteht dann ein Streben nach einem schönen Gegenstande, durch welchen der in seiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zustand bringt es also mit sich, daß er auch Körper, und zwar die schönen mehr als die häßlichen liebt. Findet er aber einen schönen Körper, mit einer schönen, edlen, fähigen Seele vereint, so wird seine ganze Zuneigung von diesem zweifach schönen Gegenstande gefesselt. Sein ganzes Herz öffnet sich sogleich gegen einen solchen Menschen; er sucht ihn zu unterrichten, er schildert ihm die Eigenschaften der Tugend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann sein und wie er handeln müsse. So geschieht es dann, daß dasjenige, was zuvor in seiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch diese Vereinigung mit einem schönen Gegenstand gleichsam geboren wird, und diese neugebornen Ideen durch die beständige Erinnerung an den geliebten Gegenstand von ihnen gemeinschaftlich ausgebildet werden. Deswegen ist das Band, das zwei solche Wesen vereinigt, weit fester, als die Bande zweier Sinnlichliebenden; ihre wechselseitige Liebe weit dauerhafter."

Wir lassen Plato's Idee von einem geistigen Geschlechts- und Zeugungstriebe dahingestellt, und bleiben hier bei den Verhältnissen des physischen stehen, die allerdings näher betrachtet zu werden verdienen. Wir haben den Gang der Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes im Menschen bereits in den Abhandlungen: Amor, Entwicklungsjahre, erzählt; wir haben seine Wirkungen in den Artikeln: Befruchtung, Begattung, Beischlaf u. s. w., die Folgen des gewaltsam unterdrückten Geschlechtstriebes im Aufsatze: Enthaltsamkeit, die Verirrungen des Triebes in der Abhandlung: Ausschweifung erzählt, und bei Gelegenheit der Entwicklung der Begriffe: Jungfrau, Jugend, lesbische Liebe, Mannbarkeit, Selbstbefleckung, Unmäßigkeit, Wollust u. s. w. werden wir oft auf unser jetziges Thema zurückkommen: wir wollen daher hier nur belehrend zusammenfassen, was über den, allerdings vorkommenden, fast absoluten Mangel eines Geschlechtstriebes, über die zu frühzeitige, unnatürliche Entwicklung und Benutzung desselben, und über seine krankhaf-

ten Extreme zu sagen ist, letzteres als Ausnahme für dies unser Werk, da es sich hier weniger um eine Krankheit des Körpers, als um ein psychologisches Uebel handelt, das indeß freilich durch materiell-körperliche Ursachen oft genug geweckt und unterstützt wird.

Man denke sich die Schaam und die Schande des im Ehebette Ohnmächtigen! Wie ihn die Furie zerpeitscht, wenn er sich selber durch Mißbrauch, Vergeudung des köstlichsten Lebensgutes den Bankerutt in dem Augenblicke zuzuschreiben hat, wo auf die Benutzung des gottverliehenen Kapitals die Schöpfung einer neuen Generation angewiesen ist! Aber es giebt außer der leider! so sehr großen Klasse dieser muthwilligen Bankeruttierer eine andere mehr beklagens- als bestrafungswerthe, der von Natur der Trieb zu den Freuden der Liebe ein für allemal versagt zu sein scheint. Wenn bei erzwungener Unterdrückung des Geschlechtstriebes (s. Enthaltsamkeit) der Körper mehr oder weniger die Folgen dieses naturwidrigen Zwanges empfinden muß, und es solchen Menschen oft geht, wie der Oberpriesterin bei Wieland:

bei frischem Blut
Und glühendem Gesicht schlief sie nur selten gut;
Man glaubt, der Stand der Oberpriesterinnen
Sei diesem Ungemach vor Andern ausgesetzt —
Vergebens hoffen sie mit ihren andern Sinnen,
Was Einem abgeht, zu gewinnen:
Durch alle fünfe wird der sechste nicht ersetzt —

wenn, sagen wir, solche Erscheinungen nicht selten sind, so giebt es andere Individuen, die von der Natur so stiefmütterlich ausgestattet wurden, daß Entbehrungen dieser Art ihnen durchaus kein Opfer kosten.

Eine solche Apathie, eine so beklagenswerthe Sinnenkälte kann erstens, wie man sagt, angeboren sein. Solche Menschen werden meistens sehr fett, wie Castraten und verschnittene Thiere dieselbe Thatsache beweisen, und ihre Complexion ist weichlich und schwach; ihr Körper ist nur schwach behaart; trotz ihrer Körperdicke haben Frauen mit diesem Natürell oft nur schlecht entwickelte Brüste, oder wohl Fettbrüste, die aber dem ärztlichen Sachkenner sich bald als unfähig, einst Milch zu geben, offenbaren. So hat auch oft der Ton

der Stimme etwas schwaches, und die Ausdünstung solcher Menschen hat besonders auch das Fade der Kinder-Atmosphäre, nicht jene Kraft, die die Perspiration mannbarer Individuen besitzt. (S. Ausdünstung.) Meist schreibt man der Schwäche oder dem Alter der Eltern einen solchen eingebornen Mangel des Geschlechtstriebes zu. Gewiß ist, daß sehr alte Eltern meist nur schwächliche, entnervte Kinder zeugen, aber im Gegensatze werden auch in zu frühen Ehen, oder von Eltern, die ihre Zeugungskraft gemißbraucht haben, nur Sprößlinge geboren, von denen sich der Staat für seine Bevölkerung nicht viel versprechen darf. Auch Verbindungen zwischen einem zu alten Manne mit einem zu jungen Weibe, oder umgekehrt, haben gleiche Wirknng. (S. Ehe.) Es sind aber nicht diese Ursachen allein, welche eine künftige Generation erzeugen, die zu den Freuden und dem Geschäfte der Liebe entweder nicht aufgelegt oder nicht fähig ist, sondern es giebt deren leider! noch eine große Anzahl; dahin gehören Ausschweifungen aller Art, häufige, schwächende Krankheiten der Zeugungsorgane u. dgl. m.

Zweitens kann aber auch eine solche Sinnenkälte erst später im Leben sich ausbilden, namentlich durch einen unvernünftigen Gebrauch einer kühlenden oder knappen Diät. Eine Dame, die einen ganzen Sommer fast nur von Salat lebte, fand sich nachher sehr wenig aufgelegt zu den Genüssen des Ehebettes, wie sie und ihr Gatte gestanden. Daß geistige Getränke den Geschlechtstrieb, ja die Zeugungskraft sehr unterdrücken, ist schon an mehreren Stellen unsres Werkes erwähnt. Man hat in dieser Hinsicht auch schon seit langer Zeit den Kaffee angeklagt; man hat ihn *potus caponum* — Kapphahntrank — genannt, indeß — er ist rüstig fortgetrunken worden. Häufiger Genuß von Kürbissen, Melonen, Gurken und ähnlicher Früchte ist in dieser Hinsicht gleichfalls und mit Recht berüchtigt, und ein zu unbesonnener Gebrauch von Taback ist wenigstens der Sexualfunction nicht grade förderlich. Einige andre Vegetabilien sind seit langer Zeit im Rufe, den Geschlechtstrieb zu schwächen, so nach Hippocrates die Pfeffermünze, nach Galen der Coriander, nach Lemnius die Rauten und der Thymian u. s. w. Die egyptischen Priester machten sich, erzählt Crinitus, sehr keusch durch den mäßigen Genuß von einer Schierlingsart, und außer einer kühlen-

den Diät, ließ man im Mittelalter auch den Mönchen öfters zur Ader, um den Geschlechtstrieb ein wenig zu zügeln. Opium und Campher sind auch in dieser Hinsicht mit Vorsicht zu gebrauchen. Während der Feste, die der jungfräulichen Minerva geweiht wurden, schliefen die Athenienserinnen auf Kissen von *vitex agnus castus*, um keusch zu bleiben. Auch örtliche Anwendung von Bleiplatten und Quecksilbereinreibungen sind angewandt worden, um die Sexual-Hitze entweder der Sittlichkeit zu Gunsten, oder schlechter Absichten wegen, zu dämpfen.

Fast nichts aber führt so sehr zur Sinnenkälte, zur Abstumpfung des Geschlechtstriebes, als das abscheuliche Laster der Selbstbefleckung. (S. diesen Artikel.) Wie Narciß liebt man am Ende nur sich selbst, und täglicher Zeuge der täglich sich steigernden Misere wird man mißtrauisch gegen sich selbst, und fürchtet sich, dem andern Geschlechte zu nahe zu kommen, weil man vorher weiß, daß man die Prüfung mit Schande bestehen werde! So erkältet auch ein allzuhäufiger Beischlaf die Nerven, und wir sehen einen klaren Beweis hiervon an dem unglücklichen Phlegma der öffentlichen Weiber, die sich der Umarmung apathisch hingeben, und im Stande sind, wie Tristram Shandy's Mutter, beim hellsten Auflodern der Liebesflamme des Gatten ganz ruhig nach der Uhr zu sehen! Im Gegensatze führt auch eine gänzliche Enthaltsamkeit zur vollkommenen Ruhe der nöthigen Organe, und also zum Mangel an Geschlechtstrieb. Galen erzählt, daß man bei den Athleten, von denen man absolute Keuschheit verlangte, nach dem Tode kaum noch eine Spur ihrer Sexualtheile fand, und von einem, seiner Keuschheit wegen berühmten Heiligen, meldet die Legende dasselbe.

Der Instinkt zu den Genüssen der Sinnenliebe erlischt auch durch gewisse Lebensarten und Arbeiten, die die ganze Lebenskraft in Anspruch nehmen; dahin gehören namentlich tiefe Studien. Neuton und Kant haben ihre jungfräuliche Keuschheit bis in's Grab bewahrt, und aus demselben Grunde läßt auch Moliere die Pedantin Philaminte in den *Femmes savantes* sagen:

Le corps, cette guenille, est-il d'une importance,
D'un prix à mériter seulement qu'on y pense?
Et ne devons-nous pas laisser cela bien loin?

So scheint auch anhaltendes Leben auf dem Pferde den Geschlechtstrieb sehr abzustumpfen, wie es Hippocrates bei den alten Scythen bemerkt hat. Eine Menge von erschöpfenden Krankheiten gehören ebenfalls hierher. (Vergl. Unfruchtbarkeit.)

Es giebt aber auch moralische Ursachen, die die traurige Wirkung haben, die uns jetzt beschäftigt. Oft ist ein Paar eben nur in seiner innern Verbindung unfähig, seinen Geschlechtstrieb aufzuregen (s. Nestel) und es war oft in Ehescheidungsprocessen die Rede davon, wie ein unnennbares, unbesiegbares Hinderniß ein bis dahin ganz glückliches Paar beim Besteigen des Brautlagers für immer trennte. Hier ist denn wieder ein Verhältniß, wo die Natur einen dichten Schleier über sich zieht! In andern Fällen ist das Hinderniß allerdings nicht unnennbar, der Mann findet, was er nicht suchte, irgend eine anwidernde Misbildung u. dgl., oder er sucht was er nicht findet — und unter beiden Umständen kann es für immer um die Erweckung der Sinnenliebe geschehen sein! Die allerwunderlichste Liebeskälte ist aber unstreitig die, die aus zu großer Liebeshitze entsteht, denn es ist unbegreiflich zu erklären, wie so in solchen Fällen Liebe ordentlich dem Hasse gleichen kann, wenn man nicht auch hier wieder den alten, überall wahren Satz anwenden will, daß die Extreme sich berühren. Daß ein Mann eben nicht Mann zu sein vermag, wenn er etwa, wie es vordem in Frankreich Sitte war, vor Richter und Zeugen in einem sogenannten *Congrès* Proben seiner Kraft ablegen soll, daß er nicht Mann zu sein vermag, wenn ihn social-politische Verhältnisse in die Arme einer widerlichen Gattin geschleudert haben — wen nähme das Wunder? — Daß er aber es nicht zu sein im Stande ist, wenn er, nach jahrelangem Sehnen und Schmachten, selbst noch jung und feurig, endlich in der Brautnacht die geliebte junge und feurige Gattin umfängt, daß er in dem jungen Ehebette ruhend, gleichsam in einem Wonnenmeere schwimmt, ohne einen Tropfen dieser Wonne schlürfen zu können — das ist doch wohl eines Ausrufungszeichens werth?! Wir werden bei Gelegenheit des Artikels: Nestelknüpfen (s. Nestel) auf diese wunderbare Erscheinung zurückkommen.

So viel über den Mangel des Geschlechtstriebes, er finde sich entweder angeboren und dauernd für's Leben, oder durch be-

stimmte Ursachen veranlaßt, oder nur in gewissen Verhältnissen und vorübergehend. Zunächst nun einige Worte über die zu frühzeitige Entwicklung der Geschlechtslust durch unsittliches Betragen, durch Mittel, die der physischen wie der geistigen Gesundheit meistens gleich sehr schaden. Ich rede als Arzt, nicht als Prediger, habe aber dafür auch meine Absichten von der ewig wahren Natur abstrahirt, ich habe die Erfahrung von Jahrhunderten für mich und diese wenigstes verdient gehört zu werden.

Der Geschlechtstrieb entwickelt sich zu früh, wenn man vor dem Alter der Pubertät, das wir bereits ausführlich geschildert haben, (s. Entwicklungsjahre) eher also noch der Körper seine gehörige Ausbildung und Kraft erlangt hat, sich Geschlechtsgenüsse verschafft. Jeder weiß, daß diese bis auf einen gewissen Grad hier schwächen, und um wie viel mehr müssen sie es nicht thun, wenn durch sie dem Körper Säfte entzogen werden, deren er erst noch zur völligen Entwicklung höchst nöthig bedarf. Man sehe aber auch nur die lebendigen hohläugigen Beweise dieser alt-erprüften Wahrheit in unsern großen Städten —

Seht jenen Jüngling! Schön, wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er,
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,
Kräftig der Geist, wie ein höh'res Wesen.

Wo ist es nun, das liebliche Rosenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo ist er hin
Der sanfte Purpur, der euch malte?
Flamme des muthigen Blick's, wo bist du?

Ha! Todtenbleiche decket des Rosenroths
Verstörte Stätte; aschgrau, wie Todtenstaub,
Sind jene Lippen, und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

Heydenreich.

Selbst bei den Thieren finden wir ähnliche Erscheinungen; so z. B. giebt es kein sichereres Mittel, um kleine Hunderassen zu bekommen, als wenn man die Zeugung vor der völligen Entwicklung beschleunigt, und wenn man einen Hengst, einen

Stier, einen Bock, einen Hahn und alle männlichen Thiere von den vielpaarigen Klassen öfter bedienen läßt, als ihre Kräfte es erlauben oder gar früher, so erhält man kleine, schwächliche, frühzeitig alternde Junge.

Zu dieser voreiligen Entwicklung des Geschlechtstriebes sind besonders die höhern Stände disponirt, die durch physiologisch-falsche Erziehung, durch Beschäftigung der unreif-jugendlichen Phantasie mit Romanenlectüre, theatralischen Vergnügungen, Tanz u. s. w. früh den Geist aufreitzen, und ihn auf Dinge anweisen, die ihm noch bis dahin ein „unbekanntes Eiland" bleiben sollten, bis die Natur von innen heraus sie ihm offenbart. Vorzüglich ist es das unglückliche Laster der Selbstbefleckung, (s. diesen Artikel) das jetzt fast durchgängig in der gebildeten Klasse wüthet, und welches durch übereilte Entwicklung des Geschlechtstriebes, wie zugleich durch zu häufige Befriedigung des einmal aufgeregten Dranges, den Geist ertödtet und den Körper abstumpft!

Tief unter das Thier sinkt der Mensch, wenn ihn sein krankhaft gesteigerter Geschlechtstrieb zu sinnlichen Extremen führt. Mann und Weib zeigen dann fast die gleichen innern Krankheitserscheinungen, und wenn die äußern Symptome der Satyriasis beim Manne, in der Erotomanie und der Nymphomanie beim Weibe nicht ganz dieselben sind, so liegt der Grund in der verschiedenen äußern Bildung der hier krankhaft ergriffenen Organe.

Die Satyriasis ist, besonders in unserm Klima, eine seltne Krankheit, und weniger häufig als die Mutterwuth oder Nymphomanie. Sehr natürlich! der Mann wird nicht so von seinen Geschlechtstheilen beherrscht, als das Weib, er ist weniger reitzbar überhaupt, weniger eingeschränkt in seinen Handlungen, und befriedigt daher viel häufiger seine Triebe, er arbeitet mehr und schwerere Arbeit, und lebt ein actives Leben, während das Weib, besonders in höhern Klassen, fast nur lebt, um zu fühlen und sich Eindrücken ruhig hinzugeben. Die wesentlichen Kennzeichen der Krankheit sind: andauernde Erection, übermäßiger, nicht zu befriedigender Drang zu den Genüssen der Sinnenliebe — *inexplebilis coeundi appetitus*, sagt Aretaeus — und ein erotischer Wahnsinn. Leicht vorübergehende, häufige, bald freiwillig, bald auf den Anblick von Weibern entstehende Erectionen, gehen dem eigent-

lichen Ausbruch der Satyriasis vorher; bald wird die Einbildungskraft unaufhörlich durch schlüpfrige Bilder beunruhigt, der Schlaf gestört durch erotische Träume und häufige Pollutionen, die Begierden wachsen, werden bald auf alle mögliche Weise, ohne Wahl und Geschmack befriedigt, ein hitziges Fieber bemächtigt sich des Kranken, das Gesicht wird feurig geröthet, die glänzenden Augen treten weit hervor, der Mund schäumt, der Kranke klagt brennenden Durst, erbricht sich auch wohl, delirirt in den scheußlichsten, lascivesten Gegenständen, und kaum hindert ihn eine Gewalt, unaufhörlich den wüthenden Drang zu stillen, die Sexualorgane werden entzündet, bald brandig, und der Tod beschließt die unendlich traurige Scene!

Wir haben das Bild einer Satyriasis in der Geschichte des Pfarrers Blanchet beschrieben, die oben mitgetheilt ist. (S. Enthaltsamkeit.) Schwerlich war der Zustand des heiligen Antonius, den er in seiner berühmten Versuchung empfand, ein andrer, als eine Satyriasis. — — Ein altfranzösischer Arzt theilt kurz folgende Grschichten mit, die wir ihm nacherzählen wollen, da sie gleichfalls ein sehr getreues Bild geben: „*En 1572 nous fusmes visiter un pauvre homme atteint du plus horrible et épouvantable satyriasis, qu'on saurait voir et penser; le faict est tel: il avait les quartes: pour en guérir prend conseil d'une sorcière, laquelle lui fit une potion d'une once de semence d'orties — (etc. etc.) ce qui le rendit si furieux à l'acte vénerien, que la femme nous jura son Dieu qu'il l'avait chevauchée dans deux nuits quatre-vingt-sept fois, sans y comprendre plus de dix fois, quil s'estois corrompu, et mesme dans le temps que nous consultâmes, le pauvre homme spermatisa trois foisà notre présence, embarassant le pied du lict, et agitant contre icelluy comme si c'eust été sa femme.*“ Derselbe Schriftsteller erzählt von einem Arzt, der 1570 zu einem ähnlichen Kranken gerufen wurde. „*à l'entrée de la maison, il trouve la femme du dict malade, laquelle se plaignit à lui de la furieuse lubricité de son mary, qui l'avait chevauchée quarante fois pour une nuit, et avait toutes les parties gastées. Le mal du mary était venu d'un breuvage qui lui fit donné pour le*

guérir de la fièvre tierce, de laquelle il tomba en telle fièvre, qu'il fallut l'attacher comme s'il fust été possedé du diable: le vicaire du lieu fut présent pour l'exhorter à la présance mesme dudict médecin, lequel il priait le laisser mourir avec le plaisir: les femmes le plièrent dans un linsseuil mouillé en eau et vinaigre, où il fut laissé jusqu'au lendemain, quèlles alloyent le visiter: mais sa furieuse chaleur fut bientôt abatue et éteinte, car elles le trouvaient rède mort, la bouche riante, monstrant les dents, et son membre gangréné!!

Die vorzüglichsten Ursachen dieser fürchterlichen Krankheit sind ein zu hitziges Temperament, die Entwicklungsjahre, zu lange unnatürliche Enthaltsamkeit (wie bei Blanchet und dem heiligen Antonius) aber auch zu großer Mißbrauch der Geschlechtsgenüsse, übermäßige Selbstbefleckung, der Gebrauch der Aphrodisiaca, (S. diesen Artikel) ganz vorzüglich der überall gefährliche Gebrauch der spanischen Fliegen, zu häufiges Lesen schlüpfrig-erotischer Schriften, endlich Alles, was mittelbar oder unmittelbar die Sensibilität der Sexualtheile aufreitzt, wohin auch, wie wir bereits gesehen haben, andauernde Reitze der Haut gehören, durch hartnäckige Ausschläge, Geißelungen u. s. w.

Dieselben Ursachen sind es, die auch beim Weibe ähnliche Wirkungen hervorbringen, und hier die Krankheit bilden, die man Liebeswuth, Mutterwuth, Mannstollheit nennt; (Erotomanie, Nymphomanie, Andromanie). Die Erscheinungen des im Weibe zu einem ungezügelten Extreme krankhaft aufgeregten Geschlechtstriebes sind furchtbar heftiger Drang zu den Geschlechtsgenüssen, vergessen alles Gefühles von Schaam, so daß solche arme Kranke die schauderhaftesten, ekelerregendsten Nuditäten treiben, und ohne Rückhalt die allerobscönsten Reden ausstoßen, krankhafter Reitz in den Sexualorganen, partieller oder allgemeiner Wahnsinn, leuchtende hervortretende Augen u. s. w., also ein würdiges Gegenstück zu dergleichen Erscheinungen beim Manne. Die Entwicklungsjahre des weiblichen Geschlechtes prädisponiren dasselbe vorzüglich zu dieser Krankheit, und der Constitution nach sind diejenigen Weiber besonders dazu geeignet, in denen das Nervensystem vorzüglich ausgebildet und vorherrschend erscheint, dann

sanguinisch-kräftige Frauen mit starkem Haarwuchs, dunkel gefärbten Haaren, dunkeln, lebendigen Augen, einer beweglichen, ausdrucksvollen Physiognomie, deren Geschlechts-Attribute sehr stark ausgedrückt sind, also ein fester, schön entwikkelter Busen, gut gezeichnete Hüften, starke Unter-Extremitäten, ein hoher Wuchs u. s. w. Oft fehlen auch alle diese Charaktere und die Nymphomanie bricht dennoch aus; dann pflegt besonders irgend ein Ausschlag oder Würmer nahe bei oder gar in den Sexualtheilen die Ursache zu sein. Wir wiederholen endlich, daß die schon bei Gelegenheit der Satyriasis angegebenen Ursachen auch bei der Mutterwuth wirksam sind.

Bemerkenswerth ist es, daß wir Spuren dieser Krankheit in der Geschichte an manchen berühmten und berüchtigten Weibern finden. Wer kennt nicht eine Semiramis, eine Julia, eine Messalina, eine Agrippina, Faustina, Elisabeth von Rußland und Andre? Bei allen diesen Frauen war es nicht mehr blos

une ardeur en ses veines cachée,
C'est Venus tout entière à sa proie attachée!

Furchtbar ist das Geschlechtsfeuer des nymphomanen Weibes, wenn es seine größte Kraft erreicht! Einer wilden Bacchantin gleich überfällt sie jeden männlichen Gegenstand, der ihr in den Weg tritt, und bittet und fleht uud reitzt ihn durch die verworfensten Reden und Handlungen, ihre wüthenden Flammen zu löschen. Findet sich Niemand, den sie an ihren lodernden Busen pressen könne, so nimmt sie zu den scheußlichsten Hülfsmitteln ihre Zuflucht, um unaufhörlich und mit immer erneuter Wollust dem Satan in ihr neue Nahrung zu geben, bis, wenn die beklagenswerthe Kranke auf den äußersten Krankheitsgrad gekommen ist, auch hier der Tod das Drama beschließt!

Freilich erreicht die Krankheit nicht immer und überall diese Höhe; im Gegentheil zieht sie sich in unsichtbarer Progression fast durch die Hälfte des weiblichen Geschlechtes hin, denn wer kann sagen wo der natürliche Geschlechtstrieb genau aufhört, der krankhafte Trieb genau anfängt? Welche unzertrennbare Kette von analogen Ursachen und Erscheinungen von der eben entwickelten, schmachtenden, bleichen Jungfrau an, die

sich selbst nicht einmal die Ursache ihres Schmachtens zu entdecken wagt, durch die Mittelglieder der schon mehr erfahrnen Mädchen, die wie Shakespeares Julia in die warme Mondnacht hinausrufen:

Komm', süße Nacht, und lehre mich ein Spiel,
Wo Jugendfülle Einsatz ist, und man
Verliert, um zu gewinnen —

bis endlich hinauf zu der furchtbaren Höhe, oder vielmehr der schaudererregenden Tiefe der Messaline, die Juvenal mit unübersetzbaren Worten treffend also beschreibt:

Intravit calidum veteri centone lupanar
— — —
Ostenditque tuum, generose Brittanice, ventrem;
— — —
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus.
Mox lenone suas jam dimittente puellas,
Tristis abit: sed quod potuit tamen ultima cellam
Clausit, adhuc ardens rigidae tentigine vulvae,
Et lassata viris sed non satiata recessit.

Gesicht.

Zu allen Zeiten war das zum Himmel sich erhebende Gesicht des Menschen, dessen Würde und Majestät ein vielbesprochener Gegenstand für Redner und Dichter. Cicero hat Plato's edle Gedanken darüber wiedergegeben, und Ovid sagt:

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Gott gab uns das erhabene Antlitz, daß wir den Himmel
Und die Gestirne mit hoch erhabenem Blick' erschauten.

Büffon drückt sich in seiner geistreichen Prosa so aus: „*L'attitude de l'homme est celle du commandement; sa tête regarde le ciel et présente une face auguste, sur laquelle est imprimé le caractère de sa dignité; l'image de l'ame y est peinte par la physionomie; l'excellence de sa nature perce à travers les organes matériels et anime d'un feu divin les traits de son visage.*“ Andersdenkende, wie es ja deren überall giebt, behaupten dagegen, daß Kameele und Strauße, ja sogar Gänse

und Hühner ihr Haupt auch zum Himmel erheben, und daß die sogenannte Fettgans ja auf zwei Beinen gehe, wie unser Einer!

Doch ist ein unbegrenzter Unterschied zwischen dem edlen Gesichte des Menschen und der Fratze der Thiere; bei allen tritt mehr oder weniger der Gesichtstheil des Kopfes weit vor den Schädeltheil hervor, und zeigt schon dadurch, daß der Nahrungstrieb stärker sei, als das Denkvermögen, und daß sie viel mehr Interesse daran nehmen zu fressen, als zu philosophiren. Selbst wenn man die brutalsten Neger mit dem Orang-Utang vergleicht, der doch physisch unserm Geschlechte noch am nächsten steht, so zeigt jener doch durch die gewölbte Stirn, das hervortretende Kinn, den schönen entwickelten Schädel, das Siegel seiner Menschlichkeit.

Mehrere Physiologen haben durch Versuche und Berechnungen die Norm herauszufinden sich bemüht, die das Menschen-Ideal bezeichnet, also einen Maaßstab der Schönheit, in so fern nämlich der Mensch je schöner wäre, desto mehr er sich jener Norm näherte, und umgekehrt. Dahin gehört der Camper'sche Gesichtswinkel. Peter Camper zieht eine grade Linie von dem großen Loche des Hinterhauptbeines (die Stelle, wo der Kopf auf dem Halse befestigt ist) durch die Grundfläche des Schädels hindurch bis zu der Wurzel der obern Schneidezähne, und eine zweite Linie von eben dieser Wurzel bis zu der Stirn des Menschen oder des zu untersuchenden Thieres: nun fand er, daß der aus dem Zusammentreffen dieser beiden Linien-entstehende Winkel je spitzer sei, desto stumpfsinniger und bestialischer das Thier, je stumpfer, und je mehr dem rechten Winkel gleichkommend, desto mehr es dem Menschen ähnlich sei, desto mehr dieser selbst Adel und Intelligenz besitze. So haben die Affen einen Gesichtswinkel von fünf und vierzig bis sechszig, der Neger bis zu siebenzig, der Europäer bis zu fünf und siebenzig und sogar fünf und achtzig Grad; die Götter in der Antike dagegen zeigen einen Gesichtswinkel von neunzig Grad, Jupiter, der Erhabenste aller Götter, sogar hundert!

Schon hieraus, wie aus mehrern andern Regeln, die Daubenton, Lavater und Andere entdeckt haben, geht hervor, daß die Schönheit des Gesichtes keinesweges Resultat einer Verabredung, oder einer Laune, eines Nationalgeschmacks sei,

sei, wie man es wohl geglaubt hat. „Fragt, sagt Voltaire, einen Frosch über seinen Begriff von Schönheit: er wird Euch sein Weibchen mit den Glotzaugen und der glänzenden Haut als *non plus ultra* hinstellen!“ Der Neger findet die Negerin, die junge Chinesin ihren Geliebten wunderschön. Alle aber haben von ihrem Standpunkt aus ganz Recht. Es giebt eine individuelle Vollkommenheit, eine Schönheit, in allen Thier- und Menschenklassen, und jedes Thier, jeder Mensch aus den verschiedenen Rassen werden schön sein vor ihres Gleichen, je mehr sie sich vor diesen dem Ideale ihrer Gattung nähern. Da aber der Mensch das erste und vollkommenste aller Thiere ist, so wird er um so menschlicher und schöner sein, je mehr er das Thierische in seinem Aeußern abgestreift hat, je mehr er sich durch Form und Inneres als Musterbild der thierischen Schöpfung characterisirt. Darauf nun beziehen sich alle jene oben berührten Regeln, darauf vorzüglich die Schönheit des Gesichtes.

Wie wahr jene Bemerkungen seien, das sehen wir auch noch, wenn wir sie auf die verschiedenen Menschenrassen anwenden, bei denen wir die physische Schönheit und den Maaßstab ihrer Intelligenz danach so ziemlich genau bestimmen können.

1) Die weiße Menschenrasse, welche, die Lappländer ausgenommen, alle europäischen Nationen, die Araber, die Perser, die Hindus umfaßt, hat einen Gesichtswinkel von fünf und achtzig bis neunzig Grad; in dieser Rasse finden wir die Genies, die die Welt erleuchtet haben; sie hat sich zum höchsten Grade der Civilisation aufgeschwungen, sie ist die geistreichste, die unterrichtetste, die unternehmendste von Allen.

2) In der Mongolischen Rasse beträgt der Gesichtswinkel etwa nur achtzig Grad; die Völker derselben nähern sich uns am meisten durch ihre Civilisation, aber sie sind stationnair in ihrer Ausbildung, wie dafür ja namentlich die Chinesen und Japaner längst berühmt sind.

3) Die Malayische Rasse (Malayen und Caraiben) zeigt fast denselben Gesichtswinkel als die Mongolische; auch ihre Intelligenz ist nur wenig entwickelt.

4) Die Negerrasse war immer gegen die andern Rassen sehr untergeordnet an Geisteskräften, und ist daher auch stets und überall von diesen unterjocht worden. Es zeigt sich auch

in der That sogar noch ein Rest von Thierheit in ihrer Physiognomie, wenn wir ihren hervortretenden Kiefer und die plattgedrückte Stirn berücksichtigen; alle ihre Begierden und Triebe sind mehr auf das Thierische als auf das Geistige gerichtet, und der Hottentotte namentlich unterscheidet sich nur wenig von dem Orang-Utang. Kaum hat sein Gesichtswinkel siebenzig, der des Negers fünf und siebenzig Grad!

Aber nicht allein durch den Gesichtswinkel, sondern auch durch die übrigen, diesen weniger bedingenden Verhältnisse des Gesichtes, unterscheiden sich die verschiedenen Menschenrassen von einander. Die Europäer und die Asiaten von der Caucasischen Rasse bis zum Ganges, haben eine mehr hervorstehende Nase, weniger scharf hervortretende Backenknochen, dünne Lippen und ein mehr ovales Gesicht. Die Mongolisch-Chinesische Rasse hat eine an der Wurzel sehr platt gedrückte Nase, etwas schief stehende Augen, die fein geschlitzt sind, sehr stark hervortretende Backenknochen, spitzes Kinn und breite Nasenlöcher. Weniger scharfe Züge haben die Amerikanischen Caraiben und Malayen; aber ihre platte Stirn sieht man kaum unter einer Wulst von Haaren; ihr Gesicht ist breit und platt, die Augen eng aneinanderstehend, und ihre ganze Physiognomie zeigt etwas Wildes, Ungezügeltes. Bekannter unter uns ist das Negergesicht mit seiner dicken, platten Nase, den großen, aufgeworfenen Lippen, dem hervortretenden Kiefer, den runden Augen, dem kleinen Schädel und dem wolligten Haar.

Diese Rassen-Verschiedenheiten lassen sich noch weiter in gewisse National-Verschiedenheiten des menschlichen Gesichtes verfolgen. Die Juden haben in allen Ländern den ihnen eigenthümlichen physiognomischen Karakter. Die Griechen haben noch bis heute im Allgemeinen ein schönes, edles Gesicht unter sich erhalten. Man erkennt den Italiener am Schnitt seiner Nase, den Spanier an der hohen Stirn, den Deutschen an seinem etwas viereckigt-vierschrötigen Kopfe, den Holländer am runden, dem Engländer am langen Gesichte, den Franzosen an den leichten, beweglichen Zügen u. s. w.

Fragt man sich, woher diese Varietäten, so ist allerdings die Antwort nicht ganz leicht. Vielen Einfluß freilich haben Klima, Sitten, Nahrung, Landesverfassung u. s. w. In den temperirten Ländern findet man die schönsten Gesichter, die angenehmsten Physiognomieen; die brennende Zone entwik-

kelt die Gesichtszüge zu sehr, und macht ein altes Aussehen: in der eisigen Zone findet das Gegentheil statt, und die Gesichter behalten eine kindische Weichheit der Formen. Die Einförmigkeit der Lebensart macht auch die Physiognomie, die nicht von Leidenschaften und Tendenzen und Trieben bewegt wird, eintönig, und man hat glaubwürdig versichert, daß aus dieser Hinsicht, und wegen des meist einförmigen Klima's die Einwohner von Egypten und mehrere wilde, amerikanische Völkerschaften sich alle ähnlich sähen. Welchen Einfluß auf die verschiedene Ausbildung der Physiognomieen hat dagegen die Civilisation und die von ihr erregten und bewegten Sitten und Gebräuche? Darum finden wir auch sogar in großen Städten, wo ein ewig reger Strom von Leidenschaften braust, die Gesichter viel ausdrucksvoller, viel verschiedenartig-bewegter und ausgebildeter, als auf dem platten Lande.

Hinsichtlich auf den wohlgefälligen Ausdruck des Gesichtes unterscheiden wir vorzüglich drei Schattirungen: das niedliche, das schöne und das edle oder majestätische Gesicht. Niedlich ist das Kindergesicht; das Mädchen, der junge Mann nach seiner Blüthenzeit können schön sein, und für den erwachsenen Mann von ausgebildetem Karakter ist das noble, das ehrwürdig-majestätische Gesicht da. Doch sind diese Schattirungen nicht so streng nach Alter und Geschlecht im Leben getrennt. Es giebt niedliche Weiber, ja niedliche Männer und wir kennen alle auch sogar majestätisch-imposante weibliche Physiognomieen. (S. Anmuth, Schönheit.) Beschreiben, wie ein niedliches, ein schönes Gesicht aussehen müsse — das halten wir für überflüssige Arbeit, und wir wünschen dafür lieber, daß jeder unserer Leser, jede unserer Leserinnen ein Ideal davon im Herzen trage, dessen Bild ihm in diesem Augenblicke recht lebhaft vor die Seele treten möge! So müssen wir uns hier auch auf die physiognomischen Fragmente beschränken, die wir bisher in dieser Abhandlung angedeutet haben, und verweisen zu genauerer Entwicklung auf die Artikel: Auge, Haar, Jungfrau, Kinn, Kopf, Lippen, Mädchen, Mann, Nase, Reitze, Stirn, Temperament, Weib u. s. w.

Dagegen scheint es in mehr inniger Beziehung auf unser Thema zu stehen, wenn wir noch einige Worte über die Gesichtsfarbe hinzufügen. Ein schönes rosiges Roth der Wan-

gen, das nicht streng umzirkelt ist, sondern in nicht genau zu bestimmenden Contouren sich im Gesichte verliert, ein lebhaftes Incarnat der Lippen und ein hell leuchtendes Auge, dessen sogenanntes Weißes nicht zu blau gefärbt ist — das ist die Harmonie von Farben, die ein schön colorirtes Gesicht, namentlich bei Weibern, bildet. Man kann ohne Fehl bei solcher Gesichtsfärbung auf eine blühende Gesundheit schließen. Bei Männern haben alle Farben, und so auch die des Gesichtes, einen etwas dunkleren Karakter. Aber wohl würde man fehl schließen, wollte man von einem entgegengesetzten Zustande, von einer ermangelnden Färbung des Gesichtes, eine Krankheit des Körpers vermuthen. Im Gegentheile giebt es gar nicht selten Menschen, Männer wie Frauen, die nie im gesunden und normalen Zustande, eine eigentliche sogenannte Gesichtsfarbe zeigen, und die bei einem blassen Ansehen sich dennoch einer guten und dauerhaften Gesundheit erfreuen. Bei jungen Mädchen freilich ist ein bleiches Gesicht immer verdächtig, und gesellt sich zu diesem bleichen Gesicht noch ein gewisses welkes Ansehen, eine Niedergeschlagenheit des Geistes, so können Eltern und Aerzte dreist versichern, daß das junge Kind — liebeskrank sei, und daß, wenn nicht bei Zeiten körperlich oder geistig eingewirkt wird, die Krankheit entstehen werde, die man Bleichsucht (*pâles couleurs*) nennt, und von der der witzige Boileau einmal sagt:

La fille, qui cause mes pleurs,
Est morte de pâles couleurs
Au plus bel age de sa vie.
Pauvre fille, que je te plains,
De mourir d'une maladie,
Dont il y a tant de Médecins!

Wenn in Italien ein sonst blühendes, junges Mädchen plötzlich anfängt, dahin zu welken, ihre Farbe verliert, unruhig umherschleicht, Kraft und Lust des Lebens verliert, so beunruhigt sich die wohlbewanderte Mutter darüber nicht einmal sehr, und mit dem Trost: *a l'amore!* (sie hat das Liebesfieber) ist auch schon die Hoffnung zu einer baldigen Besserung ausgesprochen; so erzählt Müller in seinen, oben angeführten Briefen.

Daß schon die Römerinnen dem „Liebesfieber" ausgesetzt

waren, dafür zeugt — wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die menschliche Natur sich immer und überall gleich war und ist — dafür also zeugt Ovid:

Palleat omnis amans, color hic est aptus amanti.
Bleich sei Alles, was liebt, denn bleich ist die Farbe der Liebe!

Dieses bleiche Aussehen kann aber einen körperlichen oder einen geistigen Grund haben, die freilich in manchen concreten Fällen in Eins verschmelzen mögen. Denn es kann Gram sein, der die Wangen der Jungfrau bleicht, wenn ihr der Gegenstand entzogen wird, für den ihr ganzes Leben ihr determinirt erscheint, in dessen Liebe ihr ganzes geistiges Leben wie in einem Brennpunkte sich concentrirt, und der durch Unglück aus ihrem Herzen, ihrer Nähe gerissen wird, oder es ist — was sich noch häufiger ereignet — körperliche Ursache, die das bleich-welke Ansehen macht, wenn das ganz und reif entwickelte Frauenzimmer durch zu langes, einsames Leben nicht naturgemäß angeregt wird, und ihre Vitalität eine falsche Tendenz zu nehmen gezwungen ist. Das sind die Fälle von Bleichsüchtigen, mit hysterischen Krämpfen behafteten Mädchen, deren jeder nur etwas erfahrne Leser Mehrere kennt, die man täglich durch eine gesunde Ehe urplötzlich genesen und wieder jung und blühend werden sieht, das sind die Fälle von Weiberkrankheiten, die in einer naturgemäßen Lebensart meist rasche und sichere Heilung finden. — — —

Wie eine blühende Gesichtsfarbe vorzügliches Attribut der Gesundheit und der Jugend ist, so sehen wir sie meistens im Alter verschwinden, wo dann die Weiber oft eine erkünstelte Gesichtsfarbe zu Hülfe nehmen, die aber leider! meist besser die Absicht verräth, als sie ihren Zweck erfüllt. (S. Schminke.)

Griechische Liebe.

S. Knabenliebe.

Gürtel.

Der Theil des Körpers, der über dem Anfang der Hüften liegt, und so genannt, weil er zur Anlage des uralten Kleidungsstückes, des Gürtels diente. Griechen und Römer, wie noch heute alle morgenländische Nationen, mußten sich, bei

ihrer Art sich in lang herabhängende Gewänder zu hüllen, eines Stückes bedienen, das diese Gewänder um den Unterleib zusammenhielt, und so entstand der Gürtel, der bald ein Hauptstück im Luxus orientalischer Tracht wurde. Mit dem symbolischen Gürtel, den man den Grazien gab, vereinigte man den Gedanken der höchsten Liebenswürdigkeit, und selbst Venus lieh ihn sich, um vollendet reitzend dazustehen. Sehr natürlich verband sich bald mit der Idee, daß es der Gürtel war, der die Kleider eng und fest um den Körper zusammenhielte, die zweite, daß er ja auf diese Art einen Schutzwall für die weibliche Keuschheit abgäbe, und wirklich wurde dieser zweite Begriff im Alterthume sehr vorherrschend. Der überkeuschen Diana gab man deshalb sogar zwei Gürtel, und junge, noch nicht mannbare, Mädchen nannte man Ungegürtete, da sie ja noch keines Walls bedurften. Bei dem hochzeitlichen Eintritt in's Ehebette löste der junge griechische Bräutigam seiner Braut, als Zeichen der höchsten, ehelichen Vertraulichkeit, den Gürtel, das heißt, er half ihr sich entkleiden, und dann wurde der jungfräuliche Gürtel einer Göttin geweiht. (S. Brautnacht.) Von jener alter Zeit also schreibt sich die Redensart: den Gürtel lösen, als gleichbedeutend mit: heirathen her, und wird durch jenen Gebrauch leicht erklärlich. Darum haben die Dichter die merkwürdige Veränderung, die mit dem Augenblicke der vollzogenen Ehe im Menschen eintritt, gern an den gelösten Gürtel geknüpft:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei!
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.

Schiller.

Oder nach einem andern großen Dichter:

Der Zauber löst sich auf — wir essen
(Verschlingen oft, und thun nicht wohl daran)
Die süße Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterstands, dem magischen Vergessen

Der Menschheit, werden uns die Augen aufgethan!
So wie die Seele sich dem Leibe
Zu nahe macht — weg ist die Zauberei!
Die Göttin sinkt herab zum — Weibe,
Der Halbgott wird — ein Mann.

Wieland.

Die neuere Zeit, die eine andre Kleidertracht wenigstens in unserm Welttheil entstehen sah, hat also das symbolische Bild aus der alten her beibehalten. Wenn aber die neuern Völker die Idee eines Schutzwalles für die weibliche Keuschheit, die sie im Gürtel versinnlicht gesehen hatten, gar annehmlich fanden, und durch eine andere Kleiderordnung der eigentliche Gürtel doch abgeschafft war, so lag der Gedanke an den Keuschheitsgürtel sehr nahe, der noch heute bei südlich-europäischen Nationen, namentlich bei Italienern und Spaniern existirt, und der gewiß noch eigentlicher ein Schutz und Schirm der weiblichen Keuschheit sein dürfte, als der ächt griechische Gürtel es war. Der letzte Tyrann von Padua, Alexius Carrara, soll der erste Erfinder der sogenannten italienischen Schlösser gewesen sein. Dies sind eben gewisse Leibgürtel, die aber, zum Unterschiede von dem antiken Gürtel, und wie alle diese neuern Keuschheits-Zwinger, auf dem nackten Leibe getragen werden, welche auf verschiedene Art den Zugang zu den weiblichen Sexualorganen verhüten sollen, und deshalb nur eine so kleine Oeffnung lassen, als sie eben zu gewissen natürlichen Verrichtungen hinreicht, eine Oeffnung, die bei Vielen sogar noch mit vielen Spitzen, Stacheln besetzt ist, um dem Satan jeden Weg abzuschneiden! Der Gebrauch derselben soll wirklich noch hier und da in Italien und Spanien verbreitet sein. Ein deutscher Schriftsteller hat folgenden Jungfrauengürtel ernstlich empfohlen, dessen Beschreibung wir bei dieser Gelegenheit mit aufnehmen wollen, falls wir etwa damit irgend Jemanden einen Dienst leisten könnten.

Der Bauchkreis dieses Gürtels besteht aus platt gewundenen, ganz schwachen Stahlfedern, welche mit weichem Leder überzogen, und auf der innern Seite mit Zeug gefüttert werden. Da diese englischen Drathfedern sich etwas weniges ausdehnen, so ist davon bei vollem Magen, Obstructionen und dergleichen Zufällen nicht die geringste Unbequemlichkeit zu

befürchten. Im Rücken dieses Gürtels sind andre Riemen von eben der Materie befestiget, welche sich über dem Hintertheil in ein längliches Oval theilen, unter demselben sogleich wieder zusammenfallen, und in der Gegend der Schaamtheile eine Fassung von einer convexen Platte erhalten, die mit der nöthigen Oeffnung versehen und deren innere Seite mit weichem Zeuge gefüttert ist; diese Platte muß so getrieben sein, daß das Ende auf den Damm kommt. Da wo diese Hohlfassung aufhört, geht ein drei Finger breites Stahlband, von gleicher Beschaffenheit des Bauchkreises, über den Leib bis in die Gegend des Nabels, wo es in den Leibkreis einschließt. Hier wird eine kleine Schnalle angebracht, die man zuziehen kann, und deren eine Seite, gleich wie der Schließhaken an Riemen, einen stählernen Ueberwurf hat, woran ein beliebiges kleines Schlößchen gelegt wird. Da dieser Leibgürtel da seine Stelle erhalten muß, wo die Frauenzimmer die Kleider binden und den Leib ohnehin zusammen pressen, so wird er zugleich den Nutzen haben, die Kleider fest zu halten. Anstatt der Stahldrathfedern kann man auch dünnes elastisches Stahlband nehmen, das von der Gattung der schwachen und sehr biegsamen Federn der kleinen Stubenuhren ist.

Der Verfasser bildet sich auf die Erfindung und Empfehlung dieses Jungfrauengürtels etwas ein; wir aber wiederholen, was wir schon im Artikel: Amulet geäußert haben, daß weder Schloß noch Riegel, noch Amulete noch Infibulation die Moralität eines Weibes ganz zu bewahren im Stande seien, und wir rufen Wehe! über die, bei welchen es der Anwendung solcher Mittel bedarf! (Vergl. Infibulation, Keuschheit.)

H.

Haar.

Eine der Hauptzierden der menschlichen Gestalt ist das Haar, denn es ist ein ihm eigenthümliches Attribut, es ist eins von jenen Unterscheidungszeichen, die uns auch physisch von den Thieren trennen. Darum giebt auch der Mensch überall und zu allen Zeiten viel auf sein Haar, und künstliche Frisuren nehmen vielleicht die ersten Blätter in der Geschichte der Moden ein. Im Homerischen Hymnus an Hermes

wird schon erzählt, daß die Mören Mehl in's Haar streuten, und Salomon's Leibwache streute sich schon, wie die vornehmen Jüdinnen damaliger Zeit, Goldpulver in die Haare! So giebt es (s. Frisur) denn auch kein, wenn noch so wildes Volk, das nicht seine eigenthümlichen Gebräuche zur Behandlung und respektiven Verschönerung des Haars hätte. Eben auch, weil das Haar eine so schöne, menschliche Zierde ist, hat es überall bei den Dichtern der Liebe eine so große Rolle gespielt, daß die Annalen der erotischen Poesie angefüllt sind mit Lobreden und exaltirten Herzensergießungen über die Schönheit der Haare.

Die Haare nehmen den größten Theil des Schädels ein und heißen hier: das Haupthaar; von dieser Parthie der Haare ist hier vorzüglich die Rede, da das Vorkommen von Haaren an andern Stellen des Körpers zum Theil schon sonst in diesem Werke erwähnt ist, (s. z. B. Entwicklungsjahre) zum Theil aber auch gar nicht zu unserm Zweck gehört. Die Anzahl der Haupthaare ist ungemein verschieden. Bei dem Einen stehen sie in überreicher Menge dick und eng an einander, und dies ist besonders bei kräftigen Individuen, bei dunklerem Teint und Haar der Fall; bei andern sind sie dünn und weitläuftig, und widerstreben hartnäckig den tausend Mitteln, die man von dem einfachen Rindermark an bis zu dem jetzt so beliebten Macassar-Oel leider! so vergeblich an sie verschwendet. Denn es mag hier erwähnt sein, daß von allen Kunstmitteln, die man ausposaunt und empfohlen hat, den Haarwuchs zu befördern, oder ganz zu bewirken, wo das Haar verloren ging, es kein Einziges giebt, welches erprobt und radical brauchbar und wirksam sei! Die Erzeugung oder auch nur die Wiedererzeugung der Haare ist keinesweges in unsrer Gewalt; eben so wenig als es ganz in unsrer Macht steht, Haare da ganz auszurotten, wo sie normalmäßig nicht hingehören. Es kommt nämlich nicht selten vor, daß, besonders bei Brünetten, sich um die Oberlippe, auch wohl die Backen entlang, ein dünner Haarwuchs zeigt, der deutlich die Rudimente eines männlichen Bartes verräth; auch wohl an andern Stellen des weiblichen Körpers am Nacken, auf den Armen, den Schenkeln u. s. w. zeigen sich zuweilen Haare, wo man sie grade nicht sucht und willkommen heißt. Verschiedene Zeiten und Sitten haben sogar den Haarwuchs da zu beschränken und zu

vertilgen gesucht, wo wir, die heutigen Europäer, nach den Gesetzen der Physiologie ihn sehr gern sehen: so versichern Juvenal, Persius und andre alte satyrische Dichter, daß die griechischen und römischen Damen:

Ne laissaient point d'ombrage
à leurs secrets appas —

(weswegen man auch an weiblichen, nackten Antiken keine Spur von Leibhaar findet). Für alle solche Fälle haben Aeltere und Neuere die sogenannte *Epilatoria* ersonnen, Mittel, um das Haar zu vertilgen, und besonders sind es die Orientalen, Egyptier, Chinesen, Perser, Araber, deren Toiletten-Annalen reich sind an dergleichen Recepten. Man hat dazu die schärfsten, beizendsten Sachen angewandt, z. B. Kalk, Arsenik u. dgl. aber — wie gesagt, wo einmal die eigensinnige Natur Haare hingepflanzt hat, da pflegt sie sich in der Regel eben so wenig durch Rusma oder Nuret (zwei der beliebtesten orientalischen Epilatoria) stören zu lassen, als sie sich umgekehrt durch Maccassar-Oel u. dgl. zur Beförderung des Haarwuchses anreitzen läßt, wenn sie nun einmal eine kahle Stelle haben will. — Wir hoffen, daß unsre Leserinnen uns einen kleinen Dank wissen werden für diese Digression.

Um noch einen Augenblick bei der Kahlheit stehen zu bleiben, so ist es sehr auffallend, daß die Männer das traurige Vorrecht vor den Weibern haben, eine sogenannte Glatze, d. h. einen kahlen Fleck auf dem Hinterkopfe, der mit der Zeit größer wird, und meist zuletzt einen Kahlkopf veranlaßt, bekommen zu können, denn nie hat ein Weib eine Glatze. Mit Unrecht schreibt man eine solche Glatze, besonders bei jungen Männern, einem frühern etwas ungezügelten Leben zu, denn dies ist durchaus nicht immer der Fall, wenn gleich eine sehr schwächende Lebensart, wie auch schwächende Krankheiten, z. B. langwierige Nervenfieber, oft das Ausfallen der Haare befördern. Andre Männer bekommen aber eine Glatze, ohne daß irgend eine Ursache auszumitteln wäre; zuweilen sind anhaltende Anstrengungen und Arbeiten des Kopfes der Grund, zuweilen ist der Kahlkopf erblich. Weit seltner als Männer verlieren Weiber die Haare, und bei ihnen sind dann meist lange Krankheiten, wiederhohlte Wochenbetten, oder ähnliche schwächende Potenzen vorhergegangen.

Die Haare wachsen zu einer bestimmten Länge, nicht darüber hinaus, aber diese Länge ist individuell sehr verschieden. Nicht selten reicht das weibliche Kopfhaar bis auf den Gürtel, ja bis zu den Knieen, und auch der männliche Bart kann zu einer großen Länge anwachsen. (S. Bart.) Gewöhnlich haben glatte, wenig lockigte Haare mehr Länge, als andre, und die wolligten Haare der Neger bleiben ganz kurz.

Farbe, Form und Beschaffenheit der Haare sind sehr verschieden, je nach den verschiedenen Ländern, Klimaten und Breitengraden, und sie tragen daher mit bei, die verschiedenen Menschenrassen zu bezeichnen.

Die Haare der europäischen Rasse sind im Allgemeinen lang, rund, mehr oder weniger dünn, und hauptsächlich schwarz, blond oder roth gefärbt, das letztere seltner. Dabei bemerkt man, daß im Norden das blonde Haar, im Süden das schwarze vorherrscht, und man findet im Allgemeinen eben so wenig blonde Spanier und Italiener, als man ganz schwarz behaarte Engländer oder Schweden trifft.

Die Haare der zweiten Rasse, die den hohen Norden der beiden Continente bewohnt, sind schwarz, platt, dick, kurz und hart.

Die dritte Rasse, deren Hauptsitz Mittel-Asien ist, hat lange, dünne, schwarze Haare. Die vierte Rasse, die den mittlern Theil von Afrika bewohnt, die Negerrasse, hat schwarze, feine, wolligte, kurze, krause Haare, und die fünfte Rasse endlich, die die Ureinwohner von Amerika bilden, zeichnet sich aus durch lange, dicke, starke Haare.

Was die oft untersuchte Farbe des Haars betrifft, so scheint es nach Vauquelin's Experimenten darüber gewiß, daß es ein eigenthümliches Oel sei, welches die Hauptursache der Färbung hergiebt, daß aber auch Nebenbedingungen da sind, z. B. der größere oder geringere chemische Gehalt von Eisen oder Schwefel in den Haaren, welche auf die Schattirung der Farben des Haars einen großen Einfluß haben. Was die graue und weiße Färbung des Haares betrifft, die sich allmählig oder mit dem Alter einstellt, so glaubt Vauquelin, daß sie vom Aufhören der Secretion des färbenden Princips abhängt. Dies müßte aber dann in den seltenen Fällen noch einmal wieder erzeugt werden, wenn graue oder weiße Haare wieder eine Farbe bekommen, was allerdings zuweilen vorge-

kommen ist. *Dr.* Slave aus Belfort war achtzig Jahr alt, und seine Haare längst durchaus weiß, als sie mit einemmale wieder dunkelbraun wurden, was sie auch bis zu dem Tode des Doctors blieben, der in dessen hundertsten Lebensjahre erfolgte. Eine Engländerin, Susanna Edmond, sah zu fünf und neunzig Jahren ihre weißen Haare wieder schwarz, und zu einhundert und fünf Jahren zum zweitenmale weiß werden, worauf sie dann bald starb. Ein einhundert und sechsjähriger Greis in Wien bekam wieder schwarze Haare. Bei einem Schotten, der zu hundert und zehn Jahren starb, waren die Haare einige Jahre vor seinem Tode wieder blond geworden. Umgekehrt werden auch dunklere Haare plötzlich und zuweilen in einer Nacht weiß, wie folgende Geschichte beweist: Im Jahr 1781 brachte ein junger vier und zwanzigjähriger französischer Officier am *Cap français* die Nacht mit einer Mulattin zu, und gab sich ohne Maaß dem Vergnügen der Liebe hin. Gegen Morgen bekam er heftige Krämpfe, und sein Bart und Kopfhaar, früher schön braun, wurden, sonderbarerweise, aber nur auf der rechten Körperhälfte, weiß, und blieben es später auch! (Vgl. Frisur, Perrücke.)

Hagestolz.

Das „Conversations-Lexicon" giebt unter den vielen Meinungen, die man über die Etymologie dieses Namens hat, folgende als wahrscheinlichste an: Haga hieß in der alten deutschen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber so viel, als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste Sohn den Hof seines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlasses. Weil aber die Familien gern beisammen blieben, so erbauten sich die Brüder an dem Hofe des Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen: Hagestolze. Da sie aber wegen Mangel an Gütern meist im ehelosen Stande lebten, so gab man nach und nach allen ehelosen Männern diesen Namen. —

Welche unnatürliche Einflüsse mußten auf den Menschen einwirken, um in ihm den allermächtigsten Trieb zu unterdrücken, den Trieb zur ehelichen Vereinigung mit einem Individuum des andern Geschlechtes, einen Drang, der überall mit dem eigentlichen Geschlechtstriebe gleichen Schritt hält!

Der Mensch, der den Trieb zur Geselligkeit, zum Familienleben fühlt, sobald er überhaupt nur fühlen lernt, lebt einsam und verlassen, ohne Liebe und Pflege ein trauriges Leben fort! Mächtig gewiß müssen die Gründe sein, die ihn zum Cölibat veranlassen, und sie sind es auch. Eine wichtige Veranlassung gab vordem, und giebt noch heute in apostolischen Ländern das religiöse Gesetz, gegen welches natürlich überall keine weitere Appellation statt finden kann! — Ein zweiter, mächtiger Grund liegt in den Verhältnissen unsrer Civilisation; wie heut zu Tage unsre Kultur vorgeschritten, unser geselliges Leben eingerichtet, und mit seiner Ausbildung die Zahl der Bedürfnisse angewachsen ist, gehört freilich eine nicht Jedem zugängliche Quelle äußerer Hülfsmittel dazu, um Weib und Kind unterhalten zu können, und leider! macht dieser Grund, dem wir, wie wir oben gezeigt haben, zum Theil die ganze Entstehung des Hagestolziates verdanken, dem doch aber unter gewissen Bedingungen leicht abzuhelfen wäre, alljährlich immer mehr Hagestolze, je mehr eben die Civilisation immer noch fortschreitet. Er war es auch, der Kant zum ehelosen Stande bewog, dem wir folgende geistreiche Antwort verdanken, welche das ganze Verhältniß dieser Klasse von Hagestolzen trefflich ausdrückt. Als man Kant nämlich im spätern Alter fragte, warum er unverheirathet geblieben sei, antwortete er:

> Als ich eine Frau brauchen konnte, konnte ich noch keine ernähren: als ich sie aber ernähren konnte, konnte ich keine mehr brauchen.

Andre Männer bilden eine dritte Klasse von Hagestolzen; einige unangenehme Erfahrungen haben sie gegen die Weiber eingenommen — sie nennen sie eine Lügenbrut — ein Ottergezücht — haben einmal für allemal „Haß allen Weibern!" geschworen, und ihr ewiges Motto ist:

> Jemand der sich verheirathet, ist mit einem Tropf zu vergleichen, der die Hand in einen Sack steckt, um einen Aal herauszuziehen, der allein darin ist, unter hundert Schlangen. Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß er eine Schlange herausziehen wird.
>
> Thomas Morus.

Es giebt viertens auch Männer, denen es nur an festem Willen und Bestand fehlt, um ein Weib zu nehmen. Sie scheuen die Opfer, die die Ehe allerdings verlangt, haben zu wenig Liebe und Treue, um ihr Ich an eine und nur Eine Frau zu fesseln, und ziehen es vor, ihre „Freiheit" zu bewahren, an welche man solche Männer ewig appelliren hört, um heute mit der Blonden, morgen mit der Braunen zu scherzen. Leider! ist diese Klasse nicht gering, und mit der fortschreitenden Sittenlosigkeit droht sie sich alljährlich zu vergrößern; auch ist es ganz besonders gegen solche Männer, gegen welche verschiedene Staaten Strafgesetze des Coelibats aufgestellt haben, wie die Römer eigentlich schon eines hatten, in so fern sie von Hagestolzen eine Taxe (*aes uxorium*) nahmen, und wie am ganzen Rhein lange das sogenannte Hagestolzenrecht bestand, dem zufolge ein Theil des Vermögens eines Hagestolzen, wenn er nach erreichtem funfzigsten Jahre als solcher starb, an den Staat vererbte. — Sollen wir endlich noch der unglücklichen Männer erwähnen, die in einem gezwungenen Coelibat leben, weil eine unheilbare Krankheit ihnen ein eheliches Verhältniß unmöglich macht?

Wir haben bereits in den Abhandlungen Ehe und Enthaltsamkeit auf mehrere Folgen hingedeutet, die ein Leben mit sich führt, das nicht durch die Genüsse der ehelichen Liebe gewürzt wird.

Sich als Hagestolz, allein in's Grab zu schleifen,
Das hat noch keinem wohlgethan.

Göthe.

Andre Folgen bleiben uns hier zu entwickeln, besonders in so fern diese Folgen den Staat, die Volkswohlfahrt betreffen. Männer, die nicht durch religiöses Gesetz oder Krankheit an das Coelibat gebunden sind, werden meistens große Anhänger einer luxuriösen Lebensart; genöthigt, um jeden Preis ihre physischen Begierden zu befriedigen, daher wenig scrupulös in der Wahl ihrer Liebe, werden sie hauptsächlich Träger und Verbreiter der ekelhaften unästhetischen Krankheit, von der Göthe einmal sehr ästhetisch sagt:

— Ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht!

Wenn nun vollends Kinder aus den unerlaubten Verbindungen von Hagestolzen hervorgehen, was ist meistens das Loos dieser unglücklichen Bastarde? Wer hat große Städte durchreist, sich nach diesen Verhältnissen umgesehen, und — nicht geschaudert? Uebrigens ist es auch eine andre Erfahrung, daß unter hundert männlichen Hagestolzen nur etwa zehn fruchtbar bleiben, die Unfruchtbarkeit unverheirathet bleibender Weiber aber ist sogar noch viel größer. Wenn man nun die Zahl der Kinder, die im Durchschnitt in einer Ehe erzeugt werden, auf vier festsetzt, so kann man berechnen, daß in einem Zeitraum von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren — dem gewöhnlichen Zeitraum der weiblichen Fruchtbarkeit — hundert Hagestolze die Gesellschaft um dreihundert und sechszig bis vierhundert Bürger gebracht haben werden! Die Entfernung der Männer vom weiblichen Geschlechte, die oft im späten Alter noch durch die Liebe zur Bequemlichkeit und zur Pflege besiegt wird, bringt endlich auch noch oft die späten Ehen zu Stande, die, abgerechnet davon, daß sie oft unfruchtbar bleiben, noch durch die Schwäche der Nachkommenschaft und durch die größere Gefahr der Entbindung bei bejahrten Frauen, die sie herbeiführen, dem Staate keinesweges gleichgültig sind. (S. Ehe.)

Wahrscheinlich ist es auch das losgebundne Leben der Hagestolzen, deren Gemüth nicht durch die heiligsten Interessen des Menschen, Gatten- und Kinderliebe, geläutert ist, und die durch diese Interessen also auch nicht wie Ehemänner an den Staat und ein bürgerliches Leben gefesselt sind, wahrscheinlich ist es diese Lebensart, die bei der Erfahrung in Anschlag zu bringen ist, daß unter den Verbrechern überall und immer unverhältnißmäßig mehr Hagestolze waren als Ehemänner. „Man schlage die Kriminalprotocolle auf, sagt Voltaire, und man wird finden, daß immer unter hundert Aufgehängten neun und neunzig Unverehelichte auf Einen einzigen Bürger und Hausvater kamen." —

Und nun nur noch ein Wort über die weiblichen Hagestolzen, die sogenannten alten Jungfern.

Mit diesem Spottnamen benennt man bekanntlich solche bedauernswerthe Frauènzimmer, die den Zweck ihres Daseins dadurch verfehlt haben, daß sie sich in jüngern Jahren nicht zu dem Ehestande entschlossen. Jedes Zwecklose, jede verfehlte Richtung erweckt gewöhnlich den Spott der Mitmenschen, und in so fern Jemand die Schuld dieser verfehlten Richtung in sich trägt, verdient er auch in der That diesen Spott. Aber wohl nur die geringere Zahl der sogenannten „alten Jungfern" ist an ihrem Jungfernstande Schuld, und auch unter dieser Anzahl ist wieder ein großer Theil, der eher das innigste Mitgefühl und die größte Achtung, als neckenden Spott verdient, wir meinen die Mädchen, die mit moralischer Selbstüberwindung jede Ehe aufgegeben haben, weil einst der geliebte Gegenstand durch Politik oder Unglücksfälle von ihnen getrennt wurde, und sie das Andenken an ihn nicht in einem gleichgültigen Ehebette verwischen wollen. Die meisten, bejahrten, unverheiratheten Frauenzimmer aber hätten zu ihrer Zeit nur zu gern zu Hymens Fahnen geschworen, hätte nicht die Macht der Verhältnisse sie daran gehindert, enrolirt zu werden. Ja sie würden noch heut dazu schwören, denn

> sie haben Fleisch und Blut, wie andre Schönen —
> **Wieland.**

aber die „*jours de fête*" sind vorüber! Je lebhafter indeß das Bewußtsein des verfehlten Lebenszweckes in ihnen wird, je mehr sie ahnden, was sie entbehrt haben, desto lebhafter wird auch in ihnen der Drang, das Versäumte wo möglich noch nachzuholen, und dieser Drang drückt sich in allen Zügen, Mienen und Bewegungen der „alten Jungfern" so sonderbar, so grell aus, daß ihr ganzes Wesen eben jenen Anstrich erhält, den man sich bei dieser Benennung zu denken gewohnt ist.

> Sie schmunzeln, wie alte Jungfern, die sich mahlen lassen wollen,

sagt der witzige Lichtenberg, und wer kennte nicht dies Schmunzeln, dies Schönthun, dies Kokettiren mit Reitzen, deren längst entschwundenes Dasein nur noch schlecht zu verbergende Trümmer beweisen! Man blicke nur auf Hogarth's alte Jungfer in seinem „Morgen!" Wie dies Geschöpf sich bitterlich ergrimmt über den herzstärkenden Frühstücksgenuß,

den sich ihre jungen Nachbarn verschaffen, so ist es gewöhnlich der ärgerliche Karakter der „alten Jungfern," daß sie neidisch auf die genießende Jugend zurückblicken. Es ist noch dies ein interessanter Zug in der weiblichen Psychologie, daß dergleichen Frauenzimmer meist damit enden, eifrige Betschwestern zu werden, und selten wird man fehlschließen, wenn man bei solchen alten Betschwestern den verfehlteu Zweck, von dem wir sprachen, als Motiv ihres Treibens aufstellt. (Vergl. Ehe, Enthaltsamkeit, Geschlechtstrieb.)

Hahnrei.

Still! über gewisse Dinge in der Welt muß man leicht hinwegschlüpfen — — darum hier nur eine scherzhafte Apologie der Hahnreischaft von einem ältern erotischen französischen Dichter:

La paix du ménage.

Nous connaissons en mariage
Un moyen sur pour être heureux:
C'est que l'épouse soit volage,
Et que l'époux ferme les yeux.
S'il est, dans la ville
Quelqu' époux tranquille,
C'est toujours, j'en suis convaincu,
C'est un cocu, c'est un cocu!

Lorsqu'une femme est infidèle
Elle est douce comme un mouton;
Si par hasard elle est cruelle
Au logis c'est un vrai démon
D'une femme sage
Un diable est l'image:
Mieux vaudrait, j'en suis convaincu
Être cocu, être cocu.

Quel est le mortel sur la terre
Accablé de biens et d'honneurs,
A qui tout le monde veut plaire,
Et que l'on comble de faveurs?

Celui qu'au passage
Partout on engage?
C'est toujours, j'en suis convaincu,
C'est un cocu, c'est un cocu.

Ce mal, dont un jaloux enrage,
Est un bien du ciel descendu;
Il apporte dans le ménage
La paix, qui vaut bien la vertu.
Oui, le cocuage
C'est le choix du sage,
Et pour en être convaincus,
Soyons cocus, soyons cocus!

Hals.

Eine der schönsten Zierden eines wohlgebildeten, menschlichen Körpers! Wie es überhaupt eine auffallende, nicht leicht erklärliche Erscheinung ist, daß der Hals mit dem Geschlechtssystem in sehr naher Beziehung steht, was wir in dieser Abhandlung vorzüglich berücksichtigen wollen, so ergiebt sich schon daraus die große Verschiedenheit des männlichen und des weiblichen Halses. Beim Manne ist der Hals im Allgemeinen kürzer, dicker, fleischigter, die Muskeln schärfer hervortretend, der sogenannte Adamsapfel, nämlich der Kehlkopf, mehr hervortretend, und in seinen Formen deutlicher sichtlich nnd fühlbar, die Stimme tiefer und kräftiger, beim Weibe dagegen ist der Hals schlanker und zarter, mehr rund, ohne zu sehr hervortretende Erhabenheiten, und die Stimme dünner und heller. Aus eben jenem Grunde gehört auch der Hals zu den Theilen, die sich erst ganz in den Entwicklungsjahren ausbilden, da früher der kindliche Hals in beiden Geschlechtern sich ähnlich ist.

Schon die Alten kannten sehr gut diese Beziehung des Halses zu dem Sexual-Systeme, wie wir es erstens einmal an ihren Statuen deutlich wahrnehmen. Ihre Künstler haben überall gewiß nicht den zügellosen Messalinen den kleinen, runden zarten Hals der Lucrezien und Virginien gegeben, und nie wird man den thätigen und mäßigen Julius Cäsar oder den strengen Cato mit dem untersetzten Fetthals eines Vitellius und Lucullus abgebildet finden. Mehr aber

noch beweist die Bekanntschaft der Alten mit jenem Erfahrungssatz von der Sympathie zwischen Hals und Geschlechtsorganen eines ihrer Prüfungsmittel der Jungfrauschaft. (S. diesen Artikel.) Bei den Römern nämlich herrschte die Gewohnheit, daß, wenn sich ein Mädchen verheirathete, seine Amme oder eine andre Frau demselben, in Gegenwart aller Anwesenden die Dicke des Halses mit einem Faden maß. Am folgenden Tage ging die Matrone mit den Anverwandten in das Zimmer der jungen Eheleute, und untersuchte ob der Faden noch das Maaß des Halses hatte, und wenn er zu kurz war, so rief sie freudig aus: „Meine Tochter ist Frau geworden." Darauf bezieht sich Catull's:

Non illam nutrix, orienti luce revisens,
Hesterno collum poterit circumdare filo.

Jener wird nicht, wenn früh am Morgen sie forschet, die Amme,
Heute das Hälschen noch mit dem gestrigen Faden umspannen.

Auf dieses Zeichen spielt auch Göthe an in einem der köstlichen „Epigramme aus Venedig:"

Ah! mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind, still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt, sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen.
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sei nur ruhig, es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

Musitanus, ein italienischer Arzt, versichert, daß er das Experiment mit dem Faden mehr als tausendmal angestellt, und daß es ihn nie getrogen habe. Allein wir haben dennoch keinen Grund an die Untrüglichkeit dieses Criteriums zur Ermittelung der Jungfrauschaft zu glauben, denn viele andre Umstände können in der Zeit, die zwischen dem ersten und dem wiederholten Messen des Halses liegt, diesen anschwellen, ohne daß die Moralität der Dame gelitten zu haben braucht. (Vgl. Jungfrauschaft.)

Halstuch.

Ein kleiner Theil unsrer Bekleidung, der für die Mode eben so wesentlich ist, als für die Gesundheit. Die Alten kannten diese theils lächerliche, theils (unter gewissen Bedingungen) schädliche Tracht nicht, und sie trugen den Hals frei. Freilich bedienten sich die Römer eines wollenen oder seidnen Tuches *(focale)* um den freien Hals gegen die Kälte zu schützen, aber man legte dieses Tuch nicht öffentlich an, wenn man nicht krank war, in welchem Fall man dieser Weichlichkeit wegen wohl entschuldigt wurde; sonst trug der stolze Römer den Hals nackt, und wickelte ihn höchstens bei schlechtem Wetter in die Toga. Noch heute giebt es ganze Völker, wie Polen, viele orientalische Nationen, auch Calmucken, Tartaren u. s. w. die stets einen entblößten Hals haben. In Frankreich und Spanien aber trug man schon im Mittelalter nicht mehr den nackten Hals frei, sondern umgab ihn mit den Halskrausen, deren Form und Stoffe schon damals einem wechselnden Modegeschmack unterworfen waren. Im Jahr 1660 endlich sah man in Frankreich ein Regiment von Croaten, bei welchem die Soldaten ein wollenes, die Officiere ein seidenes Tuch um den Hals trugen. Diese Tracht war neu und auffallend, und bald war die *Croate* (woraus nachher *Cravatte* wurde) Modetracht und allgemein eingeführt. Seitdem hat man das Halstuch nach tausend Arten geknüpft, gebunden, gewickelt, gefärbt, und es ist in unsrer Zeit, wie gesagt, ein wichtiger Artikel des männlichen Kleiderluxus geworden. Heut klein und eng um den Hals anliegend, um einem furchtbar großen Hemdenkragen und einem breiten, gestreiften Jabot Raum zu geben, ist es morgen ein ungeheures Stück Musselin, das warm und dick um den Hals liegt, (schädliche Blutcongestionen zum Kopfe befördert!) und den Hals fast eben so unförmlich dick macht, als der Kopf ist. Heut ein Schleifchen, morgen ein großer Knoten, übermorgen ein einfach übereinander gelegtes, mit einer Agraffe, einer Busennadel festgehaltenes Tuch! Hat doch ein Engländer eine eigene Schrift geschrieben: „über die Kunst, das Halstuch zu falten und umzulegen!"

Frauen haben nur in den seltenen Fällen Halstücher angelegt, wenn Krankheit sie vorübergehend zwang, den Hals

mehr als gewöhnlich zu schützen, oder auf längere Zeit, wenn ein Kropf oder ein andres unheilbares Halsübel ihrer Schönheit im Wege stand. Behüte uns nur der Himmel vor einer allgemeinern Mode von Halstüchern bei Frauen, die uns des Vollgenusses des Anblicks eines der schönsten Theile des weiblichen Körpers berauben würde!

Wir meinen hier freilich nicht jenen Theil der weiblichen Bekleidung, der auch wohl Halstuch, aber eigentlicher und schicklicher Busentuch genannt wird und über welches Tuch wir durchaus kein Anathem aussprechen wollen, da es, nächst einem der Zeichen weiblicher Verschämtheit und Sittsamkeit zugleich in vielen Fällen ein der Gesundheit gewiß recht zuträgliches Bekleidungsstück ist, obgleich freilich die neuern Zeiten und Moden Stoffe zu erfinden gewußt haben, die schon Wieland

gewebte Luft

nannte, und die wohl eben so wenig der Sittsamkeit als der Gesundheit förderlich sind.

Hand.

Diesem wichtigen Theile seines Körpers verdankt der Mensch seine Geschicklichkeit in allen Künsten, ihm zum großen Theil seine Superiorität über alle Thiere, wie dies schon Anaxagoras behauptet hat. Aristoteles und Galen nennen die menschliche Hand das Instrument der Instrumente, und der erstere Philosoph behauptet gar, der Mensch beherrsche die thierische Schöpfung nur eben deshalb, weil er mit Händen versehen sei. Aber was würden uns die Hände nützen, hätten wir nicht ein Gehirn und Vernunft, die Hände zu regieren? Haben nicht Blödsinnige und Affen auch Hände? und doch haben weder Blödsinnige noch Affen der Menschheit durch ihre Geschicklichkeit wesentliche Dienste geleistet.

Aber wir wollen hier keine Dissertation über die Vorzüge, den Nutzen der Hand schreiben, wo es uns nur vergönnt bleibt, die Beziehung dieses wesentlichen Gliedes zur menschlichen Schönheit und eben deshalb seine Wichtigkeit für die Freuden der Liebe auseinander zu setzen.

Sit longa manus —
Lang sei die Hand

so verlangt es der Kenner Nevisan, indem er die Reitze (s. diesen Artikel) der weiblichen Schönheit analysirt, und — er hat Recht. Freilich muß die Hand nicht eine ungebührliche, unverhältnißmäßige Länge haben, aber auch eine zu kurze, dicke, gedrungene Hand ist nicht schön: die Finger müssen lang gestreckt, der Rücken der Hand weich gepolstert, an den Gelenken der Finger kleine Grübchen eingedrückt, die Nägel angenehm gebogen, und schön fleischroth gefärbt sein — so ist eine schöne weibliche Hand, so muß sie sein, wenn der männliche Beschauer sich jeden Augenblick zu einem Handkuß aufgelegt fühlen soll, der etwas mehr als bloßer Respekt, als ein hergebrachtes Compliment bedeutet.

Indem sie der Hauptsitz des Tastsinnes ist, wird die Hand ein hochwichtiges Instrument in der Maschinerie der Sinnenliebe. Das Tasten und Betasten nämlich macht sehr stark aufgelegt zu den Genüssen der Sinnlichkeit, und die Natur zeigt auch, daß die mit Händen versehenen Geschöpfe, wie Affen und Menschen, sehr wollüstig sind. Die Hand spielt also eine sehr große Rolle in dem Lustspiele der Sinnenliebe, und man mag wohl dem Abbé in Paris, der in der Oper vertraulich neben einer allerliebsten Schönen in der Loge saß, nicht ganz ohne Grund zugerufen haben:

Haussez les mains, Monsieur l'Abbé —

Yorik.

da man nicht sehr genau wußte, wo er eigentlich seine rechte Hand hatte. „Bin ich doch doppelt beglückt," ruft Göthe in den schon mehreremale citirten, mit südlicher Gluth gedichteten, römischen Elegieen,

Bin ich doch doppelt beglückt, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab!
Dann versteh' ich den Marmor erst recht, ich denk' und vergleiche
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand!

Und ein andermal gesteht er!

Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt —

Wenn auf diese Art, und auf tausend andre Weisen, die die Leser uns nicht zumuthen werden, ihnen herzuerzählen oder gar zu erfinden, die Hand ein wichtiges Organ ist für die erlaubten Freuden der Liebe, so hat auf der andern Seite die ausschweifende Phantasie des Menschen dies Organ auch schnöde zu misbrauchen gewußt, indem sie es zur Ausübung eines Lasters benutzen lernte, über das der Sittenbeobachter mit einer Thräne des Mitleids im Auge gern einen dichten Schleier zieht!

Haut.

Wir haben, wenn wir die Leser nicht mit Wiederholungen ermüden wollen, hier nur wenig zu sagen. Auch die Haut als Sitz des Tastsinns als ein Organ, was durch und durch mit feinen Nerven durchwebt ist, ist ein wichtiges Reitzmittel für Erweckung sinnlicher Triebe, und Jeder weiß, wie das sogenannte Kitzeln immer wollüstige Empfindungen erregt. Wäre es nicht endlich hier an der rechten Stelle ein Wort über den thierischen Magnetismus zu reden? Gewiß beruht eine seiner hauptsächlichsten Wirkungen auf der Sympathie der durch das Streichen aufgeregten Hautnerven mit den Sexualorganen des Weibes, eine Sympathie, die durch viele physiologische und pathologische Erfahrungen unwiderruflich bewiesen ist. Daher sehen wir den Magnetismus so ganz vorzüglich bei jungen (oder auch ältern) hysterischen Weibern und Mädchen wirken, daher ist der Magnetismus eine so angenehme, gern gesehene Kurmethode gewesen, (— gewesen, denn er fängt ja Gottlob! immer mehr und mehr an, aus der Mode zu kommen!) darum endlich hat der Magnetismus so häufig unwiderlegbare, lebende Beweise jener Sympathie des Haut-Nervenkitzels mit den Sexualorganen geliefert! Der Mensch, der seine Haut nackt trägt, wo also alle Reitze viel unmittelbarer anf dies Organ einwirken, als auf die mit Wolle, Haaren, Schuppen oder Federn bedeckte Haut der Thiere, der Mensch mit seiner

nackten, empfindlichern Haut ist auch das wollüstigste aller Geschöpfe. So haben wir auch schon in diesem Werke gesehen, daß Krankheiten der Haut, die sie immer in einem krankhaft-gereitzten Zustande erhalten, sehr oft ganz ungewöhnlich zu den Genüssen der Sinnlichkeit aufregen, wie ja auch die Erfindung und die Wirkung der Geißelungen (s. diesen Artikel) der orientalischen Bäder, (s. Bad) u. s. w., auf jener Sympathie beruhte.

Betrachten wir die Haut als excrementielles Organ, so haben wir ja bereits in den Abhandlungen: Ausdünstung und Geruch gesehen, wie bedeutend die Transpiration der Haut in Hinsicht auf das Thema der Geschlechtsgenüsse wird. Hier daher nur die Bemerkung, daß Menschen mit blonder Haut gewöhnlich weniger viel, und eine weniger concentrirte Ausdünstung transpiriren, als Menschen mit einer dunklern Hautfarbe. Ueberhaupt hat die Farbe der Haut, der sogenannte Teint, bedeutenden Einfluß auf die Physiologie und — die Psychologie des Menschen. (Vgl. Blond, Brünette, Gesicht, Haar.) Ein recht schöner Teint, d. h. bekanntlich eine möglichst weiße Farbe einer zarten, weichen, nicht durch Narben oder Flecke entstellten Haut, wobei die Incarnatstellen lebhaft roth gefärbt sind, bedeutet meist sanguinische, lebenslustige, lebendige, leicht zu erregende Gemüther, die jeden Eindruck eben so rasch aufnehmen, als — vergessen, schwache, zarte, empfindsame Seelchen, während der dunklere Teint, der mehr den Männern und südlichern Völkern eigenthümlich ist, eine robustere Natur von Körper und Gemüth karakterisirt, einen feurigern, leidenschaftlichen, cholerischen Menschen. Jeder Teint hat seine Liebhaber, und wir müssen es dem individuellen Geschmack überlassen zu entscheiden, welcher Hautfarbe der Parisapfel der Schönheit gebühre. Findet doch der Neger sein schwarzes Liebchen ungemein reitzend, und malt den Satan weiß!

Hemde.

Es wird von den Schriftstellern des achten Jahrhunderts als eine merkwürdige Seltenheit erwähnt, daß die heilige

Segoline ein leinenes Hemd getragen habe. Ja im funfzehnten Jahrhundert noch trug die Gemahlin Karls VII. die ersten leinenen Hemden, und sie war damals die einzige Person in Frankreich, die einen Reichthum von — zwei Hemden besaß. Zu Jacobs I. Zeit gingen in England nur Gräfinnen im Hemde zu Bette; in frühern Zeiten war es also ganz gewöhnlich, nackt in's Bette zu gehen, und in dem alten Romane: *Gérard de Nevers* kann eine Alte, die einem jungen Frauenzimmer beim Auskleiden hilft, nicht von ihrem Erstaunen zurückkommen, daß das Mädchen mit einem Hemde in's Bett steigt! Als Lancelot vom See bei einer Dame, die in ihn verliebt war, die Nacht zubringen mußte, that er es im Hemde, um die Treue gegen die Dame seines Herzens nicht zu verletzen. Von jenen Zeiten her schreibt sich das altfranzösische Sprichwort: *ses promesses ressemblent à celles d'une mariée, qui entrerait au lit en chemise*, das heißt seine Versprechungen sind schwer zu halten, unausführbar, lächerlich, wie eine Braut, die im Hemde das Ehebett besteigen wollte. Wir wissen Alle, daß später das Hemde, als es allgemeine Tracht wurde, diese schützende Kraft nicht mehr behielt! Weniger bekannt aber ist die Geschichte eines gewissen, sehr kaltblütig-altväterischen Fürsten, der ein eigenes, oben und unten fest zugeknöpftes, Hemde trug, das nur die nothwendigen Oeffnungen hatte, damit aller sinnlicher, außerordentlicher Genuß vom heiligen Geschäfte der Zeugung entfernt würde. Er rief zu Zeiten dann seiner Gemahlin zu: *Nature veut opérer, entrez, Madame, dans la chambre à conception!!* —

Hermaphrodit.

S. Zwitter.

Hetäre.

S. Freudenmädchen.

Hochzeit.

Das Fest der ehelichen Verbindung eines Brautpaares. Wir haben in einem frühern Artikel gezeigt, wie alle, selbst die uncultivirtesten Nationen, durch festliche Gebräuche und Ceremonien diesen Tag heiligten, (s. Entjungferung) und wir haben dort auch die Gründe anzugeben versucht, die den menschlichen Geist überall und immer zur Weihe, zur festlichen Feier dieses Tages bestimmen mußten. Die Griechen, die Alles so zart idealisirten, für Alles eine Gottheit hatten, hatten auch für die Hochzeit ihre göttlichen Vorstände im Jupiter, in der Juno, Venus und Minerva, denen auch noch die Parzen und Grazien zugesellt wurden: alle ihre Hochzeitsgebräuche entsprachen dem sinnigen, zarten, verfeinerten Karakter, den wir noch heute an ihnen bewundern, und der noch immer der spätesten Nachwelt als Ideal voranleuchtet. Am Tage vor der Hochzeit opferte man, um zunächst die Götter sich für das wichtige Fest geneigt zu machen; nächst den Opferthieren brachten auch die Verlobten eine Locke vom Hauptharr, gleichsam einen Theil ihres Selbst, zum Opfer dar. Am Tage des Hochzeitfestes schmückten Braut und Bräutigam sich mit bunten Gewändern; Kränze von Blumen und Kräutern, die der Venus heilig waren, fruchtbringender Sesam und Mohn zierten ihr Haupt. Dann holte nun der Bräutigam die Braut aus dem Hause ihrer Eltern Abends beim Glanze der Fackeln in das Seinige ab, bald auf einem künstlichen Wagen, oder auch bisweilen zu Fuße. Die Schamhaftigkeit des keuschen Mädchens zu schonen, wählte man hierzu das Dunkel des Abends. — In der Mitte des Wagens saß die Braut, zu ihrer Rechten der künftige Gemahl, zur Linken einer ihrer vertrautesten Freunde, Parochus, der Brautführer, genannt. — Einem Wittwer war diese Heimführung nicht vergönnt; an seiner Stelle mußte es einer seiner besten Freunde verrichten.

Dem Wagen voraus ging ein Zug von Fackelträgern, die von Flöten-, Zitterspielern, von Sängern und Tänzern begleitet waren. Auch die Anverwandten der Verlobten, die Bedientinnen der Braut vergrößerten dies feierliche Geleite.

Die Braut selbst trug ein irdenes Gefäß, worin man Gerste zu rösten pflegte; ein Mädchen trug ein Sieb, noch

andre einen Rocken, eine Spindel und dergleichen; eine schöne Anspielung auf die Beförderung des häuslichen Wohlstandes durch die Gattin, und auf die Pflicht, die häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Diese Heimholung und das darauf folgende festliche Mahl wurden als die Bestätigung der Hochzeit angesehen. — Die Rhodier hatten den besondern Gebrauch, die Braut mit einem Herolde abholen zu lassen, auch von den Fürsten, welche um die Penelope freiten, wird gesagt, daß sie in ihrem Gefolge Herolde hatten.

Die Thürpfosten des Hauses, in welches die Braut geführt wurde, waren bekränzt. Mit Feigen und andern Früchten wurde das Brautpaar beim Eintritt überschüttet, als Vorbedeutung des künftigen Ueberflusses. Auch verbrannte man die Achse des Wagens, damit der Braut nie einfallen möchte, in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Nun folgte das hochzeitliche Gastgebot, wodurch man theils den Göttern der Ehe die schuldige Ehrfurcht unter feierlicher Anrufung erweisen, theils die Heirath in Gegenwart der geladenen Verwandten als Zeugen öffentlich bekannt machen, und Vergnügen und Freude genießen wollte. Hohe Pracht und Feierlichkeit herrschten bei dem Hochzeitsmahle. Braut und Bräutigam saßen bekränzt oben an, das ganze Haus war reichlich und festlich geziert, und alle Gäste legten ihren besten Schmuck an. Leier und Lied würzten die Freude des Gastmahles, und unter den vielen Hymnen, die aus den griechischen Dichtern noch bekannt sind, besingen mehrere das Glück der Liebe zweier Neuvereinten. Bei den Römern war Juno die große Ehestifterin, und so wie sie unter den Göttinnen, als Gemahlin des obersten Gottes, vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Namen der jochenden Juno (*Juno juga*) erhielt. Man brachte ihr am Hochzeitstage ein zweijähriges Schaaf zum Opfer, und während man ihr opferte, zertheilte man zu gleicher Zeit das Haar der Braut in sechs Locken mit der eisernen Spitze einer Lanze, welche davon den Namen *Hasta coelebaris* hatte. Vielleicht wollte man dadurch auf den Raub der Sabinerinnen oder auf die Erzeugung tapferer Söhne anspielen. Hierauf legte die Braut

ihren hochzeitlichen Schmuck an, und begab sich auf den Schooß ihrer Mutter oder einer nahen Anverwandtin, welche Mutterstelle bei ihr vertrat. Ihre in der Zeit der Jungfrauschaft getragene verbrämte Toga weihete sie der jungfräulichen Glücksgöttin, das goldne Gehänge und andere Spielwerke der Venus oder den schützenden Hausgöttern. Als Braut legte sie nun ein unverbrämtes Gewand an; ihr Haupt zierte eine doppelte Kopfbinde, mit welcher die sechs Locken oder Zöpfe vom Nacken auf den Scheitel gebunden wurden; auf diesen Haarschmuck wurde der Brautkranz gesetzt, wozu die Braut selbst die Blumen und die Kräuter gepflückt hatte. Zu den übrigen Stücken der Brautkleidung gehört vorzüglich der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als Symbol der jungfräulichen Unschuld. Er war von weißer Wolle, durfte noch nie gebraucht sein, und war mit einem Herkulesknoten, einer Art Schleife, geschürzt, den der Bräutigam in der hochzeitlichen Kammer lösete. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und dieses zu entblößen, war nur allein dem Bräutigam erlaubt. Saß nun die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf dem Schooße ihrer Mutter oder Verwandtin, so überraschte sie der Bräutigam wie von ungefähr, und führte sie, wie man die Sabinerinnen geraubt hatte, aus den Armen ihrer Mutter. Nun begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams. Sie geschah in der Abenddämmerung beim Glanze der Fackeln. Zwei Jünglinge, Paranymphi genannt, deren Aeltern noch am Leben waren, führten die Braut, ein dritter oder mehrere, je nachdem die Hochzeit mehr oder weniger prunkreich sein sollte, trugen Fakkeln voraus. Hinter der Braut folgte ein Knabe mit ihrem Schmuckkästchen, die Mägde derselben mit ihren geschmückten Spindeln und Rocken, und Verwandten und Freunde der Braut, mit reichlichen Geschenken beladen, beschlossen mit Leier- und Flötenspielern den fröhlich-festlichen Zug. Es war der Braut nicht erlaubt, die Thürschwelle des Hauses ihres Bräutigams zu betreten, und die Brautführer trugen sie darüber hinweg; vorher schmückte sie aber die Pfosten der Thüre mit wollenen Bändern und salbte sie mit Wolfsfett, während sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück erflehte. Hierauf, oder auch schon vor dem Hause, wurde sie nach ihrem Namen gefragt. Statt ihres wirklichen Namens

mußte sie mit einer von der Königin Tanaquil oder Caja herstammenden Formel antworten: *Si tu Cajus, ego Caja,* oder sie rief aus: *Ubi tu Cajus, ego Caja.* Damit nahm sie gleichsam von den Rechten einer Hausfrau Besitz. In eben der Absicht brachte man ihr nun auch die Schlüssel des Hauses, die zum Weinkeller ausgenommen, ingleichen Feuer und Wasser; jetzt trat sie auf ein ausgebreitetes Schaafsfell, um sich an die den römischen Frauenzimmern so wichtige häusliche Beschäftigung, die Verarbeitung der Wolle, zu erinnern. Vor dem Hochzeitschmaus verbrannten die Verwandten der Neuvermählten mit großer Sorgfalt die Fackeln, welche man bei der Heimholung gebraucht hatte, weil man glaubte, es könne damit großes Unglück geschehen.

Nun rief man den Hochzeitsgott Thalassius an, und setzte sich unter freudeverkündender Musik zur Tafel, worauf auch bei den Römern Hochzeitsgesänge den Frohsinn bis zur glücklichsten Nacht wach erhielten.

So feierten die gebildetsten Völker des Alterthums das Fest der Hochzeit. In unsern modernen Zeiten hat das Christenthum, das alle menschliche Freude mehr idealisirte, und auf das Höhere anwies, auch die Hochzeitsgebräuche sehr vereinfacht. Wenn wir Tänze und Gastmähler noch abrechnen dürfen, als Freudenfeste, die fast jede neuere Feier begleiten, und also der Hochzeit durchaus nicht eigenthümlich sind, so bleiben als karakteristisch für diese nur unsre, sehr einfachen, religiösen Gebräuche, da der Christ, das Sacrament der Ehe im Auge habend, seinem Gotte heiligst und feierlichst verspricht, die Pflichten und Würde der Ehe vom Augenblick ihres Beginnens an treu zu erkennen, und einige wenige symbolische Ceremonien, die sich erhalten haben, wozu vorzüglich der Gebrauch des Brautkranzes und das Wechseln der Ringe gehört, und über welche Ceremonien vielleicht der Leser hier gern eine Belehrung finden dürfte.

Die Entstehung des Ringes verliert sich in's tiefste Alterthum, und schon Egypter und Hebräer bedienten sich seiner in den früheſten Zeiten. Aus Egypten erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens, wo er dann auch zu den Römern kam. In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren Anfangs nur

eine Auszeichnung derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen bezeichneten sie den Karakter der Senatoren und des Ritterstandes. Die Damen fingen bald an, silberne Ringe zu tragen. Später, nach Vernichtung des Gesetzes, welches ihnen Gold zu tragen verbot, gab es eine Zeit in Rom, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenke links und rechts seinen Ring hatte. Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Pettschaft zu sein. Und in dieser Beziehung ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung, als unverbrüchlich, hiermit so gut wie untersiegelt sei. Diese Bedeutung hatte er bei den Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Anhänger dieses neuen Glaubens behielten den Ring nicht allein zum Unterpfande der Verlobung bei, wozu er vordem blos diente, sondern sie flochten ihn auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung nochmals vor den Augen der Gemeine zu bestätigen. Die Brautringe wurden nämlich, als das öffentliche Eheverlöbniß in der Kirche vor dem Priester, und zwar kurz vorher, ehe die eheliche Trauung geschah, von dem Geistlichen eingesegnet, und den Verlobten an die Finger gesteckt. Zuerst brachte der Priester den geweiheten Ring der Braut an den Finger des Bräutigams, unter den Worten: im Namen Gottes des Vaters; hierauf zog er den Ring wieder ab, und steckte ihn an den andern Finger, mit den Worten: und des Sohnes; dann steckt er ihn endlich an den dritten Finger, unter den Worten: und des heiligen Geistes. An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei allen Völkern gleich. Die Juden hatten ihn an der Rechten: Griechen und Römer trugen ihn am vierten Finger, weil man, wie Isidor bemerkt, wissen wollte, daß dieser Finger eine Ader habe, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. (Nicht genauer als alle Andre!) Den Ring aber am Mittelfinger zu

tragen, wurde für unsittlich gehalten und vermieden. Martene erzählt, die christlichen Bräute hätten den Ring an der linken Hand tragen müssen, weil nur der Bischof ihn, als Zeichen einer vollkommnen Keuschheit, an der rechten trüge.

Poetisch schön erklärt Schiller in der Maria Stuart die symbolische Bedeutung des Brautringes, indem er Elisabeth sagen läßt:

Der Ring macht Ehen,
Und Ringe sind's, die eine Kette bilden.

Der Kranz war in der frühesten Vorzeit schon ein Symbol von sehr verschiedenen Begriffen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit die älteste Idee der Völker zu sein scheint. Daher dachten sie sich zuerst ihre Gottheiten bekränzt. Janus führte die Kronen zuerst in Italien ein. Apollo trug eine Krone von Lorbeeren. Die Pandora wurde zuerst von den Grazien mit einer Krone geschmückt. Pallas trug eine Krone von Oelzweigen, Venus eine von Rosen, Isis und Ceres trugen sie von Kornähren. Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone überging. Die älteste Erwähnung eines königlichen Kranzes ist die des hebräischen Geschichtschreibers Mose, da, wo er die Schicksale des frommen Joseph erzählt, den der Souverän von Aegypten durch ein Diadem als ersten Minister dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude wurden sie endlich bei jeder Gelegenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich, das Opferthier, Priester und Altar, der Gottheit zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze, und der Dichter Preis für den besten Lobgesang auf einen gefeierten Helden in den öffentlichen Spielen ward — ein Kranz. Besonders aber vervielfältigte sich der Gebrauch der Kränze bei fröhlichen Mahlen und in den Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur die Pokale wurden bekränzt, sondern sogar jeder Gast zwei-dreifach. Liebende behingen Nachts vor der Thür ihrer Schönen die Pfosten mit Kränzen. Braut und Bräutigam trugen Kränze, als Symbol der Vollendung, und auch

dem Gotte Hymenäus zu Ehren. Wurde die Neuverheirathete Mutter, so ward das Haus mit Kränzen, als mit Freudenzeichen geschmückt, wobei man den drolligten Unterschied machte, daß man bei neugebornen Knaben einen Kranz von Oelzweigen, bei Mädchen aber nur einen Kranz von — Linnen flocht!

Lange sträubten sich die ältern Christen, die Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitskränze und andre für ein Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. Tertullian predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sei, sich leichtsinnig, blos zum Spiel und Scherz, mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Christus bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, die Bedenklichkeit verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß der heilige Chrysostomus die Brautkrone als ein Zeichen des Siegs erklärte, welchen die Unschuld der beiden jungfräulichen Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen davon getragen habe; und Gregor von Nazianz rieth den Hochzeitvätern, ihren Töchtern am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen. Somit ward diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreuten Blumen standen, den gesegneten Kelch, und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diakonus verlas die Formel der Collekte, worauf der Priester, nach verrichtetem Gebet, ihnen feierlich im Namen des Vaters ꝛc. den Kranz aufsetzte, der vorher gleichsam durch heilige Formeln geweiht war.

Der Kranz ward also auch bei den Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes; als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens und Trophäe besiegter Anfechtung für jedes junge Paar, erhielt er seine alte Bedeutung wieder, was ihm von heidnischer Religionssymbolik anklebte, wurde abgestreift, und so blieb er

bis

bis heut ein Schmuck für die bräutliche Jugend, die am Ziel ihrer Wünsche steht. Kränze bei einer zweiten Ehe sind nie häufig gewesen. In der griechischen Kirche, wo doch noch der Gebrauch herrscht, auch das zum zweitenmale vor den Altar tretende Paar zu krönen, wird die Krone nicht auf das Haupt, sondern auf die Schultern geheftet.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort über eine andre Sitte, die mit unsren heutigen Hochzeitsgebräuchen noch zusammenhängt, wir meinen die empörende Sitte des sogenannten *Lendemain*. Gewiß ist sie ein Vermächtniß der frühesten und rohesten Uncultur, und es ist schmachvoll, daß sie, wenn auch freilich geläutert, noch immer fortbesteht. Wir haben gesehen, daß bei den alten Hebräern, und bei vielen wilden Völkern noch heute, am Morgen nach der Brautnacht Verwandte und Freunde des jungen Paars sich mit sorgsamer Neugier und ängstlicher Genauigkeit nach den Resultaten der vergangenen Nacht erkundigten, ja daß oft wo möglich sichtbare Trophäen des errungenen Sieges vorgezeigt werden mußten. Bei den Römern maßen die Angehörigen der Braut den Hals vor und nach der Brautnacht, (s. Hals) und das Maaß sollte sie unterrichten ob die Ehe auch wirklich consommirt zu nennen sei. Jeder Gebildete ist empört über Gebräuche dieser Art; aber — sind wir mit unserm *Lendemain* besser daran? Ist es nicht eine Barbarei, daß am Morgen nach der glücklichsten Nacht Verwandte und Hochzeitgäste und Muhmen und Klatschschwestern das noch verschämte, schüchtern-erröthende junge Weibchen mit Besuchen, unbescheidenen Anspielungen, neugierigen Fragen, ekelhaften Späßen, rohen Allusionen bestürmen, um herauszubekommen, wie die Glückliche geschlafen habe, da sie doch eigentlich nur hören wollen, daß sie — gar nicht geschlafen habe? Ja wohl, es ist ein Fortschritt in der Cultur, daß jetzt in den gebildeten Städten Deutschlands die jungen Ehepaare aus den höhern civilisirten Ständen anfangen, durch eine kleine Reise am Morgen nach der Hochzeit sich jener lästigen Sitte des *Lendemain* zu entziehen!

Hosen.

Schon die Babylonier trugen lange Hosen, die bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertraten. Als die Römer vor Cäsars Consulat in das südliche Gallien kamen, nannten

sie einen Theil von diesem Lande, wegen der auffallenden Hosentracht: *Gallia braccata*, denn bei ihnen waren Hosen vor dem vierten Jahrhundert durchaus nicht üblich. Nur schwächliche oder kranke Männer durften sich die Schenkel mit Binden umwickeln, die aber später gebräuchlicher wurden, und den Uebergang zu den eigentlichen Beinkleidern machten. Bei den Franzosen erreichten die Hosen unter Franz I. noch nicht die Knie. Während der Regierung Karls IX. waren sie sehr aufgeputzt, und hatten eine äußerst unanständige Form. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden die Hosen sehr weit getragen, und zwar über's Knie, wo sie mit Bändern in zierlichen Schleifen zusammengebunden wurden. Die Pluderhosen oder Pumphosen haben eine Zeit lang ein in der Geschichte der Moden vielleicht einziges Aufsehen erregt. Musculus, Osiander und Andere haben in eifrigen Schriften dagegen getobt, und Churfürst Joachim II. von Brandenburg verbot sie sogar, und ließ sie einem Stutzer, den er damit sah, aufschneiden, worauf einige Scheffel Kleie, zur Freude der Anwesenden, herausfielen. Musculus sagt, daß die Pluderhosen bei Einigen aus Stücken Tuch von zweihundert Ellen bestanden, und es ist wohl begreiflich, wie in einer so einfachen Zeit ein so nichtsnutziger Aufwand förmlich von Staatswegen verboten werden konnte. Aber auch die langen Pantalons, die bis auf bie Knöchel gingen, hatten im Jahr 1453 das Unglück, in Altenburg verboten zu werden, wo verordnet ward: „daß, wer für einen ehrbaren Mann angesehen sein wolle, sich deren fortan nicht mehr bedienen sollte."

Der *Dr.* Faust — nicht der fabelhafte, sondern ein wackerer, bekannter, populärer Arzt — hat eine Schrift herausgegeben, betitelt: „Wie der Geschlechtstrieb des Menschen in Ordnung zu bringen, und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen." Sein Vorschlag die Welt zu verbessern besteht — nicht in einer Verbesserung der Volkserziehung, nicht in einer Reform der politischen Verfassungen, nicht in einer gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums, nicht in einer Reduction der öffentlichen Sitten auf eine patriarchalische Einfachheit zurück — nein! in der dringenden Empfehlung: fortan keine Hosen mehr zu tragen! Auch nach diesem Schriftsteller ist oft die Streitfrage verhandelt worden, ob die Beinkleidertracht nicht wirklich die freie Entwicklung der Sexualor-

gane hindre, und ob die Hosen nicht den Grund abgäben, daß die Rassen sich verschlechterten und die Bevölkerung abnähme? Es dürfte also hier ganz am Orte sein, die Sache zu untersuchen.

Vor allen Dingen dürfen wir dabei nicht vergessen, daß wir weder Ostiaken noch Samojeden sind, die mit ihren Hosen schlafen. Hätten unsre Beinkleider auch einen Nachtheil, so würde diesen jede Nacht immer wieder ausgleichen. Man behauptet freilich, die Völker, welche ganz nackt gehen, wie die Africaner, oder jene, die sehr wenige Gewänder tragen, wie alle Orientalen, wären *in puncto* der Männlichkeit besser dran, als wir behoste Europäer. Doch ist dies wohl ein Irrthum, der darauf beruht, daß in jenen Ländern die Sexualtheile von Natur und erblich eine größere Ausdehnung erhalten. Wenn man gesagt hat, die Bergschotten, die, wie bekannt, eine eigenthümlich-freie Bekleidung der Schenkel tragen, hätten die gewöhnlichen militärischen Hosen nicht tragen können, als sie in den Kriegsdienst traten, sondern man hätte ihnen ganz eigne Beinkleider machen lassen müssen, so sehr hätten ihre Sexualtheile bei jener freien Nationaltracht zugenommen, so ist dies wohl nur scherzweise angeführt worden. Griechen und Römer, die nie solche Beinkleider trugen, als wir es heutigen Tages thun, können sich nicht rühmen, uns an Männlichkeit übertroffen zu haben. Keine ihrer Statuen zeigt an dem bewußten Orte eine bedeutende Superiorität über unsre heutigen Körper, ja vielleicht findet man eher noch das Gegentheil. Was Rebelais sagt: *du monstrueux paquet des moines sans culotte* seiner Zeit, ist nichts als ein schmutziges Mährchen. Denn, ausgenommen einige immer wieder vorübergehende Moden in Dimension und Form der Beinkleider, kann man behaupten, daß dieses Kleidungsstück den Theilen, die es verhüllt und umschließt, eher nützlich als schädlich ist. Sie finden dadurch ein Hinderniß herunterzusinken, Schutz vor äußern Schädlichkeiten, und sie erhalten dadurch eine Temperatur, die ihren Functionen ganz günstig ist.

Nichtsdestoweniger kommen jene „vorübergehende Moden in Dimension und Form der Beinkleider" bei unsrem Fragepuncte doch in Betracht. Sind sie um den Unterleib so eng anschmiegend, daß sie die Gegend der Leisten drücken, so können sie allerdings die freie Entwicklung der Sexualorgane hin-

dern. Hosen wie die, die ein berühmter Pariser Komiker in einer beliebten Posse von seinem Schneider verlangt, wenn er sagt: *Je vous déclare, que si je peux y entrer, je ne la prends pas* — — oder wie die für den Floh bestellten in Göthe's Faust:

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir auf's Genauste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen —

— solche enge Beinkleider haben allerdings den doppelten Nachtheil, daß sie den freien Blutumlauf hindern, und die Geschlechtsorgane drücken und pressen. Auch Beinkleider von zu wärmenden, erhitzenden Stoffen, von reitzenden, juckenden Zeugen taugen nichts, denn sie erhalten eine zu große Temperatur um jene Organe und sie erregen ihre Sensibilität unaufhörlich. Besonders schädlich sind Hosen mit einem zu engen Gürtel, vorzüglich wenn dieser bis auf die Brust heraufreicht, wo er bekanntlich das Athmen sehr genirt. Der Stoff, aus dem die Beinkleider gefertigt werden, muß möglichst elastisch sein, damit er alle Bewegungen erlaubt. — Tuch ist der vorzüglichste Stoff, der aber nicht auf dem nackten Leibe getragen werden muß — eben deswegen, und aus den schon angeführten Gründen darf das Beinkleid nicht zu eng, es muß aber auf der andern Seite auch nicht zu weit sein, damit es eben auch jene Theile unterstützt und gehörig suspendirt, und der Hosenträger, mit dem die Beinkleider am besten gehalten werden, muß sich nicht über der Brust kreutzen und möglichst elastisch sein.

Auch Frauen tragen bekanntlich häufig Beinkleider; hier sind sie reines diätetisches Mittel, das wir approbiren müssen, wenn nur die Dame sich nicht gar zu früh daran gewöhnt, und wo möglich in früherer Zeit nur linnene oder baumwollene Beinkleider trägt. Ein pikanter, französischer Schriftsteller, der viel den Armeen gefolgt ist, und von diesem unsrem Thema spricht, erzählt bei dieser Gelegenheit folgendes Anekdötchen: *Dans la campagne de l'an VIII les religieuses d'un couvent isolè en Baviére, effrayées à l'approche de notre armée, se firent à la hâte chacune une culotte particulière, mais dont la sage retenue des Français*

fit bientôt reconnaitre l'inutilité à ces timides et respectables filles! —

Hüften.

So nennt man die beiden Seitentheile des Beckens am Körper. Bei den Weibern ist dieser Theil gewöhnlich sehr hervortretend, weil seine Unterlage, das knöcherne Becken beim Weibe breiter ist, als beim Manne, ein Umstand, der ein verkleidetes Weib augenblicklich vor dem Kennerblicke von Manne unterscheiden läßt. Das Mehr- oder Weniger-Hervortreten der Hüften ist es besonders, was die sogenannte Taille ausmacht; (S. Wuchs) sie müssen in angenehmer Wellenlinie sich herausbiegen, nicht insektenartig-eckigt hervorspringen, wie es durch die Corset-Mode des neunziger Jahre so geschmacklos erzwungen wurde. Mephistopheles hält es für einen Hauptvorzug des ärztlichen Berufs, daß der Arzt einen freien Zugang zu den „Siebensachen hat, um die ein Andrer viele Jahre streicht." —

Ihr faßt sie um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, ob fest geschnürt sie sei.

J.

Infibulation.

Die Infibulation oder das Ringeln der Geschlechtstheile war ein im Alterthume sehr allgemein gebräuchliches Mittel zur Bewahrung der Keuschheit in beiden Geschlechtern. Die Operation kam aus dem Morgenlande zu den Griechen, und von da gegen das Ende der Republik auch nach Rom, wo aber nur das männliche Geschlecht infibulirt wurde. Die Männer der südlichen und östlichen leidenschaftlichen Völker, die so sehr zur Eifersucht geneigt sind, so dringend nach dem möglichst-höchsten sinnlichen Genusse verlangen, glaubten unter jeder Bedingung die Jungfrauschaft und mit ihr die Keuschheit ihrer weiblichen Jugend zu erhalten suchen, und mit dem Körper auch die Seele fesseln zu müssen, und ihre Knaben infibulirten sie, um unerlaubte oder zu frühzeitige Genüsse zu verhindern. Das Infibuliren ist noch heut zu Tage bei dem weiblichen Geschlechte üblich, und man bedient sich in Ansehung der Form,

aber nicht des Zwecks, der fast immer derselbe ist, drei verschiedener Methoden. Sobald ein Mädchen in Aethiopien geboren wird, vereinigt man die Ränder der Zeugungsglieder; man nähet sie zusammen, nicht mit einem unverbrennlichen Faden, wie einige Reisende vorgeben, sondern mit einem bloßen seidenen Schnürchen, und läßt dabei nur so viel Oeffnung, als das natürliche Bedürfniß erfordert. Es läßt sich leicht vorstellen, wie viel Schmerzen eine solche, an einem so empfindlichen Orte gemachte Nath, den Opfern einer so grausamen Operation verursachen müsse. Die durch die Kunst verbundenen Theile wachsen endlich zusammen, und gegen das zweite Jahr ist nichts mehr davon zu sehen, als eine Narbe. Der Vater eines solchen Kindes glaubt eine Jungfrau zu besitzen, und verkauft sie dafür dem Meistbietenden. Einige Tage vor der Hochzeit eröffnet man wieder die verschlossenen Theile durch einen so tiefen Einschnitt, daß die durch die Nath entstandene Verbindung aufgelöset wird. Diese Art von Infibulation ist auch in Pegu üblich. Linschot sah ein solches Frauenzimmer und sprach den Wundarzt, der diese Operation verrichtet hatte. Sie ist die abscheulichste und grausamste unter allen Arten, und ist mehr erdacht worden, um sich der Jungfrauschaft der Mädchen, als der Treue der Weiber zu versichern.

Bei andern asiatischen und afrikanischen Nationen, steckt man durch die Ränder der weiblichen Organe einen Ring, welcher bei den Mädchen so gefaßt ist, daß er nicht anders als durch Feilen oder mit einer Scheere wieder hinweggenommen werden kann. Man durchsticht die Fleischtheile mit einem spitzigen Instrument, steckt sodann die Enden des Rings durch die Löcher und löthete sie mit einem glühenden Eisen zusammen. Bei den Weibern befindet sich an dem metallenen Ring, statt des Löthens ein Schlößchen, wozu der Mann den Schlüssel hat. Dieses Instrument vertritt bei ihm die Stelle des Serails und der Verschnittenen, welche so viel Aufwand erfordern und in Asien so theuer sind, daß nur große und reiche Herren das Vorrecht genießen können, Sklaven durch andere Sklaven bewachen zu lassen. Die niedrige Volksklasse bedient sich daher nur dieser Ringe. Die dritte Art zu infibuliren, obgleich nicht so blutig und schmerzhaft, ist dessenungeachtet noch ein schrecklicher Ueberrest der Barbarei. Sie besteht darin, daß man den Frauen einen von eisernen

Drath gesponnenen Gürtel anlegt, der über den Hüften mittelst eines aus beweglichen Reifen zusammengesetzten Schlosses befestiget wird; auf diesen Reifen oder Zirkelscheiben ist eine bestimmte Anzahl von Karakteren eingegraben, unter welchen nur eine einzige Combination möglich ist, wenn die Feder am Schloß zugedrückt werden soll, und diese Verknüpfung ist das heilig bewahrte Geheimniß des Mannes.

Bei den heutigen Italienern sollen noch verschiedene Gattungen von diesen letztern Instrumenten im Gebrauch sein, deren man sich im alten Rom selbst zur Zeit der verdorbensten Sitten nicht bediente. Die alten Römer infibulirten weder die Weiber noch die Mädchen, sondern nur die Knaben. Man verehrte das schwächste Geschlecht, und wollte lieber das stärkste und unternehmendste bändigen. Man wußte, daß die Schaam der Weiber keine Folge des Zwangs sein konnte, und daß, wenn man ihnen die Freiheit raubte, man sie zugleich von einer mit der Sklaverei unverträglichen Tugend lossprechen müsse. Wenn unsre deutschen Vestalinnen am Altare das Gelübde der Keuschheit schwören, so mögen sie vielleicht geneigt sein, es zu halten; sobald man sie aber in Zellen verschließt, raubt man ihnen das ganze Verdienst der Enthaltsamkeit. Man achtet sie folglich für unfähig, das zu erfüllen, was sie so feierlich gelobt haben. Man sollte sie entweder nicht einsperren, oder von ihnen kein Gelübde verlangen, das in einem Gefängnisse oder bei Sklaven unnütz wird. — Die römischen Vestalinnen genossen eben die Freiheit, wie die andern Frauenzimmer in Rom. Hätte man sie in ein Kloster verwiesen, so würden sie aufgehört haben, Jungfrauen zu sein.

Der Arzt Celsus beschreibt die Methode, nach welcher die römischen Knaben infibulirt wurden, sehr genau, ohne jedoch zu bemerken, wie man den Ring zugelöthet hat, welches dabei eines der schwierigsten Dinge ist. Andere Schriftsteller bezeugen, daß in Rom diese Art der Infibulation sehr gebräuchlich war, sowohl bei jungen Leuten, die man in öffentliche Schulen schickte, als auch bei Schauspielern und Sängern, welche, wenn sie sich den Aufsehern der Schauspiele verkauften, sich dieser Operation unterwerfen mußten; die ausgelassenen Römerinnen pflegten sie aber oft durch Geld zur Auflösung zu verführen. —

Winkelmann hat zwei Kupferstiche von kleinen erzenen

Statuen geliefert, welche in dem Cabinette des Cardinalscollegium aufbehalten werden. Sie stellen infibulirte römische Musiker vor, und sind wegen der Größe des angelegten Rings, und der übermäßigen Hagerkeit ihres Körpers merkwürdig.

Der Stolz der griechischen Mönche, die sich einer fast eben so strengen übertriebenen Buße unterwerfen, als die Fakiren und Bonzen, ist um so größer, als der Ring ungeheuer ist, mit dem sie infibulirt sind. Man findet welche unter ihnen, die unsinnig genug sind, einen Ring von sechs Zollen im Umfang, und ein Viertelpfund am Gewicht, zu tragen! Grausameres konnte der Fanatismus wohl nichts erfinden!

Unter den türkischen Mönchen, Kalendern, Derwischen und Santons sind viele mit diesem Zeichen der Keuschheit geschmückt, ob sie gleich beschnitten sind. Der Pöbel beurtheilt die Heiligkeit dieser Elenden nach ihrem Rosenkranze und nach der Größe des Ringes.

Die Alten hatten noch eine andre Art von Infibulation, die mit einer Röhre geschahe, in die man das männliche Organ steckte, und welche mit einem Gurt zugebunden wurde.

Bei den Wilden der neuen Welt herrscht der Gebrauch, das Glied so sehr sie können einzuziehen, und über den vordern Theil ein Band von Rinde zu binden, so daß die Kraft des aufrichtenden Muskels ganz unterdrückt wird.

Paw meint, daß dieses Mittel von den Südamerikanern erdacht worden, um ihrer gänzlichen Entvölkerung vorzubeugen, und daß sie, um den Fehler ihrer Organisation zu verbessern, mit weniger Gefahr eben das thaten, was die Weiber, wie Vespuz sagt, mit giftigen Insekten zu bewerkstelligen suchten, wobei vielleicht eine physische Schwäche der Männer und eine unnatürliche Wollust der Weiber, und eine dieser nicht genügende Disproportion der männlichen Organe zum Grunde gelegen hätte. — Merkwürdig ist es, daß man bei keinem einzigen Volke in der ganzen neuen Welt Spuren von Weiber-Infibulation und solche vorzüglich im südlichen Amerika bei dem männlichen Geschlechte findet. —

Man hat in neuern Zeiten Beispiele, daß die Infibulation auch unter uns als ein Mittel gegen die Selbstbefleckung angewendet worden. Campe erzählt, daß sie ein junger Mensch aus Verzweiflung an sich selbst vorgenommen hat, welcher sei-

nen Ring über funfzehn Jahre getragen, dieselbe Operation in der Folge an vielen jungen Leuten vollzogen, und an ihnen eben so bewährt und zugleich in jedem Betracht eben so unschädlich befunden hat, als an sich selbst. Wir möchten aber doch diese schmerzhafte, und unter gewissen Umständen schädliche Operation keineswegs empfehlen. Wo eine kräftige Erziehung und eine gesunde Moral nicht vor Lastern schützt, da wird selbst die Infibulation nicht radical sein!

Italienische Schlösser.

S. Gürtel.

Jugend.

Die Jugend ist die schöne Blüthenzeit des Lebens, in der Körper und Geist sich entwickeln, in der der Mensch heranreift zu seiner Bestimmung, in der er, mehr als in jeder andern Lebenszeit, im Vollgenusse der Glückseligkeit seines Daseins schwelgt. Seine Lebenskraft steht in der Jugend, namentlich zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre in der höchsten Culmination, und strebt danach, sich auszubreiten und ihre Macht geltend zu machen. Die jugendliche Constitution ist, mit wenigen Ausnahmen, sanguinisch, feurig, lebhaft: der Teint ist belebt, die Haut elastisch, ausgespannt, weich und zart, das Fleisch fest, aber doch nicht hart, sondern dem Drucke nachgebend, die Circulation rasch und lebendig, der Puls deshalb lebhaft und voll, das Blut schön geröthet und warm, bringt Leben und Nahrung und Säfte in die entferntesten Körpertheile, daher die lebenslustige Leichtigkeit und Freiheit des ganzen Körpers, alle physiologischen Funktionen, Verdauung, Schlaf u. s. w. gehen leicht und ohne Beschwerden von Statten, und keine Kränklichkeit, keine Unbehaglichkeit stört das behende Räderwerk das Organismus. Diese Fülle des Lebens äußert sich vorzüglich im Systeme der Geschlechtsorgane. Wir haben bereits im Artikel: Entwicklungsjahre den Vorgang des erwachenden Sexuallebens geschildert, und dürfen uns hier nicht wiederholen; mit dem Wachsthum jener Organe entsteht das Bedürfniß zur Erfüllung ihrer Funktionen, dieser Drang wird lebhafter und lebhafter, und die Geschichte der Menschheit hat mehr als zu oft bewiesen, zu welchen erstaunenswürdigen Extremen er die Jugend fortreißen könne! Dieses Feuer

des Temperamentes wird vorzüglich durch die Entwicklung des Respirationssystems angefacht. Mit der Epoche der Mannbarkeit erweitert sich die Brust ganz vorzüglich unter allen Organen. Beim weiblichen Geschlecht entwickelt sich der Busen, aber bei Jünglingen und Mädchen erweitern, vergrößern sich die Lungen, Herz und Gefäßsysteme werden kräftiger, daher neigt auch das jugendliche Alter so vorzüglich zu Blutungen und Entzündungen der Brust; und daher wird jede erbliche Anlage zu Schwindsucht und andern Brustkrankheiten in dieser Zeit so gefährlich. Die Stimme zeigt gleichfalls um die Periode der jugendlichen Entwicklung, besonders beim Manne, eine merkliche Veränderung, und wie die Lungen, so nimmt auch der Kehlkopf und die Stimmröhre an Umfang und Wachsthum sichtbar zu.

Dies sind die körperlichen Karaktere, die das glückliche Zeitalter der Jugend bezeichnen. Auf eine Schilderung der allbekannten moralischen Eigenthümlichkeiten des jugendlichen Alters brauchen wir hier nicht einzugehen. In wie fern diese aber auf das Thema unsres Werkes Bezug haben, ist ihrer am gehörigen Orte weitläuftiger Erwähnung geschehen.

Jungfrau. Jungfrauschaft.

Wie die Blume, die heimlich erblüht in umgittertem Garten,
Nicht von der Heerde gekannt, von keinem Pfluge zerstampfet
Sanft von den Lüften gewiegt, von Sonn' und Regen erzogen:
Viele Knaben begehrten sie schon und Viele der Mädchen —
Aber wie sie, gepflückt mit zartem Finger, verwelket,
Und nun jetzo sie Keines begehrt der Knaben und Mädchen —
Also die Jungfrau, so lange sie unberührt — —

Diese dem Catull nachgebildeten Zeilen bezeichnen poetisch das hochwichtige Thema, das wir jetzt wissenschaftlich ernst in dieser Abhandlung zu erläutern haben. Jungfrauschaft! Heiliges Wort, an das sich bei dem gebildeten Geist die reine, geläuterte Idee der ganzen Menschwerdung knüpft! Jungfrauschaft, du edelster, physischer Vorzug des Menschen vor allen andern Geschöpfen, schönster Preis seiner Liebe, wie oft ist deine Würde von gemeinen, sinnlichen Spöttern vor und nach Voltaire in den Staub gezogen worden, wie oft dientest du nur als Lockspeise, als Gewürz für erschlaffte, entnervte

Schmecker, statt daß deine Blüthe nur bestimmt ist, von reinen Händen gepflückt zu werden! Möge deine erhabene Idee meine Leser in ihrer ganzen Unschuld und Reinheit umschweben, indem wir sie mit dem Zergliederungsmesser in der Hand hier anleiten wollen, deinen anatomischen Bau, deine physiologischen Verhältnisse zu untersuchen, und möge kein profanes Auge in diesen Blättern Nahrung für seine Lüste, seine Sinnlichkeit suchen und finden!

Von dem Augenblicke der vollendeten Pubertät an, (s. Entwicklungsjahre) wo das Kind, das Mädchen zur Jungfrau herangereift ist, steht sie als ideale Repräsentantin ihres Geschlechtes da. Jetzt erst beginnt sie, ihre Wechselwirkung auf das andre Geschlecht zu üben, und die Liebe, die Mutter der Menschen, tritt in ihre Rechte auf das, ihr jetzt erst neugeborne Kind. Die Jungfrau tritt in den Kreis der männlichen Jugend, sie zieht an, und wird angezogen, und in nicht langer Zeit findet sie den rechten Pol, gegen den hin alle ihre Kräfte sich concentriren —

Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unsrem ganzen Wesen:
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn,
Die Dinge sind nicht mehr, was sie zuvor gewesen;
Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin
Die Göttin glänzt, die Wolk', auf der sie schwebt,
Der Schattengrund, der ihren Reitz erhebt.

Wieland.

— — Kurz, es beginnt jener Kreislauf von schönen Gefühlen, den alle Dichter unter der Bezeichung der ersten Jugendliebe verherrlicht haben, die auch wir vom naturphilosophischen Standpunkte aus in der Einleitung unsres Werkes karakterisirten, und die am Ende immer, wie wir es auch dort schon behaupten mußten, darauf hinausläuft, daß ein unwiderstehlicher Drang der Jungfrau ewig an ihre Menschlichkeit mahnt:

Prenez vite un mari —
Je ne sais quel désir le lui disait ainsi.

Lafontaine.

Von dieser Lebensepoche ab bekommt auch die schönste natürliche Mitgift des Mädchens, ihre Jungfrauschaft, erst ih-

ren eigentlichen, physischen und moralischen Werth und von jetzt an erst interessirt es, ihre physischen und moralischen Zeichen zu kennen.

Was zuerst nun die physischen betrifft, so existirt Eines, das von den ältesten Zeiten her ein Streitpunkt für die Naturforscher war, und von diesen als Haupt- und wesentliches Kennzeichen der menschlichen Jungfräulichkeit angesehen wurde, während Jene gar keinen solchen Werth darauf legten, wir meinen die Existenz des sogenannten Hymen. Daß viele der ältesten Anatomen das Dasein dieses Häutchens ganz ableugnen, darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, auf welcher niedern Stufe die Zergliederungskunst zu Galens, Oribasius', Valesius', Laurentius' und Andrer Zeiten noch stand. Andre haben das Hymen für eine widernatürliche Membran, eine Krankheit gehalten, und neuerlichst endlich haben viele bewährte Autoritäten, z. B. Osiander und Cüvier, eine ganz ähnliche Membran, wie das menschliche Hymen, auch bei Eselinnen und andern weiblichen Säugethieren entdeckt, so daß also das rein und ausschließlich Menschliche im Werthe dieses kleinen Organs wegfiele.

Wie dem auch sei, bei der unverletzten Jungfrau existirt eine solche Membran, und bis auf seltne Ausnahmen, von denen nachher, muß sie zerstört werden, wenn eine consommirte Vermischung statt finden soll. Das Hymen ist beim ersten Anblick halbmondförmig, zeigt sich aber, bei genauerer Untersuchung als vollkommener Ring, der den Eingang zu den Geburtsorganen verschließt, und nur eine kleine Oeffnung für die excrementiellen Säfte läßt. Auch diese Oeffnung ist in Gottlob! seltnen, pathologischen Fällen verschlossen, und erfordert die, meist gefährliche Hülfe der Chirurgie. Sie kann aber auch so groß sein, daß sogar Begattung bei unverletzt gebliebenem Hymen geschehen ist. Zerstört wird diese kleine Membran in der Regel durch die erste Umarmung; in seltnen Fällen freilich auch durch große Sprünge, Stöße, einen Fall, Reiten und dergleichen, doch muß der Arzt bei solchen Gelegenheiten immer eher zu sceptisch als zu leichtgläubig urtheilen. Indeß kann es umgekehrt nicht als allgemeines Gesetz aufgestellt werden, daß die erste Begattung nothwendig Zerreißung des Hymens zur Folge haben müsse, da unbezweifelte Erfahrungen gelehrt haben, daß nicht allein, wie wir eben sagten,

Begattung, sondern auch Schwangerschaft, ja Geburt bei jungfräulich erhaltener Membran erfolgt sei. Ein Rechtsgelehrter, erzählt Pinaeus, heirathete ein Mädchen von sechszehn Jahren. Der Sieg wird dem Bräutigam so leicht, daß in ihm die erschütterndsten Zweifel über die Unschuld seiner jungen Frau aufsteigen. Die erfahrne Mutter derselben erinnert sich aber, daß ihre Tochter sich eben in den kritischen Tagen befände, und da sie die physiologische Wahrheit kennt, daß in dieser Zeit zuweilen die quästionirten Theile so erschlaffen können, daß Umarmung bei jungfräulichem Zustande möglich wird, so ersucht sie ihren Schwiegersohn, seine Liebe nur noch wenige Tage zu zügeln. Vergeblich versucht er nun der ehelichen Pflicht Genüge zu leisten, er findet Anfangs einen undurchdringlichen Widerstand, erreicht endlich das Ziel, vergißt allen Argwohn, und lebt mit seiner Frau glücklich. — Ein andres Beispiel dieser Art, erzählt eben derselbe Schriftsteller von einem Kaufmann, der ebenfalls über seinen leichten Triumph in der Brautnacht unruhig wird, den andern Tag in Geschäften verreist, nach einer Abwesenheit von drei Wochen zurückkommt, seine Frau schwanger und dennoch bei ihr eine Veste findet, die er Anfangs mit Leichtigkeit eingenommen, nun aber mit der größten Mühe erobern muß. Auch Haller hat einen solchen Fall beobachtete.

Alberti erzählt von eines Weißgerbers Tochter, die sich an einen Gesellen von ihrer Profession verheirathet hatte, der in der Brautnacht einen sehr leichten Triumph hatte, und daher seiner Frau vorwarf, sie sei keine reine Jungfrau gewesen. Indessen belehrten ihn die Kunstverständigen, daß, da seine Frau mit im Handwerk gearbeitet, und bald im kalten, bald im warmen Wasser bis an den Unterleib gestanden habe, der Zufluß des Blutes nach jenen Theilen so vermehrt worden wäre, daß nothwendigerweise die gedachte Erschlaffung und Erweiterung hätte entstehen müssen. Der eifersüchtige Ehemann ward beruhigt.

Tollberg bemerkt, daß sich dergleichen Fälle öfter ereigneten, als sie beobachtet würden, weil die Ehemänner theils nicht wüßten, was sie gefunden hätten und finden sollten, theils die Geheimnisse des Ehebetts nicht kund machten. Er selbst, fährt er fort, habe einen gemeinen Menschen sich rühmen gehört, öfters mit Mädchen zur Zeit ihrer Krise zu thun

gehabt zu haben, die alsdann die Männer am liebsten zuließen, weil sie zu dieser Zeit weder Schwangerschaft, noch Verlust der Jungfrauschaft zu befürchten hätten.

Daß ferner bei einem widernatürlich festen Hymen, ohngeachtet eines unvollkommen vollzogenen Beischlafs, doch Empfängniß und Schwangerschaft statt haben könne, beweisen folgende Fälle: Ein Goldschmidt in Paris fand bei seiner jungen Gattin einen so verschlossenen Eingang, daß er sich genöthigt sah, auf die Scheidung zu dringen, obgleich die junge Frau, Zeichen der Schwangerschaft bei sich verspürte. Bei der Untersuchung der Aerzte und Wundärzte entdeckte es sich, daß das Hymen in eine harte Membran ausgeartet, und nur mit einigen kleinen Oeffnungen versehen war. Man schnitt diese Haut durch, und nach sechs Monaten kam die Frau mit einem gesunden Kinde nieder. Pauli fand ein fleischigtes Hymen bei einer Kreisenden. Eine andere junge Frau konnte wegen Widerstand des Hymens nicht gebähren. Sie ließ aus Schaamhaftigkeit keinen Wundarzt zu, und starb unter den Geburtsschmerzen.

Die Gegenwart des Hymens ist also kein unbedingt geltender Beweis einer unberührten Jungfrauschaft, dagegen zeugt die Abwesenheit jener Membran, und die Reste ihres frühern Daseins fast immer von einer gepflückten Blüthe.

Für ein zweites, physisches Zeichen einer unbefleckten Jungfräulichkeit hat man die Enge der Theile gehalten. Diese kann aber durchaus kein unbedingtes Zeichen *pro* abgeben, obgleich ein Sachverständiger Arzt, mit gehöriger Berücksichtigung auf Alter, Leibesbeschaffenheit, Temperament, Klima u. s. w. im individuellen Falle auf diesem Zustand wohl mit reflektiren dürfte.

Ein drittes Zeichen ächter Jungfräulichkeit soll der Blutverlust in der ersten Umarmung sein. Viele Nationen hielten und halten, wie wir oben schon erzählten, grade diese Probe für so wesentlich, daß sie sie als Bedingung einer fortzusetzenden oder gleich wieder aufzulösenden Ehe feststellten. Auch Abraham *a Sancta Clara* spielt auf den Werth dieses Zeichens an, wenn er in einer seiner Trauerreden klagt, daß, anstatt es ehedem in dem Brautbette nach der ersten Hochzeitnacht, als wenn sich ein Paar Bären gerauft, ausgesehen hätte, man nunmehro kaum die Spuren eines abgeschlachteten

Huhns darin finden könnte. Zwar ist Blutverlust meist ein Zeichen eines eben verletzten Hymens, allein wieder kein sicherer Beweis, daß nie vorher eine Umarmung gepflogen worden sei. Denn, um nicht zu erwähnen, daß ein kleines Aederchen verletzt werden und bluten kann, so ist mehr als zu oft der Fall vorgekommen, daß schlaue Weiber, um ihren Liebhaber zu hintergehen, durch blutgetränkte Schwämme und dergleichen eine künstliche Blutung machten!

Was endlich das vierte Zeichen der reinen Unschuld, den Schmerz beim ersten Beischlafe betrifft, so ist dieser zwar eine natürliche Folge der angethanen Gewalt; da aber Schmerz nicht geprüft werden, und also vorgegeben, geheuchelt werden kann, so hat dies Zeichen ärztlich fast gar keinen Werth.

Dennoch sind alle diese bis jetzt angegebenen Kennzeichen noch immer naturbewährter und sicherer, als eine Menge anderer, die die Alten besonders ausgeheckt haben, an die man noch heute bei alten Weibern und in Spinnstuben hoch und theuer glaubt, die aber meist entweder der Aberglaube oder die Lüge ersonnen haben. Einige mögen zum Beispiel hier stehen:

1) Ein gefärbter Ring um die Augen, war nach der Meinung der Alten ein Zeichen der verlornen Keuschheit.

2) Die Härte des Knorpels an der Nase galt für ein Zeichen der bewahrten Jungfrauschaft; ließ er sich aber durch einen Druck beim Anfühlen theilen, so war sie nicht mehr in guten Umständen.

3) Eine klar und helltönende Stimme bezeichnete eine keusche, eine gröbere hingegen eine unkeusche Jungfrau.

4) Andere haben den Zustand der Jungfrauschaft nach der Dicke des Halses beurtheilen wollen, und geglaubt, daß ein Mädchen alsdann noch Jungfrau sei, wenn ein Faden, den man von dem äußersten Ende der Nase bis zu dem Ende der Pfeilnath auf der Seite, wo sie sich mit der Winkelnath vereinigt, mißt, um ihren Hals herumreicht. (Vgl. Hals.)

5) Die Farbe der Warzen am Busen. Diese sollte nach der Meinung der Alten, frisch und rosenroth sein, durch den Beischlaf aber eine andre Farbe bekommen. Aber außerdem, daß die Farbe der Warzen sich nicht selten nach den

Haaren abändert, da sie z. B. bei Blondinen meist roth, und bei Brünetten braun sind, so ist trotz der Sympathie zwischen dem Uterus und den Brüsten, ein einigemal wiederholter Beischlaf und wiederholtes Betasten der Brüste nicht im Stande, die Derbheit und Rosenfarbe derselben zu ändern.

6) Die Milch in den Brüsten eines Mädchens ist zwar ein minder trügliches Kennzeichen der Entjungferung, als die vorigen. Die Erfahrung bestätigt jedoch, den Gesetzen der Natur gemäß, daß durch Kunst und äußere Mittel in die Brüste eines mannbaren noch jungfräulichen Mädchens Milch gelockt werden kann, z. B. durch das Anlegen eines saugenden Kindes.

7) Denjenigen, welche gern geheimnißvolle Wege suchen, um hinter die Wahrheit zu kommen, kann noch folgendes, sonst sehr berühmtes Mittel, die Jungfrauschaft eines Mädchens zu erproben, empfohlen werden. Man mache ein Bad von Pappelblättern, Johanniskraut, Melde und Bärenklau, mit einigen Handvoll Flachsknoten, worin noch der Saame ist, nebst einem gleichen Maaße von Flöhkraut. Man lasse die zu prüfende Person eine Stunde lang darin und stelle alsdann die Untersuchung an. Ist das Mädchen noch Jungfrau, so werden sich seine Geschlechtstheile fest zusammenschließen und wie eingeschrumpft sein; ist sie aber entjungfert, so werden sie schlaff, weich und herabhängend erscheinen, und wenn auch alle mögliche zusammenziehende Mittel gebraucht worden sind.

8) Unter den famösen Jungfrauenproben muß ich noch eins erwähnen, nämlich die Kunst durch den Geruch zu wittern, ob ein Mädchen keusch oder unkeusch ist. In Prag soll ein Mönch gewesen sein, der auf diese Art die Keuschheit oder Unkeuschheit der Mädchen und Weiber habe aufspüren können. Von einem Blinden in Paris erzählt man, er habe durch die Feinheit seiner Nase entdeckt, daß eine seiner Töchter ihrem Liebhaber Freiheiten vergönnt habe, wozu nur der Ehestand berechtigt.

Sind nun schon alle diese sogenannten Kennzeichen der physischen Jungfrauschaft sehr trüglich, um wie viel schwerer wird es nicht sein, die moralische Jungfräulichkeit eines Mädchens zu erforschen;

J'ai conservé ma virginité, mais non mon pucellage,

sagt

sagt eine Dame bei Rousseau. Es giebt allerdings wohl eine solche Trennung zwischen geistiger und körperlicher Unschuld, wenn auch der Liebhaber bei seiner Geliebten sie nicht statuiren möchte. Aber wird nicht ein Mädchen, das durch schlechte Erziehung, eifrige Lectüre von Romanen und schlüpfrige, erotische Schriften, vielleicht gar durch die unerlaubten Selbstgenüsse seine Phantasie bereits ganz entzügelt, doch aber noch nie einem Manne sich förmlich hingegeben hat, wird sie nicht physisch Jungfrau genannt werden müssen? Wird nicht auf der andern Seite in jenen seltenen Fällen, wo durch Verletzungen der Kranz der Jungfrau entblättert wurde, die reinste, köstlichste Jungfräulichkeit noch aufrecht erhalten werden können? Gewiß! Was es aber mit der moralischen Jungfrauschaft auf sich habe, das wollen wir in der Abhandlung: Keuschheit weiter untersuchen.

Sehr natürlich leiten uns jene Betrachtungen auf die Frage, ob ein gewaltsamer Raub der Jungfrauschaft, eine ganz wider Willen des Weibes geschehende, erzwungene Defloration (Nothzucht) möglich sei? Denn auch dann wird die Unglückliche ihr reines Gemüth unter den Stürmen des sie bezwingenden thierischen Wüthrichs wohl bewahren können.

Spötter haben behauptet, auf den Grund einer von ihnen angegebenen genauen Bekanntschaft mit der Psychologie des weiblichen Geschlechts behauptet, daß eine wirkliche Nothzucht, wo nämlich vom Augenblicke des ersten Aufloderns bis zum letzten Erlöschen der Umarmungsgluth, der Wille des Frauenzimmers ungebeugt bliebe — daß ein solcher Akt nie und nirgends möglich sei, wofür man z. B. bei Wieland und Piron einige salzige Sentenzen lesen kann.

Das ist nun freilich übertrieben, und der erfahrne Arzt spricht anders, als diese Spötter. Es ist nämlich allerdings eine Uebermacht, also ein Zwang von Seiten des Mannes möglich, wodurch der Widerstand des Weibes vereitelt werden kann. Es können zuvörderst mehrere Männer eine arme Unglückliche überwältigen; ferner kann die Genothzüchtigte entweder außerordentlich jung und sehr schwach sein, oder sie ist auch wohl so gar unschuldig, daß sie von der schändlichen Absich ihres Verführers gar nichts ahnet, oder sie kann durch angedrohte Todesgefahr gezwungen werden, sich ruhig zu

verhalten, oder sie kann sich in einem, durch künstliche Mittel oder krankhafte Znstände bewirkten Zustande von Bewußtlosigkeit und Betäubung befinden. Fehlt indeß eine dieser Bedingungen, so werden Wieland und Piron bei der Klage wegen angethaner Gewalt wohl so ziemlich Recht hehalten! Eine wirkliche Schwängerung in den letzteren Zuständen von tiefem Schlaf oder Bewußtlosigkeit haben Viele für unmöglich gehalten. wohl aber kann in einem leichtern Schlaf, einem leichtern Rausch, einer geringerer Betäubung Empfängniß erfolgen. Man muß sich aber auch hier vor Täuschungen hüten, und Täuschungen sind freilich hier leicht möglich. — — —

Es giebt bei unserm Thema einige schauderhaft-ernste Geschichten, von denen wir einige zur Unterhaltung und Belehrung unsrer Leser hier mittheilen wollen. Pitaval erzählt in seinen merkwürdigen *causes célèbres* folgenden Fall: Ein junger Mann von vornehmer Geburt wird gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, ohne andern Beruf dazu zu haben, als den strengen Ehrgeitz seines Vaters. Während seines Noviziates macht er eine Reise, und kehrt bei einbrechender Nacht in einen Gasthof ein, dessen Wirth und Wirthin in der tiefsten Betrübniß sind über den eben erfolgten Verlust einer einzigen Tochter. Der folgende Tag ist zu ihrer Beerdigung bestimmt. Der junge Mönch wird gebeten den Leichnam zu bewachen.

Nach der Schilderung der Eltern hatte die Natur die ganze Summe der zaubervollsten Reitze an das verblichene Mädchen verschwendet. Die lebhafte Phantasie des Ordensbruders wird in der nächtlichen Stille immer reger und stellt ihm die Erblaßte in der reitzendsten Schönheit dar. Die Neugierde, sich selbst davon zu überzeugen, besiegt die Schauer des Todes; er enthüllt das Gesicht der Verblichenen, und erblickt staunend eine noch weit hinreißendere Anmuth, als sie ihm seine Phantasie gemalt hatte.

Einsamkeit, nächtliche Stille, alles vereinigt sich, das Blut des jungen Mannes in ein ungewöhnliches Feuer zu bringen. — Verdrängt sind auf einmal die heiligen Gelübde des Ordens, das Zurückschreckende des kalten Todes; — die Sinne zerrinnen ihm, und — er umarmt mit glühender Wollust den schönen Leichnam!! Aber Reue und Schaam folgen plötzlich der That und er eilt mit anbrechendem Tage davon. —

Man trägt die Tode zu Grabe. Auf einmal wird eine Bewegung im Sarge bemerkt; man eröffnet denselben und findet das Mädchen lebend. Grabgeläute und Sterbelieder verstummen, alle Zuschauer blicken sie feierlich staunend an, Freude und Schrecken wechseln in der Seele des Vaters und der Mutter.

Doch dies Glück der Eltern ist nur von kurzer Dauer. Besondere Zufälle verkünden das baldige Mutterwerden der Tochter. Vergeblich quält man sie mit Fragen — sie weiß nicht, wie sie in diese Umstände versetzt worden ist. Neun Monate nach ihrer Auferstehung vom Tode, bringt sie ein gesundes Kind zur Welt. Die beleidigten Eltern rächen diese Schmach und verbannen die Unglückliche in ein Kloster.

Das Schicksal des Mönchs hatte indessen eine günstige Wendung genommen; er war einziger Sohn geworden, durch den Tod seines Vaters zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, und von seinen Klostergelübden losgesprochen.

Der Zufall will, daß eine Reise ihn zum zweitenmal durch jene Stadt führt. Er kehrt in deselben Gasthof wieder ein, und denkt an nichts weniger, als an die Folgen jener Nacht. Indeß liest er in den Blicken der Bewohner dieses Hauses Züge eines mit Leid und Kummer belasteten Herzens. Er fragt nach der Ursache, und hört mit Bestürzung aus dem Munde der Eltern, den Erfolg jenes verliebten Abentheuers. Unverzüglich eilt er in das Kloster, welches die unschuldig Büßende verbirgt, findet sie weit schöner im Leben als im vermeintlichen Tode, und wählt sie mit Entzücken und freudiger Einwilligung der Eltern zu seiner Gattin. —

Den von den Agnaten über diese Geschichte, nach dem Tode aller, die daran Theil hatten, erregten Prozeß, kann man bei dem oben angeführten Pitaval nachlesen.

Folgenden im Jahr 1722 sich ereignet habenden Fall, wo ein Frauenzimmer einen Schlaftrunk bekommen und während der Bewußtlosigkeit geschwängert worden zu sein vorgab, habe ich aus Alberti entlehnt, und theile dessen Geschichtserzählung ganz im Originalvortrage, wie solche der medicinischen Facultät zu Halle eingeschickt worden, mit.

„Denenselben kann hierdurch nicht verhalten, was maaßen eines Königlich Preußischen Bedienten einzige Tochter allhier, die von ihren noch lebenden beiden frommen und ehrli-

chen Eltern zu einem gottesfürchtigen und tugendhaften Wandel von Jugend auf angeführt worden, sich selbst auch jederzeit ehrbar verhalten hat, wider alles Vermuthen am siebenten Oktbr. einer jungen Tochter genesen. Ob nun wohl die bekümmerten Eltern, noch vor der Niederkunft, indem die Mutter aus den Zufällen und veränderten Gestalt des Leibes etwas Widriges befürchtet hat, dieselbe auf das Härteste zur Rede stellten; so hat sie doch keinen männlichen Beischlaf gestehen, noch von demselben etwas wissen wollen, also, daß die Eltern sich damit begnügen lassen, und den weitern Erfolg mit Geduld erwarten müssen, zumahlen sie sonst des kränklichen Zustands ihrer Tochter schon gewohnt gewesen, auch keine außerordentliche *tumescentiam ventris*, weil die Frucht dem Rücken sehr nahe gelegen, verspüret haben, der *fluxus mensium* auch noch nicht gänzlich ausgeblieben gewesen. Bei ihrer nunmehrigen Niederkunft aber und da die Sache am Tag gelegen, hat sie ferner, auch im Beisein eines Geistlichen, mit großen Betheurungen contestirt, daß sie ihre Schwängerung nicht gewußt habe, auch bis dato nicht wisse, wie sie dazu gekommen, sondern es Gott am besten bekannt wäre, der auch ihre Unschuld an den Tag bringen würde. Als sie nun aus derer Umstehenden Discursen vernommen, daß Weibspersonen auch im natürlich harten Schlafe, oder auf vorher empfangenen Schlaftrunk, defloriret werden könnten; so hat sie folgendes in Gegenwart des Geistlichen und derer Gerichtspersonen angegeben, ist auch in ihrer nachhero erfolgten gerichtlichen Aussage bis die Stunde dabei verblieben: nämlich, sie wäre nach Weihnachten 1721 zu einer gewissen Weibsperson, in Nähereiverrichtungen, geholet worden, und als sie des Nachmittags um zwei Uhr zu ihr gekommen, habe sie sich auf ein kleines Stühlchen ohne Lehne zu ihr setzen müssen, da denn unter den gepflogenen Discursen eine mit zugegen gewesene Mannsperson, die sie dem Habit nach, vor einen Officier gehalten, ihr ein Becherglas Bier zugetrunken, solches aber nur an den Mund gesetzet, worauf sie nicht Bescheid gethan, die Frau aber habe das Glas auch ergriffen, und gesagt, daß sie sie doch nicht verachten würde, habe aber gleichergestalt das Glas nur mit dem Munde berührt, da denn das Mädchen getrunken, nicht lange hernach aber sich nicht mehr zu besinnen gewußt, wo sie sei und wie ihr geschähe. Ungefähr nach einer Stunde wäre

sie wieder erwachet, und hätte noch auf dem Stühlchen gesessen, die Frau aber neben ihr gestanden und sie gefragt, wie ihr denn gewesen, und was ihr zugestoßen wäre, davon sie keine Ursache anzeigen können, als daß sie, weil sie sonst öfters sich unpäßlich befunden, einer Ohnmacht zugeschrieben, und im mittelst *circa genitalia* und an dem ganzen Leibe einige Schmerzen und Mattigkeit gefühlet, die vorige Mannsperson aber nicht mehr in der Stube gesehen habe. Worauf sie nach Hause gegangen und gemerket, daß sie über zwei Stunden außen gewesen, von dem Zufalle aber hat sie ihren Eltern nichts gemeldet, indem sie selbigen eines Theils vor etwas natürliches gehalten und andern Theils ihre damals krank gelegene Mutter nicht erschrecken wollen. Und ist das Mädchen zur selben Zeit funfzehn und ein Vierteljahr alt, dabei aber schon völlig erwachsen gewesen."

K.

Kahlkopf.

S. Haar.

Keuschheit.

So nennt man jenen moralischen Zustand, in welchem die Macht der Vernunft über den sinnlichen Drang siegt, und der Mensch in einer Sittenreinheit lebt, die ihn von jeder Ausschweifung, wäre es auch nur eine Ausschweifung der Einbildungskraft, abhält. So wenigstens ist vollkommne Keuschheit. Die Folgen eines allzukeuschen Lebenswandels, eines Lebens, in welchem der gesunde Mensch sich allen sinnlichen Liebesgenuß durchaus versagt, haben wir bereits in der Abhandlung: Enthaltsamkeit ausführlich geschildert, und wir wollen daher hier nur Einiges nachholen über die Art und Weise, wie verschiedene Zeiten und Völker die weibliche Keuschheit und Jungfrauschaft zu bewahren und erproben gesucht haben. (Vgl. Gürtel, Infibulation, Verschnittene.)

Ein wunderliches Mittel die weibliche Treue zu erproben, welches Moses ersann, waren die „Wasser der Eifersucht." Die Stelle in den Büchern Mosis lautet so: „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Sage den Kindern Is-

rael und sprich zu ihnen: Wenn irgend eines Mannes Weib sich verliefe und sich an ihm versündigte; und jemand sie fleischlich umarmt, und würde doch dem Manne verborgen vor seinen Augen, und würde entdeckt, daß sie unrein worden ist, und kann sie nicht überzeugen, denn er sie nicht darinnen begriffen; und der Eifergeist entzündet ihn, daß er um sein Weib eifert, sie sei unrein oder nicht unrein; so soll er sie zum Priester bringen, und ein Opfer über sie bringen, den zehnten Epha Gerstenmehls, und soll kein Oel darauf gießen, noch Weihrauch darauf thun. Denn es ist ein Eiferopfer, und Rügeopfer, das Missethat rügt; da soll sie der Priester herzuführen und vor den Herrn stellen, und des heiligen Wassers nehmen in ein irden Gefäß, und Staub vom Boden der Wohnung ins Wasser thun. Und soll das Weib vor den Herrn stellen, und ihr Haupt entblößen, und das Rügeopfer das ein Eiferopfer ist, auf ihre Hand legen. Und der Priester soll in seiner Hand bitter verflucht Wasser haben; und soll das Weib beschwören und zu ihr sagen: Hat kein Mann dich umarmt, und hast dich nicht von deinem Mann verlaufen, daß du dich verunreinigt hast, so sollen dir diese bittre verfluchte Wasser nicht schaden, wo du aber dich von deinem Mann verlaufen hast, daß du unrein bist, und hat jemand dich umarmt außer deinem Mann; so soll der Priester das Weib beschwören mit solchem Fluche, und soll zu ihr sagen: der Herr setze Dich zum Fluch und zum Schwur unter deinem Volk, daß der Herr deine Hüfte schwinden und deinen Bauch schwellen mache, so gehe denn das verfluchte Wasser in deinen Leib, daß dein Bauch schwelle und deine Hüfte schwinde. Und das Weib soll sagen: Amen, Amen. Also soll der Priester diese Flüche auf einen Zettel schreiben, und mit dem bittern verfluchten Wasser abwaschen, und soll dem Weibe von dem bittern Wasser zu trinken geben ꝛc."

Man sieht, daß diese Methode nichts als ein Schreckschuß war, ein moralisches Zwangsmittel, das der vorsichtige Gesetzgeber für sein abergläubisches Volk sehr passend ausgesonnen hatte; denn war das „bitter verfluchte Wasser" nicht mit schädlichen Substanzen gemischt, so werden wohl Keusche und Unkeusche es mit gleicher Wirkung gebraucht haben, so wie Keusche und Unkeusche einen und denselben Effekt verspürt haben werden, wenn etwa mit dem „Staub der Wohnung"

scharfe, erhitzende Sachen zu dem Weihwasser gemischt wurden. Vielleicht machten es aber die verschlagenen Priester wie der pfiffige Ritter Pinetti, der eine Flüssigkeit unter seine Zuschauer umherbot, die in der Hand eines oder einer Verliebten sogleich schäumend aufkochte. Das Geheimniß löste sich, als man erfuhr, daß der Taschenspieler rasch, wenn er das Glas mit der sauren Essenz einem jungen blühenden Mädchen mit lebhaften Augen oder einem *dito* Jüngling hinreichte, etwas Pottasche hineinfallen ließ, wo dann eine chemische Sättigung mit Aufbrausen natürlich erfolgte. Wie Pinetti also Verliebtheit nach gewissen äußern Symptomen vermuthete, so mögen auch wohl die hebräischen Priester oft verfahren sein, wenn sie ihre „Wasser der Eifersucht" erprobten!

Ein anderes Mittel, dessen sich ehemals die reichen Araber bei ihren Töchtern bedienten, um deren Keuschheit zu sichern, waren goldne oder andre kostbare Fesseln, die sie um den Knöchel der Füße anlegten. Beide Fesseln wurden mit einer goldenen Kette zusammen gehalten, und der Schlüssel derselben blieb im Verwahrsam der Eltern. In wie fern diese Ketten die Keuschheit bewahrten, sieht man leicht ein. Allein grade in jenen Ländern sind so viel unnatürliche Laster im Schwunge, daß, wenn auch der natürliche Weg versperrt ist, noch daraus immer sehr wenig auf die reine Jungfräulichkeit einer so Gefesselten zu schließen ist.

In dem innern Theile von Afrika haben alle Männer einen furchtbaren Bund und ein geheimes Gericht wider die Weiber errichtet, das der spanischen Inquisition gar nichts nachgiebt. Der Repräsentant und Richter des Ordens ist ein Popanz, welchen sie Mumbo-Jumbo oder Horey nennen. Diese Schreckgestalt ist ein verkappter Mann, der mit einem langen Mantel von Baumrinde bekleidet, und mit einer Krone oder einem Busch von Stroh geziert ist, wodurch er bis zu einer Höhe von acht bis neun Fuß anwächst. Er spricht eine nur dem Orden bekannte geheime Sprache, und macht bei seinem Ankommen ein so fürchterliches Geräusch, als er zur Erreichung seines Zwecks am dienlichsten erachtet. Die Figur wird sehr sorgfältig von den Männern verwahrt, und kommt nie zum Vorschein als des Nachts, wenn die Männer Streitigkeit mit ihren Frauen beizulegen haben, oder wenn sie dieselben durch Schrecken zur Keuschheit und zum Gehorsam bringen

wollen. Sie überreden diese, daß der Mumbo-Jumbo alles wisse; sie überlassen alles seiner Entscheidung, und er spricht allemal zu ihrem Vortheil. Er verurtheilt sie oft zu einer Tracht Schläge, oder auch wohl gar zum Tode, und seine Sentenz wird durch diejenigen Neger, welche ihm überall folgen und eine Art von Trabanten vorstellen, sogleich vollzogen. Man hat insbesondere die Frauen zu überreden gewußt, daß er auf das äußerste von ihnen beleidiget werde, wenn sie ihre Keuschheit verletzten, und daß er dieses Verbrechen eben so gewiß bestrafe, als entdecke. Sobald sie die Ankunft des verlarvten Weiberrichters gewahr werden, welche er durch sein Geschrei verkündet, so entfliehen sie, wo möglich, so schnell und so weit, als sie nur immer können. Allein sie werden durch seine Trabanten oder die Männer selbst eingeholt, und vor sein fürchterliches Gericht gezogen. —

In Polen sucht man die Keuschheit junger Mädchen durch eine Erfindung zu bewahren, die nicht weniger sonderbar, obgleich nicht so erniedrigend ist, als die vorhin erwähnte. Den meisten Jungfrauen nämlich werden kleine Glöckchen an ihren Kleidern befestigt, damit die Eltern jeden Schritt belauschen können.

O! gewiß, weibliche List hat zu allen Zeiten die Wasser der Eifersucht, Infibulation, italienische Schlösser, Glöckchen, Fußketten und Ohrenbeichte zu täuschen, zu umgehen gewußt, und wo das Gemüth nicht rein ist, werdet Ihr umsonst Eure Erfindungskraft mit dem Ersinnen von Maschinen und Methoden anstrengen, um ein Unglück zu verhüten, für das nur allein die Moral ein Präservativ besitzt.

Keuschheitsgürtel.

S. Gürtel.

Kinn.

Auch das Kinn ist ein wesentlicher Theil der Schönheit des menschlichen Gesichtes, in wie fern kein Thier ein Kinn hat, und dies daher wieder mit ein auszeichnender Karakter der Humanität ist. Es ist verschiedentlich gebildet, je nach Alter, Nationalität und Leibesbeschaffenheit. So ist es bald runder, viereckigter, länger und kürzer, mehr oder weniger hervorspringend u. s. w. Engländer und die meisten nordischen

Völker z. B. haben ein sehr starkes, dickes Kinn, während Spanier, Italiener und andere südliche Völker es mehr spitz gebildet haben, was ihrer Physiognomie etwas Schlaues, Feines giebt. Ein sehr stark ausgebildetes Kinn dagegen zeugt meist nicht von sehr großem Geiste, und die Franzosen nennen daher auch einen Tölpel wohl: *ganache* oder *mâchoire*. Die Länge des Kinns hat besondern Einfluß auf die Varietäten des Gesichtswinkels. (S. Gesicht.) Zuweilen häuft sich das Fett so stark unter der Kinnlade an, daß es das Ansehen bekommt, als wären zwei und mehrere Kinne da, daher man ein solches Kinn auch ein Doppelkinn nennt; besonders sieht man dies bei Leuten von gutem Embonpoint; so erzählt Boileau von einem Prälaten:

Son menton sur son sein descend à double étage.

Kleidung.

Wie wichtig die Bekleidung für die Gesundheit des Menschen sei, welchen mächtigen Einfluß sie auf seine ganze Constitution habe, das brauchen wir wohl nicht ärztlich zu versichern, denn es giebt keinen Vernünftigen, der einen Augenblick daran zweifelte, obgleich er sich vielleicht in demselben als er dieses liest, von irgend einer bizarren Mode, trotz jener seiner Ueberzeugung, in seiner Kleidung zum Nachtheil für seine Gesundheit beherrschen läßt. Wie viel Brustkrankheiten verursachte nicht und verursacht noch täglich der nichtsnutzige Gebrauch der Schnürleiber! Oft veranlaßt der sehr natürliche Wunsch mit Reitzen geschmückt zu erscheinen, die für die weibliche Schönheit so wesentlich sind, und eine elegante Taille zu zeigen, die jungen Frauenzimmer zum Gebrauch der Schnürbrust und sie zerren und pressen die junge, noch wenig entwickelte Brust, um den kleinen Busen desto mehr hervortreten zu lassen; auf der andern Seite aber tragen wieder Viele ein Corset, die grade mehr als reichlich ausgestattet sind, um dann wieder Reitze zu verringern, die weniger durch ihre Qualität, als durch ihre schönen Verhältnisse gefallen, und so sieht man die tyrannische Göttin Mode ihren Sieg über Weiber der verschiedensten Formen feiern. (Vgl. Schnürleib.) Der Druck, den Strumpfbänder und enge Fußbekleidung bewirken, hat oft durch seine schädlichen Folgen an Geschwülsten, Geschwüren u. s. w. das Vergnügen, einen schönen Fuß zu produciren, theuer bezahlen

lassen. (Vgl. Fußbekleidung, Strumpfband.) Wie zu enge oder zu warme Beinkleider und Halstücher schaden, haben wir bereits in den diesen Kleidungsstücken gewidmeten Artikeln erzählt. (Vgl. auch Hemde, Mode, Perrücke, Putz, Reifrock, Schürze, Wäsche.)

Knabenliebe.

Dies ist die mildeste Bezeichnung eines nichtswürdigen, durchaus naturwidrigen Lasters, für das wir im Deutschen noch einen kräftigern Ausdruck haben, der das Schändliche desselben noch mehr bezeichnet, und das man endlich auch noch mit ausländischen Wörtern, die auf den Ursprung und die Natur des Lasters deuten, Sodomie oder Paederastie benennt. Zu welcher Verderbtheit mußte nicht der Geschmack des Mannes herabsinken, als er statt des Organes, welches der Naturinstinkt ihm anwies, jenes zur Befriedigung des wilden Dranges seines verirrten Geschlechtstriebes wählte, das die Natur zur ekelhaftesten und unreinsten aller ihrer Verrichtungen bestimmt hat! Und doch finden wir schon im tiefsten Alterthume den Ursprung dieses Verbrechens, das Natur, Moral und bürgerliche Gesellschaft gleich sehr verabscheuen, denn ganze Städte bei den Hebräern sehen wir schon inficirt von der Lust an dieser Schandthat, und der Feuer- und Schwefelregen, der Sodom und Gomorra zerstörte, wäre vielleicht nicht vom Himmel gefallen, hätte der Ewige nicht die Einwohner für die teuflischste aller Erfindungen züchtigen wollen. Aber die Einäscherung der tiefverderbten Städte der Pantopolis war leider! kein Beispiel, das die übrigen Abkömmlinge Noah's gebessert hätte, und nur später, als die bösen Folgen dieses Verbrechens auf die Verringerung der Population ꝛc. immer sichtbarer wurden, sahen sich die Hebräer genöthigt, durch Strafen und Gesetz dem Laster einen Damm entgegenzusetzen.

Zu derselben Zeit aber errichtete man ihm in Griechenland beinahe Altäre, so allgemein und ohne Rückhalt war bei den feurigen Griechen die Paederastie im Schwunge. Sanctionirte sie doch gleichsam sogar ihre Religion, eine Religion, die als Obersten der Götter einen Zeus anbetete, von dessen Verhältniß zu Ganymed wir nicht nöthig haben, weitläuftig zu erzählen, um zu beweisen, wie sehr es grade in dies Kapitel ge-

hört! Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auch die Großen und Berühmtesten unter den Griechen nach einer solchen Autorität sich nicht scheuten, jenem schmutzigen Verbrechen anzuhängen, und Socrates wird in den gemeinen Annalen der Paederastie stets neben so Vielen der größten Männer nach ihm genannt werden, die sich zu allen Zeiten, unbegreiflich genug, neben andern lobenswerthen Geistes-Eigenthümlichkeiten, auch durch den abnormen Geschmack an dieser Unnatur vor ihren Mitmenschen ausgezeichnet haben. Viele der berühmten Freundschaftsverhältnisse aus dem Alterthum sind auch in Hinsicht auf diese Verirrung des Geschlechtstriebes anrüchig, und der Dichter läßt z. B. den Achill, der um den Tod seines Patroklus trauert, gradezu ausrufen:

Femorum tuorum sanctae consuetudinis Quid pulchrius!

Die Sodomie, die schon in ganz Griechenland, bei den Arabern, Egyptern und Persern im Schwunge war, kam nur erst nach Rom zur Zeit der Sittenverderbniß in der Republik. Später aber veränderte sich die Lage der Dinge, und das ganz entzügelte Rom ward ein Hauptaltar des verworfenen Verbrechens. Die Geschichte bewahrt die schaudervollsten Beispiele aus den Regierungen August's, Tiber's, Nero's, Hadrian's, die selbst den Thron mit ihren Schandthaten befleckten, und deren empörend-niedrige Sündhaftigkeit, auch im Punkte der Knabenliebe, wir hier nicht noch einmal schildern wollen, da wir schon im Artikel: Ausschweifung den menschlichen Geist in seiner tiefsten Erniedrigung gesehen haben, wo auch der Ursprung und die Verbreitung der Paederastie bereits erwähnt wurde. Ließ doch Hadrian, den Verlust seines Geliebten, des schönen Antinous, betraurend, sogar eine Stadt zu dessen Gedächtniß erbauen und ihm Tempel und Orakel errichten, und seine Statue von den römischen Künstlern in unzähligen Abbildern vervielfältigen, von denen uns Mehrere noch heute zeigen, welche Schönheit den üppigen Kaiser an seinem bithynischen Jüngling so sehr entzückte!

Es war kein Wunder, daß bei solcher Sittenverderbniß auf dem Thron die Großen und Reichen darin bald nachfolgten, und die gemeinste Liederlichkeit dann später allgemein ward, so daß sogar von zwei Hirten Virgil sagen konnte:

Formosum pastor Corydon ardebat Alexin:
Der Hirt Corydon entbrannte für den schönen Alexis.

Es scheint, daß Griechenland, Syrien, Egypten, das nördliche Afrika überhaupt, und Asien, die wahren classischen Länder für die Sodomie, noch heute dafür das sind, was sie vor vier, fünftausend Jahren waren. Volney versichert, daß kein Mameluck in dieser Hinsicht fleckenlos sei. Wer das Unglück hat, als Gefangener in die Hände der Raubstaatenbewohner, der Egyptischen Muselmänner, der Beduinen oder der Mauren zu fallen, muß sich auch meist ihren wilden Lüsten hingeben! In allen Ländern Asiens, die an Brama glauben, giebt es sogar öffentliche junge Schandopfer, wie es anderwärts Dirnen giebt, und man bietet sie in edler Gastfreiheit (!) den Fremden als bequemen Genuß dar!

Auf jeden Fall scheint das moderne Europa der Welttheil, wo das Verbrechen der Knabenliebe die wenigsten Fortschritte gemacht hat. Freilich war, wie überhaupt der Mangel an weiblichem Umgang (wie von der andern Seite der Ueberdruß im Genusse desselben) eine Hauptveranlassung zu dem Laster der Knabenliebe ist, diese Unzucht noch im Mittelalter unter den, zum Hagestolziat verdammten Geistlichen sehr gewöhnlich, und selbst mehrere Päbste, wie Leo X. und Sixtus IV., sind mit einem so schwarzen Verdachte in der Geschichte gebrandmarkt: aber die geläuterten, aufgeklärten neuern Zeiten haben durch die schwersten, selbst Todesstrafen (noch 1750 wurden in Paris zwei Paederasten verbrannt —) diese Schandthat verfolgt, die jetzt nur noch in den größern sittenverderbten Hauptstädten ganz im Finstern umherzuschleichen wagt, nirgends aber — zur Schande der Menschheit sei es ausgesprochen! — nirgends in eben jenen größern Europäischen Städten ganz ausgerottet ist! Dort sieht man noch die verruchten Gesellen umherspionniren, wo sich ein junges, schönes Opfer ihrem Sinnenbrande darbiete, man sieht andre, ganz verworfne junge Männer, die für ein armseliges Sündengeld sich nicht scheuen, sich einem Akte hinzugeben, dessen üble Folgen auf die Gesundheit — (an Fisteln, Verhärtungen, Geschwüren der angegriffenen Theile,) sie meistens wohl nicht einmal kennen, und die oft durch gewisse Eigenthümlichkeiten in der Kleidung sich den Liebhabern sogleich als Gesellen vom *Métier*

entdecken, und verrathen, daß man bei ihnen nicht umsonst einen Versuch wagen werde, ein Verhältniß anzuknüpfen, das Gesetz und Moral mit dem Stempel der nichtswürdigsten Verworfenheit bezeichnen!

Knie.

Der hervortretende Theil, der den Schenkel mit dem Unterfuße verbindet, und dessen Vorsprung besonders durch den Knochen, der die Kniescheibe genannt ist, veranlaßt wird, welcher Knochen das Kniegelenk theils beschützt, theils bedingt. Bei einem schönen Knie muß dieser Knochen mit Fett gehörig gepolstert sein, damit das Knie jene weiche, elastische Ründung erhalte, die die Kenner so sehr zu schätzen wissen.

Kopf.

Der oberste Theil des menschlichen Rumpfes, den man naturhistorisch in den Schädel und das Gesicht eintheilt. Die allgemeine Form des menschlichen Kopfes ist die einer unregelmäßigen Sphäre, die nach vorne, unten und den Seiten abgeplattet ist. Genau kann man diese Form nicht angeben, da der Kopf so sehr nach individuellen und Rassen-Verschiedenheiten variirt. Ueberdies verändert sich die allgemeine Configuration des Kopfes auch von der frühesten Kindheit an bis in's späteste Alter hinein. Das Gesicht des Kindes ist noch wenig, sein Schädel stark entwickelt, und erst in den Pubertätsjahren stellt sich das richtige Verhältniß zwischen diesen beiden Partheien ein. Nach Cuvier verhält sich das Gewicht des Gehirns im Kindskopfe zum übrigen Körper, wie eins zu zweiundzwanzig, beim Erwachsenen wie eins zu fünfundzwanzig, beim Mann wie eins zu dreißig, beim Greise wie eins zu fünfunddreißig. Schon hieraus sieht man, was auch tausend andre Erfahrungen bestätigt haben, daß die physisch-großen Köpfe nicht immer deshalb auch die größten Geister sein müssen, und daß die Dickköpfigsten just nicht immer die Genies zu sein brauchen. Der Kopf des Weibes ist im Allgemeinen, wie ihr ganzer Körper, kleiner, als der des Mannes, sonst aber haben Menschen von kleinerer Statur meist einen relativ größern Kopf, als Leute von höherem Wuchs. Bei der Caucasischen Rasse ist der Kopf fast rund, die Stirn mittelmäßig hoch, die Backenknochen klein, nicht hervortretend, das Gesicht oval, die

Nase nicht sehr markirt, das Kinn voll und rund, der Mund klein. Die Mongolische Menschenrasse hat einen fast viereckigten Kopf, stark hervortretende Backenknochen, platte Nase, enge Nasenlöcher, wenig merkbares Kinn, kugelrunde Backen. Bei der Negerrasse finden wir einen engen, an den Seiten zusammengedrückten Kopf, sehr gewölbte Stirn, scharf hervorspringende Kiefer und Augen, Stumpfnase, und wulstig-aufgeworfne Lippen. Die Malayische Rasse hat eine gewölbte Stirn, keine hervortretende Backenknochen, aber den Untertheil des Gesichtes ein wenig hervorspringend, große, dicke Nase und großen Mund. Die Amerikanische Menschenrasse endlich hat breite Backen, tiefliegende Augen, kurze Stirn und Stumpfnasen. (Vgl. **Auge**, **Bart**, **Blondine**, **Brünette**, **Frisur**, **Gesicht**, **Haar**, **Lippen**, **Mund**, **Nase**, **Stirn**, **Wange**, **Zähne** u. s. w.

Kupido.

S. **Amor**.

Kuß.

Wir sprechen nicht von dem Kusse,

den mir mein Vater reichet,

nach der Kußtheorie, die ein bekanntes deutsches Lied giebt — wir sprechen nicht von dem Versöhnungskusse, nicht von dem Schmolleskusse, den sich fidele Brüder beim Glase Wein halbbetrunken bieten, nicht von dem Osterkusse der Russen, nicht von dem Doctorkuß, den der Decan bei der Promotion dem jungen Doctoranden aufdrückt, nicht von den tausend andern Küssen, die das Ceremoniell verschiedener Zeiten und Völker erfunden hat — wir reden von jenen Küssen, die den Geliebten fester an die Geliebte ketten, und die in dem Apparate der Sinnenliebe ein so mächtiger Hebel sind.

Eben aus dieser Ursach erhält der Kuß bei sinnlichen Menschen und Nationen gar leicht eine lascive Bedeutung, und deswegen haben zum Beispiel die Franzosen das Wort *baiser* jetzt ganz aus der feinern, gesitteten Sprache verstoßen, und wir wollten es Niemandem rathen, daß er in einem Pariser Salon von *baiser une Dame* spräche, womit er die schmutzigste Zote ausgesprochen haben würde.

Deshalb ist auch in Paris alles Küssen auf den Mund in Beisein von Leuten verpönt, und der Vater selbst würde dies sich nicht mit seiner Tochter in einer Gesellschaft erlauben, viel weniger noch mit seiner Gattinn. Und nun gar auf dem Theater! Wenn wir Deutschen es alle Abende ganz ruhig mit ansehen, daß der erste Liebhaber die erste Liebhaberin auf den Brettern vor zweitausend Zuschauern *in optima forma* umarmt und auf den Mund küßt, so würde ein solcher Akt auf einem Pariser Theater unerhört sein, und Bänke und Stühle und Orangen und Gläser und Stöcke würden alsbald im fürchterlichen Uniso das in den Augen von Franzosen unerhörte Scandal rügen!

Eben auch weil der Kuß so sehr eng mit den Genüssen sinnlicher Liebe zusammenhängt, haben schon ältere Moralisten und Rechtslehrer verschiedene Streitfragen in Bezug auf das Küssen aufgeworfen, von denen wir einige als Curiosa mittheilen wollen.

1) Darf ein unverlobtes oder auch ein verlobtes ehrliches Mädchen noch den Jungfernkranz tragen, wenn ihr von einer Mannsperson ein Kuß geraubt oder auch freiwillig gegeben worden ist?

2) Wenn eine Mannsperson zu einem Mädchen sagt: „Willst Du mich zum Mann, so gieb mir einen Kuß;" und wenn nun das Mädchen ihn, ohne ein Wort dabei zu sprechen, küßt, kann dieser Kuß als ein bindendes Eheverlöbniß angesehen werden?

3) Verliert eine Jungfrau durch Zulassung eines männlichen Kusses ein Vermächtniß, das die Bedingung mit sich führt: *Si pudice vixerit*, (wenn sie keusch gelebt hat.)?

4) Wenn ein verheirathetes Frauenzimmer eine andere Mannsperson freiwillig küßt, kann gerichtlich daraus der Verdach des Ehebruchs gefolgert werden?

5) Kann ein Ehemann, der seine Frau in geheimen Küssen mit einem andern antrifft, sich des Rechts bedienen, welches das römische Recht gegen den Ehebrecher erlaubt?

Alle diese moralischen und juristischen Bedenklichkeiten beruhen nämlich auf den Erfahrungssatz, daß der Kuß gewöhnlich nur der Anfang zu größern Freiheiten ist, und daß er weiter führt als er meist soll.

Auch dieser Genuß führt, gemißbraucht durch Verschwen-

dung an feile, verbuhlte kranke Geschöpfe, nicht selten zu höchst unangenehmen Folgen, denn eine Infektion durch Küsse gehört gar nicht zu den ungewöhnlichen. Und so rächt sich auch hier die Natur an dem Menschen, wenn er einen erlaubten, menschlich-edeln Genuß in roher Sinnlichkeit zu bloßem Nerkitzel herabwürdigt!

L.

Lesbische Liebe.

„Würde der Mensch viel dabei gewinnen, wenn er die Fähigkeit verlöre, zuweilen unter das liebe Rindvieh hinab zu sinken? Daß sich in den Schmutzwinkeln großer Städte hier und da ein Ungeziefer erzeugt, das in solchen Bestialitäten sein Vergnügen findet, macht der menschlichen Natur bei weitem nicht so viel Schande, als ihr das Urtheil des innern Richters Ehre macht, der unbestechlich in der Brust von Millionen wohnt, und jenes Ungeziefer mit ewiger Infamie belegt.“ So urtheilt Lichtenberg über eine Ausschweifung, die jenem nichtswürdig-eklen Laster, das die Ueberschrift zu dieser Abhandlung bezeichnet, in etwas gleicht. Die Lesbische Liebe ist ein würdiges Seitenstück zu dem Laster der Knabenliebe (s. diesen Artikel) ja wenn in der tiefsten, schmutzigsten Verworfenheit und im Pfuhl der Sündlichkeit noch Grade und Stufen möglich sind, so gebührt wohl unstreitig dem sogenannten Lesbischen Laster der Platz noch unten der Paederastie! Denn wenn schon ein viehisch-entarteter Mann das scheußlichste Bild der Schöpfung ist, welches Wort bezeichnet das viehisch-entartete Weib? Was soll man sagen, wenn man das Weib, das Ideal der menschlichen Sittlichkeit und Tugend, aufgelöst in thierisch-roher Begier sich zum — Weibe neigen, und in weiblicher Umarmung das Geschlechtsfeuer ihrer Nerven löschen sieht?! Gewiß, hier findet die tiefste Erniedrigung des Menschen ihre Grenze!

Wir haben schon oben in der Abhandlung, die einen traurigen, geschichtlichen Ueberblick über die Geschlechtsverwirrungen des menschlichen Geistes bot, im Artikel: Ausschweifung das historische und etymologische der Lesbischen Liebe erzählt, und man wird uns hier Wiederholungen und allzugroße

De-

Details in einer Sache, von der sich der Geist unwillig-empört abwendet, gern erlassen. Ob es wahr ist, daß dies Laster wirklich auf der Insel Lesbos erfunden worden, darüber sind die Stimmen getheilt: daß aber die berühmteste Einwohnerin von Lesbos, die Dichterin Sappho ihm sehr ergeben gewesen sei, darüber herrschen weniger Zweifel. Das alte Rom, das in seinen Messalinen und Julien die ewigen Ideale weiblicher Verworfenheit aufzuweisen hat, sah auch das lesbische Laster in seinen Mauern sehr verbreitet, und die Römer nannten Weiber, die ein schändliches Vergnügen daran fanden, mit Hülfe eines künstlichen Priaps oder einer Clitoris, die unendliche Wollust sehr vergrößert hatte, oder auf anderem Wege sich einander ohne männlichen Zutritt Selbstgenüsse zu verschaffen, Tribaden oder *Fricatrices*. Neuere Zeiten und unser gemäßigtes europäisches Klima haben Gottlob! dieses ekelhafte Laster fast ganz verschwinden gesehen.

Liebe.

S. Amor, Aphrodite.

Liebestränke.

Mit diesem oder mit dem Namen: Philtra benannte man bei den Alten solche Mittel und Zubereitungen, durch welche man in Jemanden Liebe erregen zu können glaubte, Mittel, die meist mit jenen verwandt waren, welche man beibrachte, um den eigentlichen sinnlichen Geschlechtstrieb aufzureitzen, und von denen wir schon im Artikel: Aphrodisiaca gesprochen haben.

Schon im frühesten Alterthum finden wir den Glauben, daß gewisse Medicamente, Zauberformeln, Gebete, Talismane und dergleichen Liebe erregen, andere sie zerstören und verlöschen könnten. Virgil giebt einmal gar ein Recept an, dies letztere zu bewirken, und selbst Zeus konnte einst trotz seiner göttlichen Macht nicht den Gürtel der Juno lösen. Niemand durfte also an der Macht solcher Künste zweifeln —

Quis neget magicas nervos torpere per artes?
Wer wohl leugnet, daß Zauberkünste die Nerven erstarren?

(Vergl. Nestel.) Im luxuriösen Rom besonders waren die Philtra sehr gewöhnlich, und die Thessalischen Weiber, die sich in Anfertigung derselben besonders berühmt gemacht hatten, verkauften solche sogar öffentlich:

Hic Thessala vendit
Philtra quibus valeant mentem vexare mariti.
Hier verkauft die Thessalierin
Liebestränke, damit die Hitze des Gatten zu reitzen.

Selbst die neuern Zeiten haben den Aberglauben, daß es gewisse geheime Wege gäbe, die Zuneigung eines Menschen zu fesseln oder zu erhöhen, nicht ganz abgelegt, und besonders in den mystischen Fabelglauben, den das Christenthum noch beibehalten hat, finden wir die Philtra auch noch mit verwebt. So läßt Shakespeare den König der Elfen, Oberon im „Sommernachtstraum" sagen:

Der Saft, geträufelt auf entschlafne Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Kreatur
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft —

und ein eben solcher Saft ist es, der in der Hexenküche in Göthe's Faust bereitet wird, den armen Doctor zu berücken.

Du mußt nothwendig transpiriren
Damit die Kraft durch Inn= und Aeuß'res dringt,
Und bald empfindest du mit innigem Ergötzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Aber noch mehr! Im abergläubischen Italien glaubt sogar noch heute das Volk ganz ernsthaft an die Kraft solcher Liebestränke, wie der neuste, geistvolle Reisebeschreiber, Wilhelm Müller erzählt:

„Der Sammelplatz der römischen Hexen, deren es unter den jungen und alten Weibern eine große Menge giebt, ist das antike Forum, das jetzige Campo Vaccino. Dort halten sie ihre nächtlichen Zusammenkünfte, die größte und festlichste in der Johannisnacht, zu der sie alle in schwarzer Katzengestalt mit feurigen Augen erscheinen. Diese Verwandlung bewirken sie durch eine geheimnißvolle Salbe, deren Hauptbestandtheil Pimpinellwurzel sein soll, und mit der sie sich den ganzen Leib einreiben. Wer denkt hierbei nicht an die Thessa=

lischen Zauberinnen? Die Hexen brauen Tränke, welche Liebe oder Haß erregen, beschwören Abwesende durch Zauberformeln und machen Wetter. — Die Philtra sind in Neapel zu Hause. Ich habe in einem kurzen Aufenthalte mehrere hinschwindende Jünglinge gesehen, von denen die allgemeine Stadtsage behauptete, sie hätten Liebestränke genossen. Man ist daher sehr behutsam mit dem Verschenken von Haaren, weil man glaubt, daß sich der Liebeszauber leicht an sie knüpfen lasse. In Rom soll man sicherer sein. Doch vermeidet man im Carneval, die von den Masken zugetheilten Konfetti in den Mund zu nehmen, und warnt wohl unwissende Fremde davor. Daher hört man zuweilen von weiblichen Masken den Scherz: *Mangiate, mangiate i confetti. Non siete tanto bello, per aver paura d'una fattura.*" (Essen Sie nur das Konfect; Sie sind nicht schön genug, um sich vor einer Hexerei fürchten zu dürfen!)"

Wenn auch die meisten der Mittel, Liebe zu erwecken, nur in so fern vielleicht eine Wirksamkeit besitzen, als sie durch die verschiedensten Methoden, Besprechungen, Talismane und dergleichen stark auf die Einbildungskraft reagiren, und wenn wieder andre sogenannte Philtra gar auf eine noch schädlichere Art wirksam sind, indem sie narcotische Kräfte haben, dadurch das Opfer einschläfern, und dann allerdings dem schändlichen Verführer eine Macht gönnen, die er ohne sie nicht haben würde, so giebt es doch allerdings gewisse Naturkräfte, die die physische Liebe anregen können; nur wiederholen wir, daß hier dann von einer moralischen Liebe, von Zuneigung nicht die Rede sein kann, und daß es ewig ein Unsinn bleiben wird, eine gewisse Person durch Zauberkünste grade an eine gewisse Person fesseln zu wollen, da in jenem Falle, den wir statuiren, nur die Liebe zu dem andern Geschlechte überhaupt aufgeregt wird. Wir sehen dies schon an den Thieren. Katzen werden durch die *Nepeta cataria* L., durch Baldrian- oder durch Schlangenwurzel u. s. w. sehr aufgereitzt. Vögel, denen man *Foenugrecum*, Buchweitzen u. A. zu fressen giebt, werden liebeshitzig, und sogar die gewiß nicht allzufeurigen Karpfen werden aufgeregt, wenn man ihre Hintertheile mit Moschus reibt.

Eins der, bei Thieren allerwirksamsten Philtra sind die Exhalationen, die die sexuellen Organe verbreiten, und man

weiß, an der Beobachtung vieler unsrer Hausthiere, wie wichtig diese Ausdünstungen für das Begattungsgeschäft sind. (Vgl. Ausdünstung, Geruch.) Die Alten glaubten, daß das, was auf Thiere einen so mächtigen Eindruck mache, auch bei Menschen von großer Wirksamkeit sein müsse, und so bekam besonders das sogenannte *Hippomanes*, der Schleim, den die weiblichen Organe der Stute secerniren, in dieser Beziehung eine große Wichtigkeit bei ihnen. Mehrere ähnliche Secretionen bei Thieren scheinen gleichfalls nur da zu sein, um das Begattungsgeschäft rege zu erhalten, so z. B. das Bibergeil, der Moschus und Andere mehr. Die Alten haben auch alle diese Substanzen in die Recepte zu ihren Liebestränken gemischt, ja noch viel ekelhaftere Dinge, von denen wir nur verrathen wollen, daß sie ähnliche, menschliche Secretionen sind! Wir nennen diese eben so wenig als wir aus einem andern Grunde, in so fern nämlich es ganz überflüssig wäre, leere Namen aufzuzählen, um deren Bedeutung zum Theil die heutigen Botaniker noch streiten, als wir aus diesem Grunde die beliebtesten Ingredienzien zu den Liebestränken der Alten hier mit aufzählen. Was würde es auch unserm Leser nützen, hier zu hören von: *Diacyminum*, *Peganum*, *Dudaim*, *Destenbuje*, *Ophrys*, *Maranta*, *Durmio* u. A.? (Vgl. Aphrodisiaca, Ausschweifung.)

Liederlichkeit.

S. Ausschweifung.

Lippen.

Die Thore des Athems

wie sie Shakespeare so schön nennt! Wie die Lippen einen großen Theil zu dem Charakter, der Form, also auch, je nachdem sie mehr oder weniger normal gebildet sind, zu der Schönheit des menschlichen Gesichtes beitragen, so sind sie auch in der Physiognomik desselben ein sehr wesentlicher Theil, und der Mund spricht fast eben so viel als das Auge. Schon der alte Physiognomiker Johannes ab Indagine zog daher mehrere Schlüsse aus der Form, der Bewegung. der Lippen. Unter Anderm sagt er: „Das ist aber auch erfaren, daß die Menschen, so dünne Lefftzen haben, gemeynklich vieler Wort ge-

schwätzig und darbei wohl beredt seind; fürsichtig, weissz, scharpffsynnig und geschwynder anschleg. Härwidder die übergrosszen Leffzen haben und denen der underleffz abwertz hangt, also daß ynen die zeen härfür blecken, die seynd von natur närrisch, störrig, ungelersam, unreyn, unkeusch." Ohne diese etwas derben Kraftschlüsse hier untersuchen zu können, theilen wir lieber die feinern, physiognomischen Deductionen mit, die Lavater aus den Lippen herzuleiten wußte, die einen tiefern Menschenkenner verrathen, denen aber nur der Werth zuertheilt werden darf, welcher der Physiognomik überhaupt gebührt, das heißt ein sehr bedingter.

Die Fröhlichkeit, sagt Lavater, drängt die Mitte des Mundes ab, und beide Enden auf; die Traurigkeit zieht die Mitte hinauf, und drückt die Enden hinab. Die Oberlippe, so wie man sie aufwirft, bedeutet Frechheit, Unverschämtheit, auch Drohung. Die vorgerückte Unterlippe Ruhmredigkeit und Dummheit. Die platt anliegende Oberlippe verkündet Blödigkeit, die ähnliche Unterlippe Bedacht im Reden. Je kleinere beschnittene Lippen desto netter, desto fester, je größer und geschweifter, desto kraft- und saftreicher ihre Werke. Wie die Lippen, so der Karakter, weiche und schnell bewegliche Lippen, weicher und schnell beweglicher Karakter. Ausgezeichnete, bestimmte, große, wohl proportionirte Lippen, aus denen die sich sanft und auf beiden Seiten gleich schlängelnde Mittellinie leicht herauszuheben ist, sind nie an schlechten, gemeinen Menschen zu finden, wohl aber an wollüstigen, nie an falschen, kriechenden, boshaften Karakteren. Verbissener, lippenloser Mund, der blos einer Linie gleicht, ist sicheres Zeichen von Kälte, Fleiß, Ordnungsliebe, Genauigkeit, Reinlichkeit und wenn er an beiden Enden sich aufwärts zieht, von Affectation, Prahlerei, Eitelkeit. Sehr fleischigte Lippen haben immer mit Sinnlichkeit, Trägheit und Prasserei zu kämpfen. Sanft überhängende Oberlippen sind im Allgemeinen Zeichen von Güte, doch giebt's auch unzählige Güte mit hervorstehenden Unterlippen. Beschnittene, scharf gezeichnete Lippen bedeuten Aengstlichkeit und Geitz. In der Mitte sich hölende Unterlippe — launigter Karakter. Man bemerke nur den Augenblick, wo einem launenvollen Menschen ein *bon mot* auf der Lippe schwebt; die Lippe wird sich ein wenig herablassen

und höhlen. Ein verschlossener Mund, eben nicht zugespitzt affectirter, zeigt immer Muth und Karakterfestigkeit an, und in Fällen, wo die Gegenwart des Geistes unumgänglich ist, sieht man auch sonst offene Mäuler sich schließen.

So viel über die Physiognomik der Lippen; im Artikel Mund werden wir noch einmal auf dies Thema zurückkommen müssen.

Register.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

